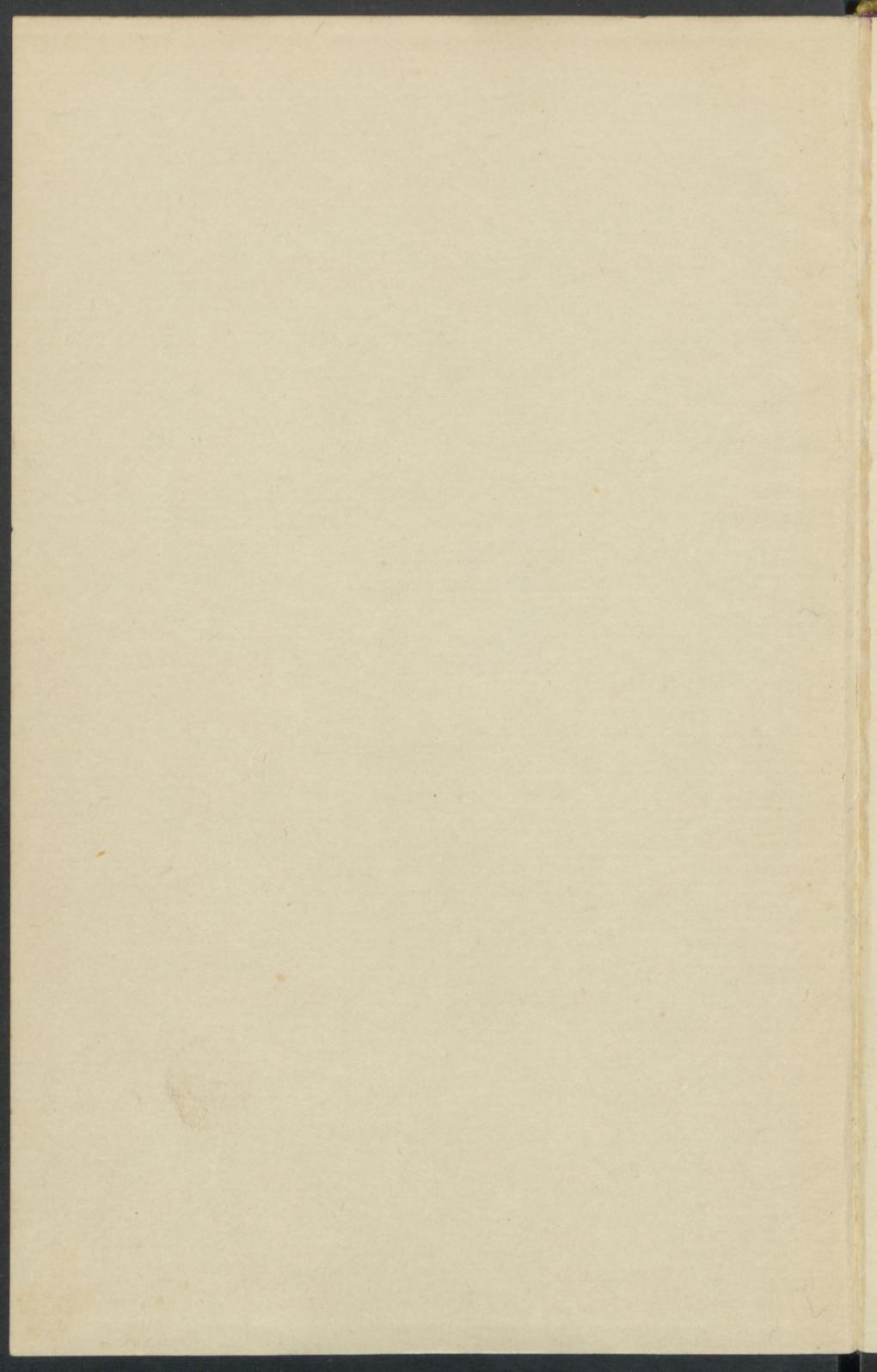


Hermann Amsler
Ich bin gewiß..

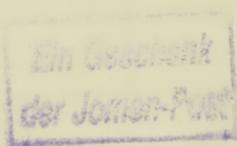
Javon Lassau Agel
als Jäger dat
nachst für Brava
leiderbaßt den Mäest
der Jagdende.

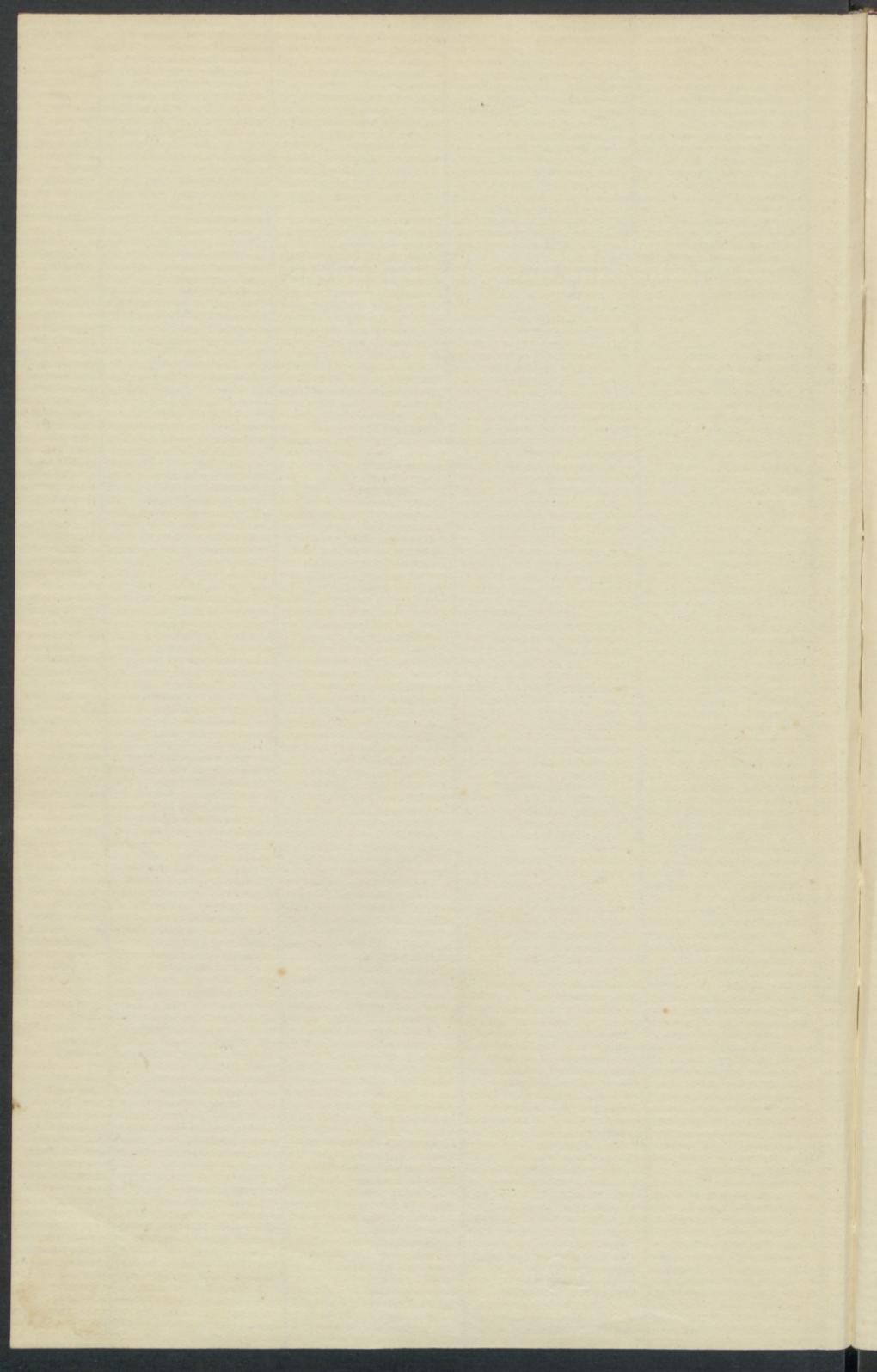
W. Käveraaff.

4. III. 28.



Herm. Amsler / Ich bin gewiß . . .





Ich bin gewiß..

Predigten
von
Hermann Amsler †
gew. Pfarrer an der Heiliggeist-
Kirche zu Bern



Bern / Verlag von A. Francke A.-G. / 1927

252 :: 283] = 112. 2



Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-050962

Akc. Ol Nr 113 | 06 | Cz

Zum Gedächtnis Hermann Amslers.

„Des Gerechten Pfad glänzt wie ein Licht, das immer heller wird bis zum vollen Tag.“ (Spr. 4, 18.)

Ueber dieses Wort hat Hermann Amsler einst in seiner ersten Gemeinde, in Aeschi am Thunersee, gepredigt, und Gedanken und Empfindungen geäußert, die uns ahnen lassen, was durch seine heilig bewegte Seele strömte, als er am Abend vor seinem Tode noch lange still und allein am Strande von Forte dei Marmi saß und auf das leicht bewegte Meer hinausschaute, über das der Vollmond sein zauberisches Licht ergoß. Hermann Amsler sagt in dieser 13 Jahre vorher geschriebenen Predigt:

„Jeweilen in der zweiten Hälfte eines Monats, wenn der Mond abzunehmen beginnt, kann man hier oben ein eindrucksvolles Bild betrachten. Ihr kennt es.

Nachdem der Mond über die Höhen des Beatenbergs gestiegen und den Bergen unseres Ufers entgegengesteuert, fängt auf einmal seine Spur im Spiegel der beiden Seen an mit wunderbarem Glanz zu leuchten. In der Ferne glänzt die Fläche des Brienzersees wie ein traumhaftes Goldland, und ein breiter Streifen des Thunersees glitzert wie flüssiges Gold.

In wie mancher Nacht habe ich vor diesem Bilde von überirdischer Schönheit gestanden und seiner ergrifenden Sprache gelauscht! Und jedesmal kamen mir Gedanken, wie sie bei diesem Anblick auch durch eure Seele gehen mögen, Gedanken voll Andacht und tiefen, mahnenden Ernstes. Jedesmal, ohne Ausnahme, übernahm mich der Gedanke: Wie wundersam, auf seiner Bahn solch leuchtende Spur zu hinterlassen, wie selig die Menschen, deren Pfad auch glänzt wie ein Licht! O, daß der eigne Lauf des Lebens solch helle Spur hinter sich zurückließe!“ —

Sein heiliger Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Es ist zu persönlich, um hier von dem zu reden, was nach seinem frühen Tod, am 26. Juli 1926, erst im ganzen Umfang offenbar geworden ist, welche Seelenhilfe sein Wort und seine geheiligte, reine Persönlichkeit vielen gewesen ist. Nur ein Gedicht sei genannt, das das Leuchten seines Pfades widerspiegelt, ein Gedicht, das Ernst Oser am 29. Juli 1926 in der Neuen Berner Zeitung veröffentlichte:

P f a r r e r H e r m a n n A m s l e r.

Die Kanzel leer . . . Dein Fuß ersteigt sie nimmer,
ein stiller Mann kehrst du vom Süden wieder.
Auf deinem Sarg ruht der Toskana Schimmer,
das Blau des Himmels senkt auf ihn sich nieder.

Dein Herz stand still, das erst noch froh geschlagen
in langersehnter, heller Wanderfreude,
das Wunder dort und Schönheit mitgetragen
in Licht und Duft, umrahmt vom Pinienkleide.

Nun ziehst du heim . . . Die weißen Firne grüßen,
die Stadt umfängt dich, deiner Kirche Schatten.
Das Leben braust dem Gotteshaus zu Füßen,
der Alltag, den du zwangst bis zum Ermatten.

Gen Golgatha, das du so tief ergründet,
zieht unser Leid. Du hast den Gang erstritten!
Nun weinen wir um dich, der uns verkündet,
wie er gelebt, gesegnet und gelitten.

Dein Geist, dein Wort, sie bleiben unsre Güter,
wenn dich der Erde kühler Grund geborgen.
Wir danken dir der Ewigkeiten Güter
und ihre Kraft zu neuem Lebensmorgen! — — —

Die Kanzel leer, — sein Fuß ersteigt sie nimmer.
Aber die Familie ist Güter seines Wortes, der hinterlassen,
wörtlich ausgearbeiteten Predigtmanuskripte
aus den 19 Jahren seiner Predigttätigkeit. Wir glauben es der großen Gemeinde Hermann Amslers schuldig zu sein, daß dieser uns heilige Nachlaß nicht unge-

nutzt liegen bleibt, weil sie „der Ewigkeiten Güter“ enthalten, weil sie unvermindert „Kraft zu spenden vermögen zu neuem Lebensmorgen“.

Der im letzten Jahre erschienene Predigtband trug als Titel das Wort, das von Hermann Amsler selbst als Lebensmotto bezeichnet war: „Von Klarheit zu Klarheit.“ In seinem Leben ist erfüllt, was er in der gleichnamigen Predigt als Forderung aussprach:

„Nicht ein Wandern aus Jugendlicht in immer größeres Herbstnebelland hinein ist das Wandern eines Christen. Ein Reisen in die Klarheit soll es sein.“

In dem Titel dieses Predigtbandes ist das Geheimnis seiner Wirkung ausgesprochen, die wunderbare religiöse Gewissheit, die von ihm ausstrahlte als Kraft. Es ist persönliches Bekenntnis, was er von dem Apostel Paulus in dieser Predigt sagt:

„In Christo ergriff ihn eines ewigen Vaters Liebe, die litt, wie geheimnisschwer es auch klingt, aufopfernd litt um einer abgefallenen Menschheit willen. Diese Liebe gewann des Apostels Herz. Dies Leben von Krippe zu Kreuz riss ihn hinein in gleiche Bahn... In Bethlehem und auf Golgatha hatte er das heilige Gesetz der Hingabe gelernt.“

Diese wunderbare Gewissheit ist ihm freilich nicht von selbst zugefallen, ohne inneren Kampf. Als er nach bestandenem Propädeuticum in Bern 1904/05 in Berlin studierte, führte ihn das Rennenlernen der modernen Theologie in schwerste Seelenkämpfe. Die Eltern besitzen noch einen Brief, in dem er die qualvolle Erstürmung seiner Seele durch die Vorlesungen von Professor Pfleiderer offenbart. Dort schreibt er zuletzt:

„Das alles ist natürlich angetan, den ganzen Glauben zu erschüttern. O, ich gehe nicht umsonst in die Predigt und in die religiösen Gemeinschaften, ich suche, ich suche. Und ich fürchte oft, ich werde nie finden. Das macht mich oft niedergeschlagen und legt überhaupt einen Schatten auf meine ganze Berliner Stimmung. Sonst wäre ich so glücklich. Es geht mir so gut in jeder Hinsicht. Aber wenn der Mittelpunkt von allem schwankt!“

Im nächsten Brief schreibt er:

„Gestern abend bei Herrn Professor Raftan hatte ich Gelegenheit mit einem Theologen über diese Dinge zu sprechen. Er verstand mich außerordentlich gut und sagte, was mir zum größten Trost gereichte: Es sei ihm und mit ihm den meisten andern ganz gleich ergangen, als er Pfleiderer gehört habe. Er habe auch völlig den Boden unter den Füßen verloren. Es sei aber anders gekommen. Er habe sich durchgefrochten, und er könne mir versichern, dieser gärende Most werde um so klareren Wein geben. Er beneide die nicht mehr, die sich nie durchgekämpft haben. Man müsse sich die Sache erringen, damit sie zum Eigentum werde. — Diese Worte waren wie Balsam für mich. Ich hoffe, oder fange an zu hoffen, es werde bei mir auch so gehen.“

Und es ist so bei ihm gegangen, der gärende Most hat klaren Wein gegeben. Ganz besonders half ihm zu immer tieferem Verständnis des Evangeliums, daß er schon in seiner Studienzeit den Weg praktischer Liebesarbeit wählte, den Weg der Hingabe. Er hat in Berlin z. B. früh um 6 Uhr in der „Schrippenkirche“ der Stadtmission sich an der Kaffee- und Brotausgabe an Arbeitslose beteiligt; er hat am Ende seines Studiums in Bethel bei Bielefeld mehrere Monate, bis zu seiner Wahl in Aeschi 1907, sich im Dienst der Armut unter den Armen geübt, der verblödeten Kinder. In einem Briefe vom 5. September 1907 schreibt er:

„An der Arbeit im Hause Nazareth bekomme ich täglich größere Freude, ja nicht nur Freude, fast Begeisterung. Sie geht immer flotter vonstatten und gewinnt immer mehr an Reiz. Mit wahrer Wonne habe ich jüngst vor dem Mittagesessen 36 Paar Schuhe geputzt. Von Sonntag bis Dienstag war ich stellvertretungsweise auf einer andern Station, bei den dümmsten Jungen in Nazareth. Da fühlte ich mich überaus glücklich, weil die Jungen, im Alter von 13—16 Jahren stehend, doch schon mehr imstande waren, etwas Gegenliebe zu offenbaren. Denn die kleinen, bei denen ich von heute an wieder bin, sind schrecklich wankel-

mütig, bald lachen sie, dann heulen sie, dann schlagen sie sich, eine wilde Bande, die schon manchem stark auf die Nerven gegeben hat. Mir tut's merkwürdigerweise nichts, mit größter Ruhe sitze ich unter ihnen, nehme sie in die Arme oder aufs Knie, singe ihnen usw. Aufregen tue ich mich nie."

Zier offenbart sich der Grundzug seines Wesens, das Geheimnis der Wirkung auf viele: die selbstlose, selbsterständliche Zingabe seines ganzen Wesens, wo er Not, wo er Hilfsbedürftigkeit fand.

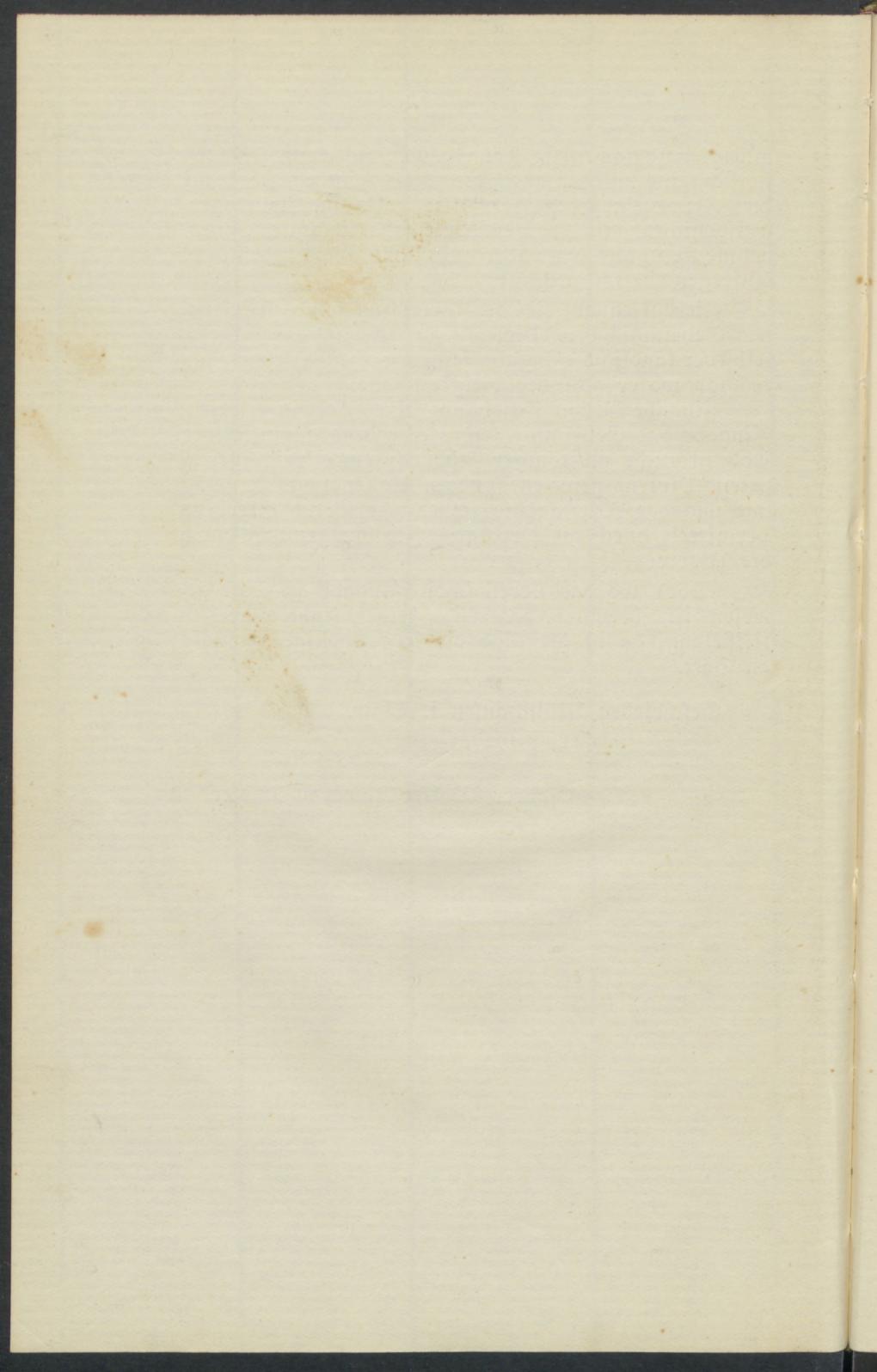
Zingabe ist das Geheimnis seines Lebens gewesen, Zingabe das Geheimnis seines Sterbens. Sein früher Tod ist nicht mißtöniger Abbruch eines reich gesegneten Wirkens gewesen, sondern Vollendung. Er selbst hat uns das Verständnis seines verklärten Sterbens vermittelt durch die Predigt: „Ich bin gewiß“, durch die Worte:

„Dort, wo das Leben schon Zingabe an Gott gewesen ist, bedeutet das Ende keinen sinnlos grelle Missklang, da ist der Tod die letzte völlige Zingabe an Gott.“

Geschrieben Mühlhausen i. Thür.,

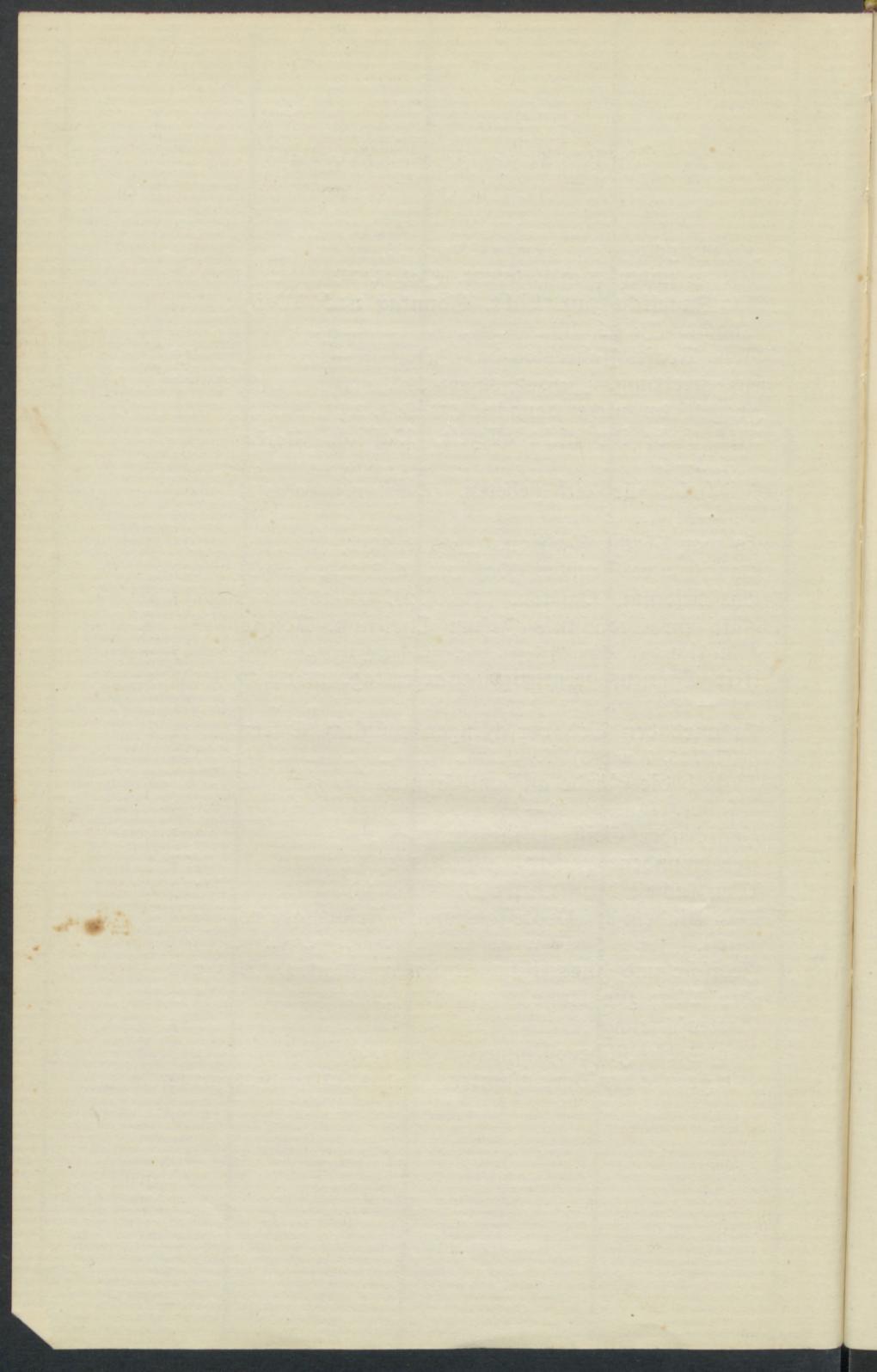
Herbst 1927.

Pfarrer Walter Kawerau-Amsler.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Ich bin gewiß . . . (Röm. 8, 38 und 39)	13
Mitten unter euch. Advent. (Joh. 1, 26)	25
Aus Zwielicht zum Licht. Sonntag nach Weih- nacht. (Joh. 3, 21)	35
Neue Kraft. Jahreswende. (Joh. 4, 27—31)	45
Seelenrettung. (Joh. 32, 32 und 34)	55
Fragest du nicht danach? (Mark. 4, 38)	63
Mich habt ihr nicht allezeit. Passion. (Markus 14, 3—9)	73
Ich habe für dich gebeten. Passion. (Lukas 22, 31—34)	85
Es war Nacht. Passion. (Joh. 13, 20)	93
Das ist eure Stunde. Passion. (Luk. 22, 52 und 53)	101
Entscheidung. Passion. (Matth. 27, 11—26)	111
Halt' im Gedächtnis Jesum Christum. Konfir- mation. (2. Tim. 2, 8)	121
Mit Christus gekreuzigt. Karfreitag. (Matth. 27, 27—44)	131
Er wird den Tod verschlingen ewiglich. Ostern. (Jes. 25, 7 und 8)	143
Er hob die Hände auf und segnete sie. Himmel- fahrt. (Luk. 24, 50—53)	153
Heiligender Geist. Pfingsten. (Joh. 3, 6)	163
Ueberwundene Furcht. (5. Mos. 5, 5)	173
Wen suchest du? (1. Mos. 37, 15 und 16)	183
Das Diadem des Protestantismus. Reformations- fest. (Jer. 5, 3)	193
Irdische und himmlische Legionen. (Mark. 5, 9) ..	203
Der Weg zur Ruhe. (Hebr. 4, 3)	213
Gottesführung (1. Mos. 45, 5)	223
Der Seele Führerstimme. (2. Chron. 20, 12)	233
Die Freude des Vereinsamten. (Luk. 10, 21 und 22)	243



Ich bin gewiß . . .

(Advent.)

Römer 8, 38 u. 39: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.

Wir suchen, suchen. Wie Schiffer, die auf dunklem Meer heimatliches Gestade suchen, so tastet unser Geschlecht nach Heimaterde, nach sicherem Grund. Eins suchen tausend spähende Augen jetzt Tag und Nacht: Gewißheit. Darum haben jetzt Menschen eine seltsam lockende und festhaltende Kraft, auf deren Stirn und Wesen geschrieben steht: ich bin gewiß. Wie Leuchttürme, die verirrte Schiffer magnetisch zu sich rufen, würden jetzt Menschen wirken, deren Wort und Werk von dem unwiderstehlichen Eindruck geadelt ist: wir sind gewiß.

Es kommt wie befreiende Freude über suchende junge Menschen, wenn ein führender Lehrer ihnen vom Wert und von der Unzerstörbarkeit der Seele spricht und davon sagt: ich bin gewiß. Und wo ein Mensch aus innerster Ueberzeugung vom lebendigen Gotte spricht, da liest er immer in Gesichtern, die ihm lauschen, die gespannte Frage: Sag', ist das wirkliche Gewißheit, was du verkündigest, oder nur eine brennende Hoffnung, eine mutige, rücksichtslos entschlossene An-

nahmen? Wir möchten es wissen, wollen es wissen! O, daß es Gewißheit wäre! Denn nach Gewißheit dürfen wir."

Aber, Freunde, noch Größeres begehrten wir. Wir haben in den vergangenen Jahren oft mit wahrer Herzbeklommung nach den Ländern des großen Herzeleids hingelauscht und leise gefragt: „Könnt ihr immer noch von göttlicher Liebe reden, ihr, die ihr einst daran geglaubt?“ Und wenn wir die Antwort hörten: „immer noch“, so hielten wir sie wie etwas Großes, Heiliges fest, da war es uns, als sähen wir im brausenden Meere festes Land, ja heiligen Boden.

Wir haben heute noch ein größeres Wort gehört, das herzerhebendste, das man hören kann. Ein Mensch, der allerdings eine Seele voll Glut in seinem Innern trug, aber auch einen Geist voll klarster Nüchternheit, ein Mensch, der vollendetes Vertrauen in Anspruch nehmen darf, hat es geschrieben, das urgewaltige Wort: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“

Es ist das schönste Lied, das Menschenlippen singen können. O, wie da Sehnsucht wach wird, es selber anstimmen zu dürfen, selber in solche Gewißheit hineinzureisen! „Nichts scheidet von der Liebe Gottes!“ Es klingt wie aus einer andern Welt. Sonst schleicht ja über die Erde das dumpfe, bange Lied vom Scheiden und dringt durch alle Türen, alle Fugen. Zuweilen weich und heimwehvoll als Lied des Scheidens von Heimat und Heim, dann schwer und niederdrückend von Totenbetten und von Gräbern her, dann rauh und häßlich aus Anwaltsräumen und Gerichtssälen, als

greller Ausklang eines einstigen Liedes der Liebe, der harte Ton vom Scheiden zweier Menschen, die sich einst Treue gelobt bis in den Tod. Erschreckend oft erklingt jetzt dieses falsche Lied.

Aber schicksalsschwerer und verhängnisreicher als jedes andere Scheiden ist jenes heimliche Scheiden, von dem die Welt oft nie etwas vernimmt, das Scheiden einer Menschenseele von der Gottesliebe, das heimliche Sichlossagen von ihrem Gott. Und ach, unzählige wissen davon! Denn einmal haben ja doch alle von dieser seligen Gewissheit ewiger Liebe etwas gewußt. Laßt nur die Worte Advent und Weihnacht wie mit der Stimme eurer Mutter für eine einzige Sekunde durch eure Seele klingen, und das holde Glück des Glaubens an eine ewige Liebe, der noch frei war von Rätseln und Problemen, umfängt euch erinnerungsreich und süß. Dann aber nahten die Hände, die uns von dieser Liebe lösen und scheiden wollten, und vielleicht frühe schon gelang es ihnen. Vielleicht war es des Todes frostige Hand; nicht alle erlebten, was der große dänische Gottesgelehrte Kierkegaard in sein Tagebuch schrieb: „Mein Vater starb, da bekam ich an seiner Stelle einen andern Vater, Vater unser im Himmel.“ Viele erlebten statt dessen: „Mein Vater starb, da verlor ich in meinem Innern auch den andern Vater, den in den Himmeln.“ Es gehen viele ohne Glauben umher, weil einst in ihren Kindertagen des Todes grimiges Rätsel sie umklammerte. Eine Zeitlang sprachen sie wohl noch mit zitternden Kinderlippchen nach, was ihnen die Erwachsenen tröstend vorgesagt, daß nun der Vater oder die Mutter droben seien bei Gott und gut geborgen; vielleicht schauten sie in nächtlichen Stunden empor zu ihren fernern und redeten mit ihnen sehnsüchtige, müde Worte, bis es ihnen dann auf einmal doch ganz unbegreiflich und ganz sinnlos vorkam,

dass die gleiche Liebe, die die einen so beglückend zu sich nehme, andere zu gleicher Zeit so namenlos arm und verlassen mache.

Und viele, die der Tod nicht löste, löste das Leben von der ewigen Liebe los. Nach uns allen hat es die Hand ausgestreckt, und warm und fühlend schien diese Hand, als wollte sie Verheißung und lachende Freude in unsere Hand geloben. Aber allmählich, kaum ver- spürbar, hat das Leben, das lockende Leben mit Freundschaft und Erdenliebe, mit Klang und Lustigkeit, mit all dem Ersatz, den es für ewiges Gut versprach, vom Herzen Gottes weggerufen. Es kamen die Kämpfe entscheidungsvoller Jugendjahre, da helle und dunkle Mächte um die Seele stritten, „Engel und Fürstentümer“, da die Augen in Abgründe hineinschauten, „Höhen und Tiefen“ im eigenen Menscheninnern, im eigenen Leben sahen, vor denen ihnen graute. Da verstanden viele sich selber nicht mehr, so wie sie die Welt nicht mehr verstanden, die widerspruchsreiche, rätselvolle Erde, die bald aus ihren Tiefen Erschütterung und todbringendes Beben hervorbrechen lässt, bald von der Höhe her tödende Glüten oder vernichtende Fluten ausschüttet kann. Und wenn sie, hin- und hergeschüttelt zwischen Rätseln und Nöten, Anfechtungen und Sünden, die ewige Liebe um flärendes Licht und widerspruchslose, rettende Helferantwort gebeten, sie aber diese Antwort nicht vernahmen, wie sie sie erhofft, dann wurde vielen ihre Not zum Trotz, aus dem heraus sie wie Prometheus zum Himmel blickend, rufen konnten:

Da ich ein Kind war, nicht wußte, wo aus noch ein,
kehrt' ich mein verirrtes Auge zur Sonne, als wenn
drüber wär'
ein Ohr, zu hören meine Klage, ein Herz, wie mein's,
sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir wider der Titanen Uebermut?
Wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei? . . .
Ich dich ehren? Wofür? Hast du die Schmerzen gelindert
je des Beladenen? Hast du die Tränen gestillet
je des Geängsteten!

Aber in diesem Trotz, in dieser Leidenschaft war doch noch Schmerz um verlorene Liebe. Bitter ist's, wenn Kampf und Aufruhr ausgetobt, und Menschen nur noch zu Kindern der Stunde werden, der Täglichkeit, wenn das Gegenwärtige, das nüchtern geschäftige Heute die Hand auf die Seele legt, das Gegenwärtige und die jämmerliche Sorge vor dem Zukünftigen das letzte Innerliche, Tiefe aussaugt. So können „Tod und Leben, Höhen und Tiefen, Gegenwart und Zukunft“ die Seele von der ewigen Liebe scheiden. Wir alle wissen davon, wir alle sehen zu jeder Stunde in solches Scheiden hinein.

Freunde, der, der heute zu uns sagt: „Ich bin gewiß, daß nichts, nichts uns von der Liebe Gottes scheiden kann,“ der hatte diese Mächte alle gekannt. Ihn hatten tausend Tode angestarrt, fast jeden Tag umdrängte ihn das Todesgeschick. Es starrte ihn aus kalten Feindesaugen an, es funkelte ihm fürchterlich entgegen aus den Augen wilder Tiere, mit denen man ihn kämpfen ließ, es drohte aus blitzenden Blicken lauernder Räuber. Und ohn' Erbarmen, wie der Tod ihm drohte, schüttelte ihn das Leben. Der Blick auf die Vergangenheit war wie der Blick auf ein endloses Verlieren, denn Heimat, Freunde, Ehre, Stand, Gesundheit, Ruhe, alles hatte er zum Opfer bringen müssen. Das Gegenwärtige war beständiger Kampf, das Zukünftige von unaufhörlicher Gefahr umzingelt, bald hörte er Stimmen wie von Engeln ihm unaussprechlich frohe Worte sagen, bald spürte er Anfechtungen wie von finstern, unsichtbaren Fürsten und Gewalten,

mit denen er zu streiten hatte; er kannte, wie keiner um ihn, die Höhen und Tiefen eines Menschenlebens: am gleichen Tage konnte es geschehen, daß man ihm huldigte und Opfer bringen wollte wie einem Gott — und nachher ihn wie tot im Staube schleifte. Es war, als hätten sich alle Mächte vereinigt, um ihm das zu entreißen, was ihm Teuerstes war, um ihn zu scheiden von der Liebe Gottes, — er aber jubelte in seiner Seele, daß nichts, auch in der Zukunft nichts ihn scheiden werde von der Liebe Gottes. Das ist Größe, das ist Höhe, das ist Kraft! Auch der Unreligiöseste, dem an göttlicher Liebe nichts gelegen ist, muß wenigstens diese Größe bestaunen.

Freunde, wie kann ein Mensch zu solcher Größe kommen? Ist dem Apostel nach Tagen, Nächten, Jahren ernsten Sinnens, tiefdrängenden Forschens nach dem Sinn der Welt, dem Geheimnis des Lebens, dem letzten Urgrund alles Seins auf einmal lichthell aufgegangen, daß Grund und Sinn dieser Welt eine ewige Weisheit und sichere Kraft, ja Liebe sei? — Nein, gerade in den Zeiten rastlosen Suchens und Forschens ward seine Seele immer geängsteter und ruheloser.

Ist ihm einmal in sternenheller Nacht die feierliche Erkenntnis erschlossen worden, daß überm Sternenzelt ein lieber Vater wohnen müsse, und ist in solchen Nächten seine Seele mit Größe und Adel getauft worden?

Vor kurzem sagte mir ein jüngerer Mann, der in einer müdemachenden Arbeit drinstehet, die in lauter kleinen Handreichungen besteht und aufgeht, und doch den Geist ununterbrochen in Beschlag nimmt, er flüstere zuweilen seinem Mitarbeiter mitten in all der Kleinarbeit das Wort „Milchstraße“ zu, um über beide wenigstens für Augenblicke eine emporziehende Unermesslichkeit aufzuhellen zu lassen, und ich habe seither oft

gedacht, wie hilfreich und gut es ist, wenn Menschen einander vor dem Versinken ins Kleine zu bewahren suchen. Ja, Sternennächte schenken heilige Erkenntnisse. Selbst einem Gottfried Keller, der doch nicht oft an himmlische Dinge rührte, hat einmal eine Sternennacht das tiefe Bekenntnis abgenötigt:

Der letzte leise Schmerz und Spott
verschwindet aus des Herzens Grund:
Es ist, als tät' der alte Gott
mir endlich seinen Namen kund.

Aber wenn die Sterne auch Gottes Unermesslichkeit und Größe kundtun, seine Liebe, seine Liebe hat Paulus nicht dort gefunden. Dass es „eine heilige Liebe sei, die“, wie Dante im letzten Verse seiner geistgewaltigsten Dichtung sagt, „die Sonne und die andern Sterne treibe“, das ist dem Apostel durch ein anderes Wunder aufgegangen. Zwar eine Nacht war es auch, die dieses Wunder einschloss, eine stille, heilige Nacht, und es war ein Stern, der eine geheimnisvolle Sprache redete. Doch größer war das, was auf Erden geschah, als was die Sterne kündigten in jener Nacht. Der, der unter dem Stern von Bethlehem geboren ward, der, den die heiligste der Nächte der Erde gab, der hat der Seele des Apostels die strahlende Gewissheit von ewiger, göttlicher Liebe gegeben.

Hier sah er eine Liebe, die sich um anderer willen erniedrigte bis in die Armut hinab, die sich entäußerte und Knechtsgestalt annahm, wiewohl sie von himmlischem Adel war. Und das, was diese Nacht begann, vollendete sich in einem ganzen Leben. So wie der Anfang, war das Ende: Entäußerung, Hingabe, Opfer, damit wir leben könnten. In dieser Liebe schaute Paulus Gottes Liebe — „Gott war in Christo“ — eine Liebe, die nicht in leidfernen Höhen thront, mit

Schmerzen unvertraut und unberührt von Blut und Tränen. In Christo ergriff ihn eines ewigen Vaters Liebe, die litt, wie geheimnisschwer es auch klingt, aufopfernd litt um einer abgefallenen Menschheit willen. Diese Liebe gewann des Apostels Herz. Dies Leben von Krippe zu Kreuz riß ihn hinein in gleiche Bahn. Wenn der, der aus ewigem Reichtum kam, arm ward, daß durch ihn viele reich würden, wie sollte sein Jünger in äußerem Wohlleben sein Ziel suchen? Wenn sich der Meister hingepfört, wie könnte sein Jünger noch sich selber leben? In Bethlehem und auf Golgatha hatte er das heilige Gesetz der Hingabe gelernt. Und einmal von diesem Strome mitgerissen, konnte er sich nicht mehr an Fragen zerquälen, die andere zermürbten. Er wußte nun, wie Unermeßliches gerade Opfer, Hingabe, Leiden wirken, wie Hohes, Heiliges sie zu stande bringen, darum konnte er gar nicht mehr fragen: "Warum nun das, warum nun diese Last, und warum mir?" Das sank alles unter in dem Strom der Hingabe in Jesu Nachfolge.

Auf diese Weise, diesem Wege nur gewinnt man Gewißheit göttlicher Liebe. Auf Gedankenwegen nicht, auch nicht auf Pfaden feinstcr Geistespekulation; denn diese Liebe, die zur Erde niedersteigt und sich hingibt, geht über die Vernunft. Auch nicht in Erfahrungen menschlicher Liebe ist uns die volle Offenbarung der göttlichen Liebe gegeben, sonst kämen viele, die nicht einmal das Glück von Vater- und Mutterliebe erlebt, nie zur Erkenntnis von ewiger Liebe. Eines gibt es, das uns die Liebe Gottes groß und unwidersprechlich aufgehen läßt, die Liebe Jesu. Dem, der diese heilige Hingabe erfäßt und zu sich reden läßt, dem verstummt die Klage über den Mangel an Gottesliebe, in dem erwacht vielmehr eine vorher ungeahnte Schulderkenntnis, der erkennt, daß, während Christus sich völlig hin-

gegeben, um uns in gleiche Bahn hineinzureißen, wir ihm und den Brüdern eigentlich alles, alles schuldig geblieben sind, ihm nichts zurückgegeben haben, und es geht ihm auf, was Gnade ist, daß wir einzig aus Gnade leben. Da schweigt das ehrfurchtslose Fragen: „Wo ist nun die ewige Liebe?“ Man fängt sich zu schämen an, daß, obwohl wir nichts für ihn und die Brüder hingegeben, wir uns über das Maß seiner Liebe zu Richtern setzen, zu schämen, daß viele, die nie daran gedacht, ihr Leben in seinen Dienst zu stellen und seinem Reich zu weihen, es wagen, mit ihm zu verkehren, wie ein Hausbesitzer mit einem unsicheren Mieter, und ihm zu sagen: „Ich will's mit deiner Güte probieren, aber behalte mir vor, dir wieder die Türe zu weisen, wenn du nicht hältst, was du versprichst, und daran soll mich kein Mieterschutz der Pietät hindern.“ Wer durch die Liebe in Christus seinen Willen hat lösen, von seinem Ich befreien und in eine neue Richtung, die Richtung der hingebenden Liebe hat hinreissen lassen, den kann nicht mehr weglocken, was früher ihn von Gott wegtreiben wollte. Sein Lebenskahn hat eine neue Richtung gefunden, nun sind die gleichen Winde, die ihm früher Gegner waren, seiner Segel treibende Diener geworden. Nun spricht der Tod nicht mehr von göttlicher Erbarmungslosigkeit. Da, wo ein Leben sich nur um sich selbst und um das Diesseits bewegt hat, ist der Tod freilich immer ein dunkles Rätsel. Darum pries der griechische Geschichtsschreiber Herodot die in Aegypten geschaute Sitte, nach welcher bei den Festmahlen am Schluß ein Sarg mit einer künstlich bemalten Totenfigur hineingetragen worden sei, die man jedem einzelnen Gast gezeigt mit der Mahnung: „Betrachte das, so wirst du nach deinem Tode sein, darum sei heute noch zum Trinken und Vergnügen aufgelegt.“

Dort aber, wo das Leben schon Zingabe an Gott gewesen ist, bedeutet das Ende keinen sinnlos grellen Missklang, da ist der Tod nur die letzte, völlige Zingabe.

Aber auch das Leben scheidet nicht mehr von der Liebe Gottes, wo einer mit der Erkenntnis ernst gemacht, die eine nordische Denkerin in die Worte gefasst hat: „Leben, das ist so viel, wie sich hingeben; was man für sich behält, das stirbt, es verliert das Leben, darum stirbt man auch nach unten ab, wenn man sich nicht nach oben hingibt.“

Den trennt das Gegenwärtige nicht mehr, dem daraus das heilige Antlitz dessen leuchtet, der seinen Knechten zugerufen: „Arbeitet, bis ich wiederkomme.“ Und auch die Zukunft kann nicht scheiden, weil Gott auch in der Zukunft ist, und alles, was er sendet, Leid, Kampf, Enttäuschung, Bitterkeit zum Diener wird in seinen Händen, Gelegenheit gibt zum Ueberwinden, Reisen und Erstarken.

Auch keine Höhe verwirrt uns mehr, keine Höhe äußerer Ehre oder irdischer Erkenntnis; denn wir wissen dann, daß wahre Größe dienende Demut ist. Auch keine Tiefe scheidet dann; denn was auch die Welt von neuen Erkenntnistiefen rühmen mag, wir wissen dann, es gibt nur eine Tiefe, der keine andere gleicht, die, von der Paulus staunend ruft: „O welch eine Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis Gottes, daß er sich aller erbarmt!“ Wenn wir im Meer der Jesusliebe unsere Augen gebadet haben, dann werden wir Liebe finden, wo wir sie früher nie geschaut, dann kommen wir von der göttlichen Liebe nicht mehr los, dann werden wir Menschen, die jeder Sturm nur tiefer wurzeln läßt, die jede Woge tiefer Anker legen heißt, dann werden auch unter uns Menschen erstehen mit dem

Schimmer ewiger Kronen auf der Stirn, weil sie Gott
treu sind ganz und gar.

Nichts braucht unsere Zeit so dringend, wie ein
neues Durchdrungenwerden von der Gewissheit einer
ewigen Liebe. Nichts führt uns sicherer dazu, als die
Kunde der weihereichen Tage, durch die wir jetzt
schreiten, die Kunde von der Singabe des Sohnes in
heiliger Weltmitternacht. Aber diese Singabe muß
einer andern Singabe rufen, wenn ganze Liebesgewiss-
heit erwachen soll, der Singabe unseres Willens und
Wesens.

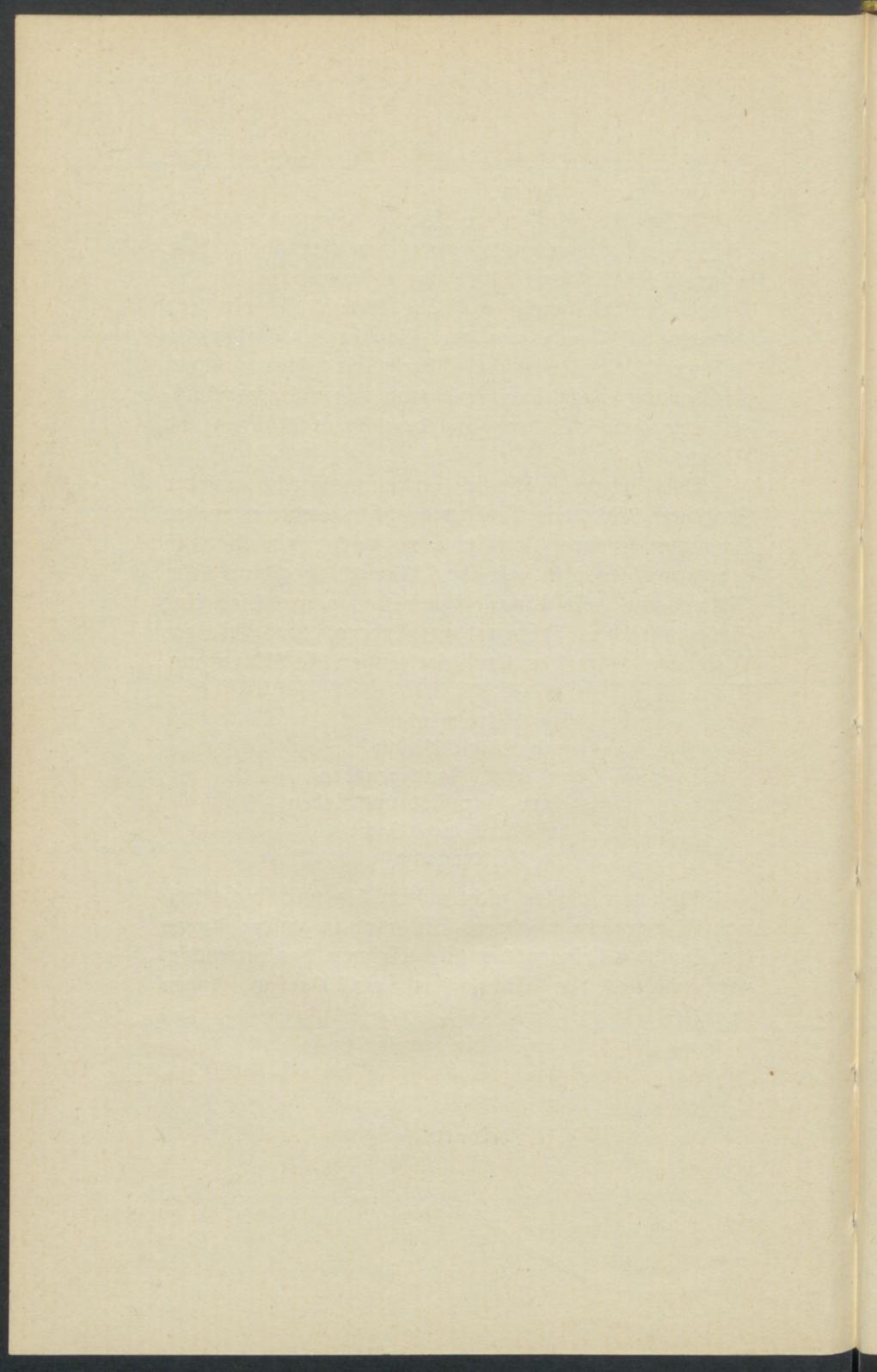
Vor kurzem hörte ich in einer Kirche unserer
Stadt ein Lied, das Rückert gedichtet und ein großer
Komponist unserer Zeit in Töne gesetzt, ein Lied, in
dem jede Strophe mit den Worten beginnt: „Um
Mitternacht.“ Es kämpft durch das ganze Lied eine
Seele mit dem Schmerz des Lebens, dem Leid der
Welt, bis es in das sieghafte, ruhevölle Wort aus-
flingt:

Um Mitternacht
hab' ich die Macht
in deine Hand gegeben;
Herr über Tod und Leben,
du hältst die Macht
um Mitternacht.

Auch wir wollen nicht ruhen, bis wir solche hei-
lige Mitternacht erfahren. Sie wird in unsere Augen
das Leuchten bringen, das wir ersehnen, das rettendste,
notwendigste, das Licht, das aus Paulus Augen
strahlte:

„Ich bin gewiß.“

Amen.



Mitten unter Euch.

(Advent.)

Johannes I, 26: Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt.

Wanderer, die durch Italien gepilgert, erzählen manchmal, wie mehr als all die Schätze höchster Kunst, die ihre Augen in Florenz bewundert, die stille Zelle sie gefesselt habe, in der einst Savonarola auf- und abgeschritten, Italiens glühendster und grösster Prediger, und wie sie mit Ergriffenheit die Stätte betraten, da er starb. Jetzt liegen Blumen dort, und Tausende stünden in Bewegtheit still, wo einst der Scheiterhaufen stand. Jetzt singen Dichter:

Rein gold'nes Morgenrot, das strahlend spielt auf fernem Meer,
selbst nicht die Strahlenkron' vom Westen her,
die schnell vorüberzieht, kommt gleich dem Licht,
das, teurer Märtyrer, von dir die Nacht durchbricht!

Einst aber hat das tiefste Unverstehen der Zeit die große Feuerseele in heiße Todeseinsamkeit schreiten lassen.

Wenn sie auf ihren Wanderungen weiterpilgern und in Ravenna vor dem Grabmal Dantes stehen, des geistgewaltigsten Dichters jenes Landes, den heute alle Jungen rühmen, dann wieder übernimmt sie fremd und drückend der Gedanke,

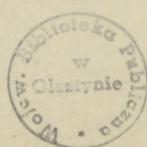
„so wandelt er, ein Fremdling, durch sein Land,
geliebt von wenigen und viel verkannt“,

die Erinnerung, daß er sein Leben in quälender Verbannung leiden mußte. Und wenn sie weiterpilgern, bis hinab zum Herzen Italiens, wo man ihnen Apostel- und Heiligengräber zeigt und herrliche Kirchen, die über diesen Gräbern ragen, dann wird ihnen Jesu Wort immer lebendiger: „Ihr bauet der Propheten Gräber, aber eure Väter haben sie getötet.“ Und sie wissen, daß eigentlich jedes Land Schuld abzuzahlen hat, Schuld gegen Zeitgenossen, die mitten unter sie getreten sind und die man nicht erkannt hat.

Aber dieses Leid und diese Schuld ist ja nicht bloß Erinnerung, — ist immer wieder Gegenwart. Auch in unsere Tage, unsere Wege treten Menschen, die wir nicht kennen und zu spät in ihrer Bedeutung erfassen werden. Es gehen auch durch unsere Mitte Männer, für deren Wert wir keine geöffneten Augen haben, die Führer wären und denen keine Truppen folgen, Menschen von männlichster Art, klar, unabhängig, unbegutsam im Dienst des Guten, deren Vergangenheit unbeschwert, deren Haupt frei und fremd über die Schar des gewöhnlichen Alltags ragt, und deren Seele im ernsten Kampf des Lebens doch etwas Kinderhaftes, gütig Selbstloses bewahrt hat, die aber gerade darum von den meisten unbegriffen durch ihre Zeit gehen, unbegriffen, weil ihr Innerstes eben nicht im Geist der Zeit, sondern der Ewigkeit verankert ist. Es stehen hier und dort vor unserer Jugend Lehrer, die Tieferes und Reicheres als andere zu spenden vermöchten, Menschen, die im Lauf eines inhaltsvollen Lebens Schätze reifsten Wissens und Könnens sich gesammelt, aus deren Auge stille Weisheit und Reinheit spricht, hinter deren Stirn hohe Erkenntnis wohnt, und deren Seele vornehme Feinheit birgt. Sie möchten die ihnen Anvertrauten höher führen, sie flechten auch mitten in den Unterricht — weil es sie drängt —

Worte väterlichster Mahnung. Geöffnete Augen sähen, wie ihr ganzes Wesen um die Jugend ringt. Aber ihre Feinheit wird missbraucht, ihr Mahnen als Alterserscheinung abgelehnt, und erst nach vielen Jahren wird hier und dort sich einer an die Stirne schlagen: „Was haben denn wir davon gewußt, wir Stöcke und Klöze in Mannsgestalt.“

Es wandern durch unsere Straßen Menschen, die frühe die Gnade erlebt, von sich selbst los zu werden, frei für die andern Menschen, denen das, was vor Augen ist, völlig zurücktritt hinter Wesen und Wirklichkeit, und deren Leben Hilfe ist, Menschen, von denen man auch sagen könnte, was ein Dichter unserer Tage von seinem Vater sagt: „Er war von dem Holz, aus dem die Heiligen geschnitten worden sind.“ Aber ihre Demut wird als Nierlichkeit, ihre Milde als Schwäche, ihr aufzehrender Dienst als Schrulle und Verstiegenheit gewertet; spät erst wird man erfassen, was in ihnen zu uns gekommen ist. Und wie in Vergangenheit und Gegenwart, wird's in der Zukunft bleiben: immer wieder wird es geschehen, was man mit Schmerz auch jetzt erlebt, wie Frauen wirklich mit ihrem Herzblut das Leben ihres Heims nähren, bei Tag und Nacht unaufhaltsam über den Thren wachen, dem Tag und den Thriegen das milde, freundliche Antlitz zeigen und erst der Nacht und Einsamkeit die Tränen, und wenn einmal unter den Bürden, die die gedankenlosen Familienglieder ihnen täglich neu aufbürden, sich ihnen der Seufzer entringt: „Ich kann nicht mehr, was muß ich so mich plagen;“ sich selbst antworten: „Damit du stark wirst, noch viel mehr zu tragen.“ Frauen, deren Männern man sagen möchte: „Wisst ihr denn nicht, seht ihr denn nicht, wer unter euch lebt? Ahnt ihr denn nicht euer Erwachen, wenn sie einst nicht mehr bei euch ist, die ihr in eurer Blindheit nicht



gewertet habt?" Und eine Jugend wächst auf, die alles eher zu begreifen scheint, als die Sorgen und Herzbeschwerden ihrer Mütter, und der einst Stunden kommen müssen, da sie das Leid durchfröstelt, daß sie diese lebendige Seelenwache der Liebe nicht begriffen.

Wir alle gehen früher oder später durch eine Zeit, von der wir einmal sagen werden, daß sie die große, helle Gelegenheit unseres Lebens gewesen wäre. Wir alle begegnen einmal Menschen, die die Entscheidung unseres Lebens sind. In unser aller Ohr und Geist wird einmal ein Klang aufwachen, ein Name, der uns im Innersten ergreifend spüren lassen wird, daß Leben und Segen, daß beste Hilfe, reinste Liebe in unsern Bereich getreten sind, zum Greifen nahe. Manch einer erlebt erst diese Zeit, wenn auch der äußerste Saum des Gewandes dieser Segensgestalten seinen Händen entglitten ist. Aber manch einer darf diesen Namen, diesen Klang gewissenerweckender Erinnerung wieder hören, so lange ihm noch die Gnadengelegenheit gegeben ist, ihm zu folgen. O, daß er ihm dann auch gehorche!

In einem gedankenreichen Buche unserer Tage, in dem persönlichste Erlebnisse eines Menschen des Abendlandes in indisches Gewand gekleidet sind, erzählt der Schriftsteller von einem Mann, der durch eine ernste, geheiligte Jugend geschritten ist, sich dann in die Welt verloren und selber Welt geworden ist wie die andern. Da, eines Tages, kam es über ihn, das unsagbare Wehgefühl, das jeden packt, der einmal Heiliges gewußt und es verraten hat. Er saß an einem Fluß und starrte mit verzerrtem Gesicht ins Wasser, voll tiefer Müdigkeit. „Da,” sagt der Dichter, „zuckte aus entlegenen Bezirken seiner Seele, aus Vergangenheiten seines ermüdeten Lebens her ein Klang. Es war ein Wort, eine Silbe, die er ohne Gedanken vor sich hin-

sprach, das alte Anfangswort und Schlußwort aller brahmanischen Gebete, das so viel bedeutet wie „das Vollkommene“ oder „die Vollendung“. Und im Augenblick, da dieser Klang sein Ohr berührte, erwachte sein entschlummerter Geist plötzlich und erkannte die Torheit seines Tuns. Was alle Qual dieser letzten Zeiten, alle Erniedrigung, alle Verzweiflung nicht bewirkt hatte, das bewirkte dieser Augenblick: daß er sich in seinem Elend und in seiner Irrsinn erkannte.“

Freunde, es gibt ein Wort, das ja wohl keinen geheimnisvollen und fremden Klang für unser Ohr hat, sondern heute und in den nächsten Tagen von allen Lippen ausgesprochen wird, das aber auch bei uns in den entlegensten Bezirken unserer Seele heiligste Erinnerungen und Kräfte wecken könnte, wenn wir uns von ihm ziehen ließen in die hohe, vollendete Welt, die es einst für uns bedeutet hat. Keine Religion der Welt und keine Philosophie hat ein Wort, das erinnerungsreicher und inniger ist als dieses „heilige Nacht, heilige Nacht.“ Ist einer unter uns, dem es nicht eine Zeit vor die Seele ruft, da er sein Leben wie eine klare, reine Bahn vor sich gesehen, von der Gnade erhellt? Ist einer unter uns, der, wenn er von diesem Wort sich in die Vergangenheit leiten läßt, nicht wieder spürt, wie einst im Glanze dieses Wortes das Beste in ihm sich empordrängte, wie damals die reinsten Gelöbnisse sein Herz schlagen ließen, wie unsagbar traurig damals seinem Geist das dunkle, mehr gehaute als begriffene Wort „verloren“ klang, wie der Gedanke an das Land der Schuld, an Menschen ohne Frieden, ohne Gott sein Gemüt erregte? O, daß wir uns wecken ließen von diesem Wort, so lange wir uns noch von ihm segnen lassen können! Aber dieses Weihnachtswort ist ja nur die Hülle, die ein noch Größeres birgt. Die Dichterin Anna Schieber hat nach dem Krieg ein

seelenvolles Trostbüchlein für Trauernde geschrieben.
In einem stillen Schlummerlied läßt sie's ausklingen
und gießt in die letzte Zeile das Innigste und Höchste,
was sie weiß:

Ich sing' dir ein Lied von den gold'nen Sternen,
die dir heimleuchten in ewige fernen.

Ich sing' dir ein Lied vom Nachhausekommen,
von Liebe, die dich in den Arm genommen.

Nun sing' ich lauter Liebesnamen:

Mutter! — Liebstes! — Christus! — Amen.

Hast du's gehört, dieses Letzte, Höchste, das sie weiß? Ja, das ist der Name, von dem die Schrift sagt, daß er der Name über alle Namen ist, das ist das Wort, von dem die Schrift sagt, daß es Fleisch geworden sei, das sie das Wort, das Wort nennt, wie wenn es kein anderes gäbe. Es spricht das Größte und Entscheidungsreichste, es spricht den Größten aus, der in unser Leben getreten ist und treten kann; und wenn einmal ein Name — wenn er nicht eines Lebens selige Entscheidung geworden ist — als Schmerz, als Weh auftingen muß, so ist es dieser Name. Ach, Freunde, was frühe schon von ihm gegolten, gilt heute noch: „Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennt.“ Wie eine schmerzliche Weissagung klingt das Wort. Schon damals hatten ihn die wenigsten erkannt, als er zu Johannes an den Jordan kam. Die einen haben ihn nicht erkannt, weil ihr Auge nichts Heiliges suchte. Da waren weltfältige Sadduzäer, die an den Jordan gewandert waren, um einen romantischen Abstecher zu einer interessanten Predigererscheinung zu machen. Da waren verhärtete Schriftgelehrte, deren ganzes Wesen innerer Widerstand war, da waren römische Soldaten, denen der Besuch beim Täufer ein Urlaubsabenteuer im monotonen Dienstbetriebe war. So erkennen auch heute viele Christus nie, weil ihre Seele

nie gesucht. Sie wissen von Kurszettel und Zeitung, Theater und Modeschau, aber nicht von Nächten heißen Gebetes und großen Ringens, und ihre Bibel zeigt keine Spuren von Forschen, Vergleichen und Wahrheitsbegehr.

Und andere waren am Jordan draußen, die ihn nicht erkannt, weil sie nur finden wollten, was ihrem Hoffen und Messiastraum entsprach, statt, wie der Täufer, sich von Gott selber weisen und zeigen zu lassen, was er bereitet und wen er gesandt hat. So haben auch heute viele ihr eigenes Messiasbild geformt, ihr eigenes System gebaut, das der Welt helfen soll, ihr Programm ausgesonnen und gehen so blind an Gottes Wegweiser vorüber, sehen seine Lichter nicht und hören Christi Stimme nicht, sie dürfen neben dem Brunnen des Lebens. Ja, eines Tages kam selbst über den Täufer die Gefahr, irre zu werden an dem, den er einst am Jordan gläubig begrüßt. War er zu schlicht, der unter sie getreten war, hatte man Majestätischeres, Welterregenderes von ihm erhofft?

Auf jeden Fall erkennen ihn heute viele nicht, weil das Größte an ihm nicht begriffen wird: daß er so tief ins Menschliche hineingetreten ist, so nahe sich zu der Welt herniedergeneigt, so schlicht und echt gewesen, alles Magische und Zauberhafte verschmäht hat. Und da tun wir, als ob wir als aufgeklärte Menschen nur auf Wesen und Wirklichkeit schauten, hinter alle Schleier äußerlicher Täuschung gerieten und nur noch die Wahrheit erträugen, und sind in Wahrheit Menschen, die gerade das Wahrste, Wirklichste und Innerlichste nicht erfassen.

Denn wer zu Christus kommt und in ihm lebt, den übernimmt es mit unabweislicher Gewissheit, daß ihn in ihm die Wahrheit ergriffen hat, daß er den Weg gefunden, der einzige durch die Wirrenisse der Welt

bewahrend hindurchführt zu dem Ziele, dem sich die Seele in bester Stunde angelobt, daß man in ihm ein Leben findet, das nie ein wehleidiges Dahinwelken werden kann, sondern Frucht bringen muß. Es kann nichts Größeres mehr kommen, wir können nichts Retenderes mehr erwarten. Darum wird es immer die größte Torheit und die gefährlichste Versäumnis sein, an ihm vorüberzugehen, der mitten unter uns getreten ist, um unsere tiefsten Notwendigkeiten zu erfüllen.

Du trägst in deiner Seele die Not der Sorge und der Lebensangst. Kann's eine höhere Hilfe geben, als jenes heiligste Leben, das mit dem Tod verbürgt hat, daß eine Vaterliebe über uns wacht, die nichts übersieht, die unsere Haare auf dem Haupte zählt, die ganz Auge ist, waches, Tag und Nacht geöffnetes und leuchtendes Auge, die ganz Herz ist, zu dem man sich flüchten kann in jeder Stunde, ganz Heimat ist, so daß wir noch in tiefsten Nöten uns nie als Wanderer fühlen dürfen, die einsam am Lebensweg verderben?

Wir tragen in uns die Not der Sünde und ihre verborgene Angst. Kann's eine radikalere Hilfe geben, eine innerlichere Lösung, als die das Leben und Sterben dessen gebracht hat, der freilich, wie niemals einer, die ganze Schrecklichkeit der Sünde enthüllt, aber verblutend in ihre allertiefste Nacht hinabgestiegen, um sie zu töten? Kann's größere Hilfe für die letzte Not, die Not des Sterbens geben, als er sie uns gebracht, der von der getilgten Schuldsschrift spricht, von abgewischten Tränen und von dem Vaterhaus, in dem er uns die Stätte bereitet?

Wo Menschen ihn erkannt, der in die Menschheitsmitte hineingetreten mit diesen Gnaden, da haben Seelen rufen können: „Wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben gekommen sind.“ Da haben sie vernehmen dürfen: „Ihr wartet weiland Finsternis, nun seid ihr

Licht!" Da haben sie gespürt, daß sie ins himmlische Wesen versetzt worden sind.

Er tritt jetzt auch in unsere Mitte, ist mitten unter uns getreten, der Gottessohn der heiligen Nacht. Es kann einst für uns kein größeres Leid geben, als die Erkenntnis, daß wir ihn hätten fassen können und es nicht getan. Ich las einmal als das Bekenntnis eines Menschen das ernste Wort: „Ich kann mitreden, wenn man von Schicksal spricht. Das Schicksal wächst aus Schuld heraus. Mein Schicksal ist, zu spät zu kommen. Nun werde ich nie den Platz ausfüllen, der doch der meinige ist.“

O Freunde, soll das auch unser schuldgeborenes Schicksal sein, zu spät ihn zu ergreifen, der unser wahres, gottbestimmtes Schicksal ist, weil Gott gerade ihn und keinen andern uns als Heil und Leben geschickt, so daß wir nie den Platz ausfüllen dürfen, der doch der unsrige ist an seiner Seite? Wie groß das Leid im Himmel ist, wenn wir die höchsten Gnaden versäumen, das sagen die tränenüberströmten Augen Christi, als sie auf die Stadt Jerusalem blickten, — und auch deine und meine Seele ist Jerusalem, das ihm gehört. Wie groß und tief aber die Seligkeit der Gemeinschaft mit ihm sein kann, das sagen uns die Worte, die einer aus unsfern Tagen gesprochen, einer der wenigen, die vollen Ernst mit dieser höchsten Gemeinschaft gemacht, die Worte des indischen Sadhus: „Christus ist mein Erlöser. Er ist mein Leben. Alles ist er mir im Himmel und auf Erden. Ich wanderte auf der Erde umher und suchte das Wasser des Lebens. Die Dinge dieser Welt, Reichtum, Stellung, Ehre und Wohlleben glichen einem See, mit dessen Wasser ich meinen geistigen Durst zu löschen hoffte. Doch niemals fand ich auch nur einen Tropfen Wasser, um den Durst meines Herzens zu stillen. Ich glaubte vor Durst zu sterben. Als aber meine Geistes-

augen geöffnet wurden, gewahrte ich die Ströme lebendigen Wassers, die ihm entflossen. Ich trank und hatte volle Genüge. Der Durst war verschwunden. Immer trank ich seither von diesem Wasser, und nie mehr dürstete ich in der Sandwüste dieser Welt. Mein Herz ist von Dank erfüllt. Nur eine himmlische Sprache kann diesem himmlischen Frieden erschöpfend Ausdruck verleihen."

O, meine Freunde, laßt auch uns in diesen heiligen Tagen und Nächten vom Lebensquell von Bethlehem trinken.

Amen.

Aus Zwielicht zum Licht.

(Sonntag nach Weihnachten.)

Johannes 3, 21: Wer die Wahrheit tut,
der kommt an das Licht.

Es gibt nichts in der Welt, das so ursprünglich und stark das Innerste aufweckt, wie die Feier der heiligen Nacht.

Da hören Menschen stille Gotteslieder an und stimmen selbst mit ein, und zwar ohne den Kopf zu schütteln über ihren Selbstwiderspruch; sie atmen die göttliche Luft dieser Nacht und lassen es sich freudig gefallen, einmal im heiligen Licht zu stehen. Da haben Augen das Rühlberechnende verloren, da sind auf Stirnen die Falten weniger tief, die Narben weniger häßlich, da blicken Züge leidenschaftsloser als sonst. Da fängt die Hoffnung wieder an zu glühen, mehr noch:

Da kehrt zu seinem Heiligtume
das sturmgeschlag'ne Herz und glaubt;
da richtet die geknickte Blume
der Liebe auf ihr müdes Haupt.

Sie ist so schön, sie ist so wundersam, diese eine Nacht, daß man sich an ihren hellen Saum anklammern, sie festhalten, sie flehend auf der Erde festzwingen möchte. Es ist die Nacht, die wir soeben mit tausend Kerzen gefeiert haben.

Doch sie entweicht wie die andern Nächte, die andern Tage des Jahres. Sie entweicht und nimmt Unzähligen die einzige Feierstimmung, die sie einmal

im Jahre über sich kommen lassen, mit. Die Hoffnung versinkt wieder, der Glaube ermatet und die Liebe fängt zu frösteln an. Aber wir spüren alle, daß das nicht sein sollte, und daß es anders sein könnte. Es ist etwas Unwahres, etwas Unmännliches und darum etwas Unwürdiges, dieses Stimmungschristentum weniger Feierstunden. Wir spüren: Was jene einzelne Nacht so geweiht macht, daß man sie die Weihenacht nennt, das sollte sich über alle Nächte, alle Tage breiten; denn es handelt sich nicht darum, gelegentlich etwas reinere Feststimmung in den Alltag zu zaubern, es sollte von unserm Leben im wirklichen, tiefsten Sinn des Wortes gelten, was als Ueberschrift über einer der Predigten des großen alten Tauler steht: „Vom ewigen Fest des Lebens.“

Freunde, wie kommt es, daß wir das heilige Licht, das uns an Weihnachten umleuchtet, immer wieder verlieren, und wie kommen wir dazu, es so zu gewinnen, daß es uns bleibt?

Ich höre sagen: der Kampf, der Kampf des Tages! Ach, wenn man mitten im Getriebe steht, im Rädergesurre der Fabrik, beim Telephonklingel von Namen und Zahlen, vor den Nüchternheiten des Ladentisches, beim eintönigen Federgeräusch des Bureaus, im Einerlei von Haushalt und Küche, da verklingen sie eben wieder, die Lieder von der ewigen Liebe. Und dann die Stimmen der weiten Welt, die in den freien Augenblicken durch die Tagesblätter zu uns dringen, was klingt aus ihnen von Liebe und Licht, von ewiger Wahrheit und von ruhetieften Gewissheiten?

Aber erst die Menschen, die Menschen, mit denen der Alltag uns wieder zusammenführt, die tun ja alle nur so, als hätten sie Weihnachten erlebt; sobald man ihnen geschäftlich begegnet, sind von der Klarheit des Herrn nur sehr spärliche Strahlen in ihren Zügen mehr

zu finden: das ist die Wirklichkeit, das andere ist Traum!

Aber, mein Freund, das alles sind doch keine Gründe, daß du das Licht, das dir dein Herz in heiliger Nacht erleuchtet und erwärmt hat, wieder verlieren mußt. Nicht wahr, je ruheloser und nüchtern der Alltag, um so tiefer sehnst du dich, am Abend in dein Heim zurückzukehren. O, könntest du nicht mit der gleichen Kraft, mit der du dich gegen Feinde zur Wehr setzen würdest, die in den Frieden deines Heims einbrechen wollten, mit dieser gleichen Kraft dich für die Seelenheimat in deinem Innern, für das Heimatlicht, das Weihnacht in dir angezündet, wehren? Du rühmst dich gerne deines eigenen Urteils, der Selbständigkeit deiner Meinung, deines unabhängigen Denkens, — könntest du nicht auch den hohen Gedanken von der heiligen Nacht gegen alle verflüchtigenden, verwirrenden Stimmen der Tagesblätter selbständig, unentzweifbar festhalten?

Und wärest du nicht imstande, das, was dich innerlich reich und still und friedvoll macht, als das eigentliche Wesen festzuhalten, und alles, was dich arm und werktätig machen will, als Schein zu erkennen, obwohl es sich dir hundertfältig als die eigentliche Wirklichkeit aufdrängen will?

Der Grund, warum das Licht des Glaubens und des Liebens, das uns die heilige Nacht erleuchtet, so schnell wieder erlischt, muß tiefer liegen. Warum ist es uns, als sei uns Gott näher in dieser Nacht, als sonst? Weil wir da unwillkürlich das Beste in uns wachrufen, weil wir da die Stimme aus unsfern Tiefen sprechen, weil wir da die Möglichkeiten der Liebe Wirklichkeit werden lassen.

Und warum erlischt das Glaubenslicht wieder so schnell? Weil, wenn die Festglocken verklungen sind,

wir sogleich wieder die alten Launen, die wir für einige Stunden im Zaum gehalten, zurückkehren lassen, den Gereiztheiten wieder Bewegung gestatten, den Unwahrhaftigkeiten, derer wir uns beim heiligen Licht geschämt, Freiheit gewähren, den Konkurrenzneid, den wir in Schranken hielten, wieder aus seiner Gebundenheit lösen, unsere Gedanken wieder Wege gehen lassen, in die nichts vom klaren Licht von Bethlehem hineinstrahlt und eine Geselligkeit aufsuchen und pflegen, die uns zurückbringt. Das sind die kalten Hände, die das heilige Licht auslöschen, das ist der verborgene und stärkste Grund, warum das Gottesglück der heiligen Nacht nicht standhält.

Wir bedenken noch viel zu wenig, wie innig unsere Lebensführung mit unserm Glauben zusammenhängt. Da machen wir große Worte, wie unsere Erkenntnis, unsere Erfahrungen, unsere geistige Reife uns leider vom Glauben weggebracht, und in Wahrheit ist es der sittliche Niedergang, der unsern Glauben erschüttert hat. Da lassen wir uns von andern wankend machen und ahnen nicht, wie viel Verteidigung heimlicher Sünde sie zu ihren Angriffen auf den Glauben bestimmt hat.

Wir würden uns von solchen Beunruhigungen weniger verwirren lassen, wenn wir den Zusammenhang von Glauben und Leben besser erfassten, der aus dem tiefensten Jesuworte spricht: „Wer Arges tut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht offenbar werden.“

O, prüfen wir uns, bis zu welchem Grade es uns selber gilt, das ernste Wort, das einst der deutsche Philosoph v. Gettingen zu einem Jüngling sprach, der in seiner Wissenseitelkeit den Kinderglauben leichtmütig abgeschoben hatte:

„Ihr habt gar nicht die Möglichkeit, geschweige denn eine Pflicht oder ein Recht, daran zu glauben, daß es einen heiligen Gott und eine erbarmende göttliche Liebe gibt, wenn und so lange euer Gewissen schläft, so lange ihr nicht die sittliche Not und das Elend quä-lenden Schuldgefühls erlebt und die grundlegende Wahrheit des friedbringenden Evangeliums an euch selbst erprobt habt. Stelle dich nur selbst unter die heilige Pflicht der Liebe und prüfe dich, ob du sie an Herz, Wort und Werk erfüllt hast. So lange du dich dann selbstbliigend, im Betrug eitler Selbstzufrieden-heit ergehst, wird das durchschlagende Zeugnis vom Himmel zwecklos an dir vorübergehen.“

Freunde, was immer es sein mag, was unser Glaubenslicht unsicher, flackernd gemacht hat, so daß es nicht von Weihnacht her hell und ruhevoll über das ganze Jahr hinleuchtet, wir müssen suchen, das Verlorene wiederzufinden. Wer etwas wiederfinden möchte, geht unwillkürlich zuerst zu der Stelle zurück, von der er weiß, daß er da das Verlorene noch besessen hat.

Vielleicht mußt du recht weit zurück, um dein verlorenes Glaubensglück zu finden, vielleicht bis in deine Kindertage. Auf jeden Fall in eine Zeit, da du noch staunen, dich aufgetan und weit dem Lichte öffnen konntest, da du dich noch ergreifen lassen, dich noch verwundern konntest vor dem Wunder der Gottesliebe in Christo, da du noch imstande warest, dich vor der Kraft und vor den Taten Gottes anbetend zu beugen. Ob du das wieder lernen kannst? O, es ist schwer, den ganzen kritischen Apparat, den du jetzt mit dir schleppst, auszuschalten; es gilt, eine dichte Hülle von alten Denkgewohnheiten, von Vorurteilen und Parteirücksichten abzulegen, eine schier unlösbare Kruste abzuschälen. Es braucht Nikodemusnächte inneren Kampfes. Aber es handelt sich auch um das Gewinnen von etwas so

Großem, daß jeder Kampf sich lohnt. Siehe, in solchen Nächten können die Augen gesunden, die nur noch erdwärts, nicht mehr nach der Sonne, in das Licht zu schauen vermochten. Und selig der, der dahin kommt, mit dem deutschen Schriftsteller Erwin Groß das ehrliche Bekenntnis aussprechen zu können: „Ich bin kein Kind mehr, kann's nicht mehr sein. Nicht mehr ist mir das Leben ein Traum voll Harmonie und Frieden. Die harten Mißklänge der Wirklichkeit umtönen mich. Ich habe leidvoll erfahren den Zwiespalt in der Brust. Brandmale und Narben trage ich an mir, wie oft brennen und schmerzen sie noch. Und doch traure ich nicht, denn mehr gewann ich, als ich verlor. Nicht traure ich, da ich eines festhielt oder vielmehr wiedergewann — der Edelhort der Kinderart wohnt heute noch in meiner Seele — das ehrfürchtige Staunen vor den tiefen Geheimnissen der göttlichen Führungen, das große Vertrauen zu der wunderbaren Liebe des ewigen Vaters.“

Nicht wahr, damals, als dein Weihnachtsglaubenslicht noch brannte, war dein Glaube lebendig geworden durch die heilige Kunde von Christus, und du mochtest nicht genug von ihr hören. Du mußt sie wieder hören. Vielleicht hörst du sie lieber nicht von andern predigen und erzählen. Du bist zu kritisch gegen alle menschlichen Organe geworden. So lies du sie selber. Wenn du es mit aufrichtigem Suchen tust, so wirst du eines Tages die Stimme Christi aus seiner Geschichte förmlich heraus sprechen hören, so aktuell, so lebendig, voll überraschenden Verständnisses für deine Gedanken, deine Fragen, eine Sprache, die Antwort ist und Weisung und Leitung. Es schauen dich Augen an, ganz persönlich, Liebesaugen, es schlägt dir ein Herz entgegen, weil du nun selber mit dem Herzen gesucht.

Aber nicht wahr, auch gebetet hast du damals, als du noch freudig glaubtest? Dann falterten sich allmählich deine Hände immer lockerer und schließlich nicht mehr. Siehe, auch das mußt du wieder tun, und sage nicht, es sei eine Torheit, die Hände ins Nichts hinauszustrecken. Glaube mir, du strectst sie nicht ins Nichts! Die andern Hände sind schon da, die die deinen fassen wollen! Dem Anklopfenden öffnen sich die Türen ins Glaubensland.

Aber wir hören leise sagen: „Das haben wir alles schon versucht, um unser Glaubenslicht wieder zu finden. So leicht macht sich das finden nicht, ihr denkt darüber viel zu kindlich harmlos. Wir haben gelesen, geforscht, immer wieder von vorn begonnen und kamen innerlich nicht weiter, wir haben gebetet und gesehnt und unsere Hände spürten keine ewigen Hände.“ Doch, wir wissen das auch. Es sind ihrer mehr, als man glaubt, die wirklich in Sehnsucht darauf warten, daß endlich ihnen die Türen aufgehen ins helle Glaubensland hinein, die weit ihre Arme ausbreiten nach Licht, die lange schon des Dunkels müde geworden. Es sind ihrer selbst unter denen, die vielleicht regelmäßig ins Gotteshaus gehen, die in christlichen Fragen bewandert sind, vielleicht aus frommen Familien kommen. Sie hoffen immer neu, glauben immer wieder für Augenblicke endlich gefunden zu haben, was sie ersehnen, und bleiben enttäuscht. Mit schmerzlichem Neid hören sie andere davon sprechen, wie sie den Vater gefunden und ihres Glaubens froh geworden sind, und das schwerste von allem ist ihnen, niemand ihre innere Leere und Grundlosigkeit sagen zu können, nicht einmal ihren Nächsten, ihren Familiengliedern, weil sie wissen, daß man ihr Bekenntnis nicht verstehen würde, da man sie ja immer zu den Glaubenden zählte.

Auf solche Seelen kann unser heutiges Wort mit

der Kraft einer Erlösung wirken. „Wer die Wahrheit tut, kommt an das Licht.“ Der göttliche Ruf, der daraus dringt, klingt unendlich hilfreich und liebesstark: Geduldet euch, gebt eure Hoffnung nicht auf und nicht eure müheheife Wanderung nach dem Licht, werdet vor allem in einem nicht müde: die Wahrheit zu tun, d. h. euer Leben nach den Gesetzen der göttlichen Wahrheit, des göttlichen Willens zu führen. Laßt euch durch keine Ueberlegungen, keine Versuchungen, keine Enttäuschungen von der heiligen Pflicht abhalten, Liebe zu üben ohne matt zu werden, auf Hilfe für die Brüder zu sinnen, auch wenn sie stumpf und dankeslos entgegengenommen wird; richtet nach allen Misserfolgen euch wieder auf! Sucht euer Auge, sucht eure Seele, auch wenn man noch so verständnislos eurer spottete, mit brennender Angstlichkeit von allem fernzuhalten, was sie trüben, beslecken könnte! Weigert euch, aus all eurer innern Kraft, euch von der striktesten Wahrhaftigkeit mit den in der Welt geläufigen Entschuldigungen zu dispensieren! Haltet euch, auch wenn Gott eurem Geist und Herzen noch ferne ist, doch wenigstens an das, was ihr verstehen und fassen könnt, an sein Gebot, das klar und lichtvoll genug ist! Glaubt es, wunderbar ist's, wie solchen Menschen allmählich das Tun des Guten zu innerlichster Notwendigkeit wird, zur Lebenslust, die sie brauchen. Immer stärker spüren sie zwar, wie schmerzlich weit sie von dem hohen lichten Ziele fernbleiben, aber immer gewisser ahnen sie die Süßigkeit der Befriedigung, die im vollkommenen Tun des Guten läge, die innere Ruhe, die Sicherheit, die Kraft, die daraus strömte; sie können nicht mehr ohne diese Verbindung mit dem Guten, mit der Wahrheit, mit dem göttlichen Gebote leben. Sie spüren immer gewisser, daß ein heiliger Segen darauf ruht, daß das Gute die siegende Macht ist, und diese

Erkenntnis ist schon die erste Stufe zu unverlierbarer Gotteserkenntnis.

Und wenn nun solchen Menschen auf ihren ernsten Wegen wieder Christus begegnet, dann kommen sie wirklich ins Licht. Wenn sie ihn früher einst nicht verstanden haben, jetzt erfassen sie ihn, denn nun kommen sie mit ihren tiefen Erfahrungen zu ihm. Sie erkennen in ihm den, der das darstellt, was sie ersehnen, das heilige, vollendete Ziel ihres Mühhens, aber zugleich auch den Barmherzigen, den Vergebenden, den Gnadenvollen, und mit unerklärlicher Gewalt hält er sie fest, innigstark. Eine wundersame Anziehungskraft kettet sie zusammen, wie wenn die Seele durch alle Zeit nur auf ihn gewartet hätte. Und in Wirklichkeit hat sie ununterbrochen auf ihn gewartet, auch wenn sie es nicht gewußt hat. So fremd Christus einem niedrigen, unfrommen Herzen ist, so verwandt kommt er der reinen Seele vor; sie kommt von ihm nicht mehr los. Und je inniger sie mit ihm geeint ist, um so unwiderprechlicher geht ihr auf, daß Christus ohne Gott nicht denkbar, daß dieses ganze Christusleben nur aus Gott erklärbar ist.

Kennt ihr die Geschichte, die Selma Lagerlöf in ihren Christuslegenden von einem florentiner, Raniero di Ranieri erzählt? Er war als Kreuzfahrer mit Gottfried von Bouillon nach Jerusalem gezogen und hatte nach diesem als der Erste die Mauer erstiegen. Zum Lohn dafür durfte er als der Erste seine Kerze an den heiligen Flammen entzünden, die vor Christi Grab brannten. Das Licht seiner Kerze, das an dem heiligsten Feuer entzündet war, war ihm so teuer, daß er sich sogleich mit der brennenden Kerze in der Hand auf den Heimweg nach seiner Vaterstadt machte. Unterwegs war die Kerze oft in Gefahr, zu verlöschen. Aber er ritt rückwärts auf seinem Tier, um sie gegen den

Luftzug zu schützen. Und immer, wenn eine Kerze niedergebrannt war, entzündete er eine neue an ihrer heiligen Flamme. So brachte er unter unzähligen Gefahren das heilige Licht nach Florenz, und entzündete an ihm die Altarkerzen im Dom.

Freunde, wir wollen in diesen weihnachtlichen Tagen die Kerze unseres Glaubens und Liebens neu an der Christusflamme entzünden lassen. O, hüten wir es, hüten wir es, unser heiliges Licht! Hüten wir es vor den Winterwinden kalter Müchnernheit, hüten wir es vor dem Föhnsturm der Versuchung! Schützen wir es gegen jede rohe Hand, die es auslöschen möchte, schützen wir es vor unsren eigenen Mündigkeiten! Und wenn es wieder erlöschen will, wecken wir es neu mit dem Worte, das unter dem Glanz der Weihnachtsbotschaft steht: „Also hat Gott die Welt geliebet,“ und mit dem Worte:

„Wer die Wahrheit tut, kommt an das Licht.“

Es wird uns helfen, aus Licht in immer helleres Licht zu treten.

Amen.

Neue Kraft.

(Jahreswende.)

Jesaias 40, 27—31: Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagst: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, mein Recht entgeht meinem Gott? Weisst du nicht, hast du nicht gehört: Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt, sein Verstand ist unaufzähliglich. Er gibt dem Münden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Knaben werden müde und matt und Jünglinge fallen, aber die auf den Herrn harren, Kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.

Das Jahr ist müde geworden, sterbensmüde. Seine Pläne sind erschöpft, seine Hoffnungen zusammengeunken. Leis fallen ihm die Augen zu, in wenig Stunden schlägt sein Herz die letzten Schläge. Wenn ein altes Jahr müde und lebensfroh geworden ist, lebt doch der Trostgedanke noch, daß unverzüglich ihm ein neues folgt, ein wagemutiges und hoffnungsheiteres. Aber schwer ist der Gedanke, daß in des alten Jahres Müdigkeit auch Menschen, ungezählte Menschen, mit hineingezogen werden. Das scheidende Jahr hat viele sterbensmatt gemacht. Durch ganze Länder ging etwas wie ein Sehnen nach dem Tod. Und wenn die schwere, graue Flut des Elends sich wohl nicht über unser Land geworfen, — dennoch, — ob jetzt auch draußen um die Kirchentüren bewegtestes Leben hastet und bald sich Tausende von frohen Menschen zu heiter Klingendem

Jahresabschluß sammeln werden, — es sind auch unter uns viele müde, müde Menschen. Der eine ist so müde geworden, weil er mit geheimem Schmerz entdeckt hat, wie mehr und mehr die ungehemmte Schaffensfreudigkeit und Kraft von ihm weicht, und er sich leise seufzend sagt: Wie werde ich den immerforderungsreichen Kampf weiterbestehen? Das Hirn ist abgenutzt, das Herz ist aufgebraucht, das schafft kein Wunder wieder jung. Der andere ist müde geworden, weil er trotz opfervoller Arbeit keine Frucht des Schaffens sieht, weil er, noch ehe die Bilanz des Jahres gemacht ist, schon weiß, daß all sein Mühen keinen Gewinn gebracht; ihm ist, als könnten tiefe Seelenschmerzen nicht so niederdrücken und das Innere verdunkeln, wie jene peinlich widerlichen Nöte, die am Geschäft und Geld kleben, und die man nicht wegdenken kann, weil die Zinsen bezahlt, die Forderungen beglichen, die Schuldigkeiten bereinigt werden wollen, und keine Wunderhand die Rechnung streicht. Und müde wandern viele das Jahr zu Ende, weil nicht die Arbeit, — nein, die unverschuldete Untätigkeit, die Arbeitslosigkeit sie so hoffnungsmatt gemacht, weil mehr als härteste Arbeit es getan, die bittere Tatsache sie so elend gemacht, daß sie mit arbeitswilligen Händen und mit vollen, unverbrauchten Kräften doch tatenlos am Markt des Lebens stehen mußten.

Hier sind sie müde, weil sie spüren, wie mit fürchterlicher Zuverlässigkeit der Wurm der Krankheit in ihnen bohrt, und wie das Leiden mit unentrißbarer Beharrlichkeit ihnen die Kräfte aussaugt, so daß ihnen gequält der Seufzer entringt: „Mein Weg ist dem Herrn verborgen, mein Recht entgeht meinem Gott.“ Dort liegt es wie Zentnerlast auf Seelen, weil das scheidende Jahr ihnen durch den Tod eines geliebten Menschen einen unersetzblichen Verlust gebracht. Wohl

jedesmal am Jahresende hatten sie sich schon gesagt:
„Einmal kommt eines Jahres letzter Tag, da die nicht
mehr sind, die jetzt noch mein Leben erhellen.“ Nun
ist ihnen das dunkle Jahr gekommen. Und zu dem
Heimweh kommt der Schmerz, daß man die Gelegen-
heiten zur Liebe nicht besser genützt hat. Es ist immer
bitter, an versäumte Gelegenheiten denken zu müssen.
Ich las dieser Tage das Wort des jungen Rörners:

Die Zeit ist schnell, noch schneller ist das Schicksal,
wer feig des einen Tages Glück versäumt,
er holt's nicht ein, und wenn ihn Blitze trügen. —

Und wer von uns wüßte nichts von der Müdig-
keit, die jene Stunden wirkten, da nicht vor allem die
Enttäuschung an den andern, sondern die an uns selber
höhnisch an unser Ohr zischte: „Du meintest besser zu
werden, reifer und reiner in diesem Jahr. Was ist
aus deinen heiligen Gelübden des Jahresanfangs ge-
worden? Noch immer sind die Widersacher da in un-
gebrochener Kraft. Es wird dir schwer sein, Sieges-
lieder anzustimmen.“

O, meine Freunde, solch innere Müdigkeiten kön-
nen voll Gefahr sein. Denn wir haben einen so ernsten
Weg mit unausweichlichen Aufgaben vor uns, viel-
leicht sogar noch einen langen Weg, länger als viele
ihn wünschen möchten. In wenig Stunden beginnt da-
von ein neues Stück. Und um es anzutreten und so zu
Ende zu gehen, wie von uns gefordert wird, brauchen
wir Mut, Lebensfähigkeit und Wanderfreudigkeit,
darf keine Müdigkeit unsern Schritt beschweren. Ja,
fülle von Kräften brauchen wir, mehr als irdische
Stärke, denn mehr als einen irdischen, einen himm-
lischen Lauf haben wir zu vollenden. Auch unser Herz
muß sagen, wie etwa eine starke, edle Mutter, die unter
all den Lasten ihrer Pflicht beinahe zusammenbricht,
aber die letzten Kräfte zusammenraffend sagt: „Ich

darf nicht müde werden; was würde aus den Meinen,
wenn ich vom Kampfplatz wiche? Nein, nein, ich darf
nicht müde werden!"

Und wenn wir, meine Freunde, eine Jahreswende feierten, wie Gott sie möchte, so könnte das Wunder geschehen, daß gerade der Blick auf das Jahr, das viele so müde gemacht, uns durchfeuern würde mit neuer, hoher Kraft. Ja, es kann etwas seltsam Heilendes von einem Jahresschluß ausgehen. Man sieht vor etwas Vollendetem, während man vorher immer noch vor all dem Ungeahnten, Ungewissen, das es in sich trug, gebangt hat. Ein altes Jahr ist wie ein alter, tief-erfahrener Mensch. Man glaubt ihm besser, als einem jungen, unerprobten, auch wenn dieser mit noch so überzeugungsheissen Augen spricht. O, Seele, lausche dieser Sprache, daß, wenn ich dich fragen würde, wie der Prophet gefragt: „Weißt du nichts? hast du nicht gehört?“ du mir sagen kannst: „Doch, ich habe gehört, ich habe gelauscht auf des scheidenden alten Jahres erfahrene Weisheit, und ich weiß nun, ich weiß.“ Wenn du, mein Freund, dich leise zurückziehest, um tiefe, ernste Zwiesprache mit dem sterbenden Jahr zu halten — o, ich freue mich oft lang vorher auf diese Stunde — und wenn du dann mit aufgetanem Aug' und lebendigem Willen die Spuren Gottes suchst in diesem Jahr, dann geht dir immer bewegender die Erkenntnis auf, daß, ob du auch müde geworden, dein Gott von wunderbarer Unermüdlichkeit geblieben ist. Im Laufe des Jahres, da war es uns manchmal, als ob auch er müde geworden. Wir rechnen eben immer mit unsren Maßstäben und zählen an unsren Müdigkeiten ab. Und er hätte ja Grund genug gehabt, unserer müde zu werden, weil unser Dank so spärlich, unser Lob so kläglich, unser Beten so matt, unser Dienst so arm war, weil wir, was er forderte, so unsfroh taten und, was wir

gelobt hatten, so untreu erfüllten. Aber immer wieder war er da. „Seine Gnade war jeden Morgen neu.“ Es ging doch immer wieder, auch wenn du manchmal gesuszt: „Es geht nicht mehr.“ Und wenn es vielleicht auch keine Ströme von Kraft waren, die dich überschütteten, du bekamst, was du brauchtest, Stärke genug dem Unvermögenden, genug, genug!

Ja, je länger du in das Gewebe des scheidenden Jahres hineinblickst, um so mehr übernimmt dich ein Verwundern, was Gott aus dem, was du mit ungeschickter, ungehorsamer Hand gewoven, in seiner Weisheit geformt hat. Ein Sinn tritt mehr und mehr heraus aus dem, was sinnlos schien. Die verworrene Schrift der Seiten deines Jahres wird still entwirrt und göttlich gedeutet. Du fängst zu begreifen an, warum dieser Wunsch nicht erfüllt, warum jener Plan nicht gereift ist, warum diese Enttäuschung in dein Leben trat und du jene demütigende Bitternis austrinken mußtest. Es war Weisheit darin, erhabener Verstand, und du schüttelst nicht mehr den Kopf über des Propheten Wort: „Sein Verstand ist unauforschlich.“

Ja, wenn du mit ganz wachen Augen schaust und dich im ernsten Licht des sterbenden Jahres prüfst, dann geht dir auf, daß, was an dir geschah, nur durch Einen geschehen konnte, der dein Innerstes kennt, in dein Verborgenes sieht, um deine geheimsten Nöte und Notwendigkeiten weiß und ein Heiliges mit dir vorhat. Was du zuweilen schon geahnt:

Manchmal in wacher Nacht fühl' ich ein leises Gleiten,
an meinem Antlitz schafft der Griffel der gehenden
Zeiten.

Oft wenn ich stille bin, muß meine Seel' erbeben:
du schaffst ganz leis in mir der Ewigkeit schauerndes
Leben.

Das, Freund, spürst du in der Jahreswende mit besonderer Ergriffenheit: „Es schafft eine Hand an mir, eine ewige Bildnerhand, die Vollkommenes im Sinne hat. Hier ließ mich Gott einen Sprung ins Dunkle tun, vor dem ich zitterte, damit ich mutiger werde, dort hat er eine eitle Sehnsucht ungestillt gelassen und einen erhofften Erfolg vereitelt, damit ich demütig werde; hier hat er eine Hand aus der meinen gelöst, damit ich die seinige halte, dort ein Auge erlöschchen lassen, damit ich mich von seinen Augen leiten lasse. So kann nur einer leiten und erziehen, der ins Verborgenste sieht. Ich kann nicht mehr die Zweifelsklage erheben: ‚Mein Weg ist dem Herrn verborgen,’ nein, nein, ich ahne jetzt ein ander Lied, das Lied vom Vater, der ins Verborgene sieht.“

Wenn wir mit einem Herzen, das noch zu danken und anzubeten willig ist, all die behütenden, bewahrenden und segnenden Taten der ewigen Güte im letzten Jahre suchen, und wenn die Bilder des Leides und des Verlustes sich vor das Auge drängen, zu unserm Herzen sagen:

So viel du auch verloren, lerne daraus, mein Herz:
Nur die voll Torheit, die Toren, lernen nichts vom Schmerz.

„Salt“ das lebend’ge Heute, vertreib es nicht sogleich,
sei nicht der Schmerzen Beute, werde durch Schmerzen reich —,

dann übernimmt uns allmählich ein herzerquickendes Geborgensein, dann begreifen wir jenes stille Lied, das eine junge Sängerin, ein Opfer der Bolschewisten, jeden Abend im Zentralgefängnis von Riga ihren Mitgesangenen gesungen, und das eine wundervolle Glaubensantwort auf den Seufzer: „Mein Weg ist dem Herrn verborgen,“ gibt:

Weiß ich auch nicht den Weg, du weißt ihn wohl;
das macht die Seele still und friedevoll.

Ist's doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
daß ängstlich schlägt mein Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch, du weißt die Zeit,
dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.

Ich preise dich für deiner Liebe Macht,
ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht,
und du gebietest ihm, kommst nie zu spät.

Nun wart' ich still, dein Wort ist ohne Trug,
du weißt den Weg für mich, — das ist genug.

Freunde, wir wollen diese Erkenntnis hinübernehmen ins neue Jahr. Er weiß den Weg und gibt auch Kraft genug, ihn ohn' Ermüden zu Ende zu gehen. Das herrliche Prophetenwort vom Herrn, der nicht ermüdet, dessen Verstand unauforschlich, und dem unser Weg unverborgen geblieben, es gibt den schönsten Trost und Lebensklang auch für das neue Jahr: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“ Immer mehr geht mir auf, da darin das Beste gesagt ist, was wir brauchen. Ich weiß, wir möchten manchmal mehr, wir möchten Ruhe, unangesuchte Freiheit, Kampflosigkeit. Aber wir bleiben immer unfrohe Menschen, deren Lebensrechnung niemals stimmt, wenn wir nicht ein für allemal uns ins Innerste prägen, daß unser Leben nach göttlichem Willen Kampf ist, Kampf sein muß und Kampf sein wird bis ans Ende. Und was wir da brauchen, ist das eine: Kraft, täglich erneute Kraft, den Kampf zu bestehen. Der Herr verheißt sie denen, die auf ihn „harren“. Und was heißt „harren“? Der Sänger jenes hohen Psalms läßt es uns wissen, der uns sagt, daß seine Seele auf den Herrn harre, „wie Wächter auf den Morgen, sehnüchtiger als Wächter auf den Morgen“. Wenn Wächter auf

den Morgen harren, dann spähen sie nicht hier und dort herum nach einem Lichtlein in der Nacht, sie spähen nach der einen Richtung nur, woher die Sonne kommt. Wenn Wächter auf den Morgen harren, so harren sie in männlicher Geduld, denn sie wissen, daß die Sonne von ihrer Ungeduld auch nicht eine Sekunde eher herausberufen wird, sie wissen, daß sie kommt, wenn ihre Minute da ist. Und Wächter, die auf den Morgen warten, sind voll Gewißheit, daß er kommt, weil nichts so sicher ist, als daß aus Nacht wieder ein Morgen geboren wird.

Wenn wir in solchem Geiste unseres Gottes harrten, das Auge nicht auf irdische Truglichter gerichtet, sondern nur nach der einen Seite gesammelt, wo die ewige Sonne ist, tief überzeugt, daß der Herr mit seiner Hilfe kommt, sobald seine Stunde gekommen ist, und zwar in sonnenhafter Sicherheit, dann würden auch wir erleben dürfen, was Gott seinem gewaltigen Propheten, der doch in ungeheuer schwerer Zeit zu seinem Volk gesprochen, in die Seele gegeben: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“

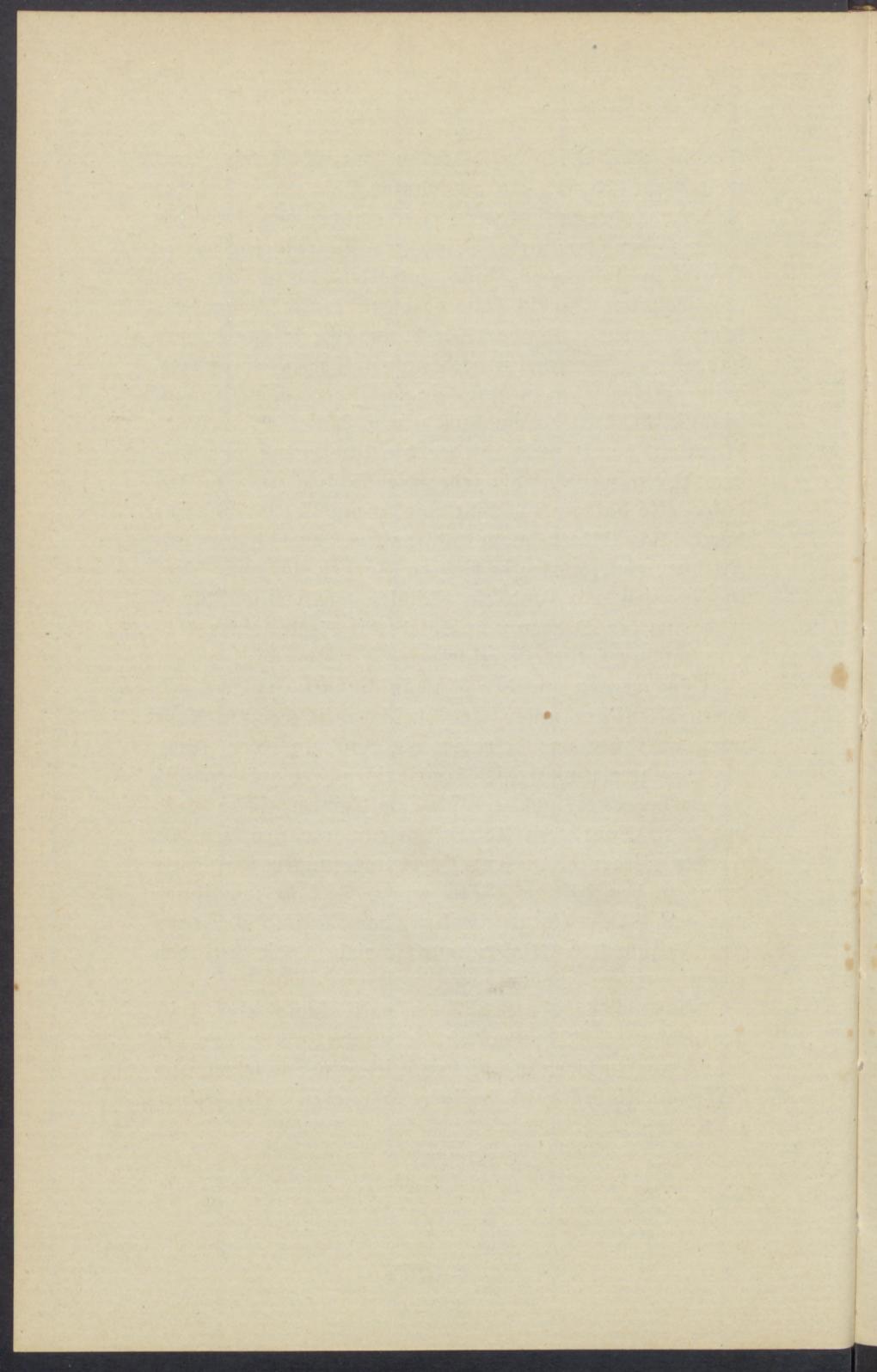
Ist's nicht ein wundervoller Gedanke, daß wir im neuen Jahre, statt müde und flügellahm uns im Staub zu schleppen, zur Sonne fahren könnten? Vielleicht sagst du: „Was sollt' ich auch an solchen Wunderbildern haben? Ich bin kein Adler, werde es nie, da hat das Leben zu tiefe Wunden geschlagen und an den Brüsten gezehrt; ich bin ein klägliches Schiff mit brüchigen Brettern und rissigen Segeln, das froh ist, nicht im Sturme zu versinken, sondern einmal das ewige Gestade in Gnaden erreichen zu dürfen.“ Nun, ich las einmal, daß Schiffe mit durchlöcherten Segeln bedeutend schneller laufen als solche mit unversehrten, ganzen

Segeln. Der Wind entfaltet am durchlöcherten Segel weit mehr Kraft, als am ganzen. So kann auf der Fahrt nach der unsichtbaren Heimat über das Meer des Lebens der treibende Wind des Gottesgeistes seine Kraft in höherem Maße entfalten, wenn wir mit durchbohrten Segeln fahren, wenn ernste, bange Erlebnisse hier und dort Leib und Seele durchbohrt haben. — Aber mehr noch, wir sollen, vom Gottesgeist getrieben, nicht nur hinausfahren, nein, hinauf, hinauf! O, laßt es uns im neuen Jahre viel treuer bedenken, damit nicht wieder die Niederung uns bindet! Wohl werden ja wieder die Mühen unseres Berufes alle da sein, — laßt uns, wenn sie drohen, uns durch das Wort vom Adlersflug aufrichten, wie Gliedner einst, als er in tiefsten Sorgen um sein Werk in Spanien war, und ein Schüler durch eine Adlersfeder aus den Bergen von Toledo die Seele seines Lehrers wieder freudig mache.

Es werden wieder Enttäuschungen nahen, mit denen Menschen unser Herz beschweren werden. Laßt uns von ihnen uns befreien wie einst ein edler Fürst, als zum zweitenmal die Augel eines Attentäters sein Leben bedrohte, und er sich von seinem tiefen Leid mit dem Wort vom Adlersflug emportröstet ließ. Es werden wieder all unsere Verantwortungen zur Seele drängen, des Alltags Nöte nahen. O, laßt uns ihnen mit dem Wort entgegengehen, das August Hermann Francke an sein Waisenhaus schrieb: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft.“

O, Dank sei Gott, daß uns noch einmal eine Frist gegeben wird! Wir wollen sie nutzen, um näher bei der Sonne zu leben als bisher, viel reiner zu leben, viel heißer zu lieben, viel inniger zu wirken, viel seliger zu danken.

Amen.



Seelenrettung.

Johannes 4, 32 u. 34: Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet. Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

Es war am Jakobsbrunnen im Samariterland. Des Meisters Fuß war müde geworden, und über seinem Haupt hatte des Mittags grelle Sonne gebrannt. Aber da hatte sich ein Mensch dem Brunnen genährt, der sogleich Jesu ganzes Müdessein vergessen ließ. Es war eine tiefverschüttete Seele; aber des Meisters Ohr hatte unter Schutt und Trümmern das Seufzen dieser gefangenen Seele herausgehört. Er hob die Trümmer und führte hinaus, und wieder erlebte er das heilige Wunder, wie unter seinem Heimatsonnenlicht sich zum Leben erhob, was tot geschienen hatte. In innerster Ergriffenheit war die Frau in ihre Stadt zurückgekehrt.

In tiefem Sinnens bleibt Jesus am Brunnenrand zurück, und seine Augen schauen in leuchtende, große Fernen. Indessen waren seine Jünger aus der Stadt zurückgekehrt. Sie hatten Speise geholt und nötigten ihn freundlich: „Rabbi, iß.“ Aber er sieht es nicht, röhrt es nicht an, was sie ihm bringen. Mit Augen, die ganz an andern Orten weilen, schaut er sie an: „Ich habe eine Speise, die ihr nicht kennt.“ Sie verstehen ihn nicht. Sie waren nicht Zeugen des wundertiefen Gespräches mit dem samaritischen Weib gewesen. Und wenn sie es auch vernommen hätten, sie hätten es nicht

voll begriffen, wie man um einer erweckten Heidin
willen Trank und Speise, Hunger und Durst vergessen
kann. Aber so sollten sie es wissen, für immer wissen,
was seiner Seele tiefste Seligkeit: er hatte gesehen,
wie das Eis getaut in einem Menschenherzen, wie
unter schwerem Frost Blüten erwachten, weil wärmer
als morgenländische Mittagssonne das Heilandslicht
des großen Erbarmens gestrahlt. Es gab kein hei-
ligeres Glück für ihn. Er war nicht ein stoischer Philo-
soph, der Schmerz und Freude künstlich niederzwang
und jede Herzbewegung in harter Disziplin und Un-
natur unterdrückte. Er war kein weltentrüchter Asket,
der jedes Zittern der Seele in Glück oder Leid mit Ge-
walt bekämpfte. Er, der über Jerusalem geschluchzt,
weil es sein Heil nicht hingenommen hatte, er froh-
lockte in tiefstem Innern, wenn eine Seele die Heimat
fand und für den Vater und die Brüder zu leben an-
fing. Das war ihm Freude, neben der alles verblich,
was sonst die Welt als Freude feiert.

Freunde, wir werden einen Menschen am tiefsten
begreifen und sein Inneres am besten ergründen, wenn
wir seine eigentliche Lebenssehnsucht kennen, denn ihr
pflegt er alles untertan zu machen. Diesen, seinen drän-
gendsten Innenwunsch erkennt man am besten, wenn
man die Stunde erlebt, da auch er über einer Erfüllung
Essen und Trinken vergißt. Das geschieht bei vie-
len — freilich nie. Es gibt so ergebundene, vom Geiste
unbeherrschte Naturen, daß sie Szenen erregen, wenn
sie nur eine Viertelstunde auf ihre Mahlzeit warten
müssen. Doch wie man ein Kind von leidenschaftlichem
Spieltrieb daran erkennt, daß es den Ruf zum Tisch
überhört, den Sportmenschen daran, daß er weiter-
kämpft ohne seines Leibes Bedürfnisse zu bedenken,
den Künstler daran, daß er von seinem Instrumente
sich nicht trennen kann, den Gelehrten, wenn er über

seinen Büchern, den Forscher, wenn er über seinen Experimenten zuweilen Speise und Schlaf vergessen kann, so wird man den wahren Jesusjünger, den Menschen mit der heiligsten Sehnsucht daran erkennen, daß, wo er erlebt, wie Lasten fallen in andern Herzen, wie Ketten springen, Quellen erwachen, Gewissen frei werden, Augen sich öffnen und Lippen Gott zu segnen beginnen, wo man Gott buchstäblich am Werke sieht und den erneuten Schöpfungsruf über einer Seele erlebt: „Es werde Licht“, daß er dort so im Allerinnersten ergriffen und besiegelt ist, daß seine andern Bedürfnisse schweigen und jeder andere Wunsch zurücktritt. Das ist die Not der Welt, daß solcher Menschen so wenige sind, das wäre ihr Heil, daß solcher Menschen immer mehr würden. Wir wissen nicht, welch reinste Freuden, tiefstes Glück wir uns rauben, wenn unser Herz von dieser Seligkeit nichts weiß.

In jener Stunde, da Jesu Augen tief versunken über die Speise, die die Jünger gebracht, hinwegblickt, da offenbart er ihnen nicht nur den Grund seiner Freude, sondern das tiefste Geheimnis seines Lebens und seiner Lebenswirkung überhaupt: „Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk.“ Vielleicht gibt es kein Wort, das Jesu Wesen lebendiger und tiefer offenbart als dieses. Erfüllung des Gotteswillens ist ihm Lebensnotwendigkeit, hinter der alles andere zurücktritt. Sie war es ihm von Kindestagen an. Da war einmal einer, dem nicht sein eigener Wille Himmelreich war, der vielmehr, wo er um das Himmelreich bat, um das Geschehen und den Sieg des Gotteswillens flehte. Einer, der selbst von den gütigsten Bitten seiner Mutter, den dringlichsten Vorstellungen seiner Jünger sich mit unverwirrbarer Entschiedenheit abwandte, sobald er spürte, daß die Erfüllung des Gotteswillens gefährdet

sei; dem rauschendster Suldigungsjubel der Welt ein Schmerz gewesen, wenn er gegen Gottes Willen sich ihn hätte gefallen lassen, und dem tiefste Einsamkeit Glück war, wenn nur das Wohlgefallen Gottes über ihm ruhte. Was aber in dem Wort: „den Willen Gottes tun“ vor allem liegt, das offenbart er dort am Jakobsbrunnen unüberhörbar deutlich: er hatte Gottes Rettterwerk zu vollenden.

Gott hatte in jener Samariterin sein Werk begonnen: das hörte er aus ihrem Wort vom wahren Gottesdienst, vom Messias, der kommen werde, das hatte er im Erwachen ihres Gewissens lebendig erfahren. Der Sohn musste weiterführen und vollenden: „Das ist der Wille des Vaters, daß ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat.“ Anzuklöpfen, einzutreten, aufzuwecken, Verborgenes ans Licht zu rufen, von der Heimat zu reden, zur Heimat zu führen, den Ruf in die Herzen zu prägen: „Kommet, es ist alles bereit,“ den Namen des Vaters zu offenbaren, den Vater zu erklären und noch am Kreuz mit den geöffneten Armen zu rufen: „Kommet“, — das war sein Beruf, sein Leben, sein innerster Drang, seine tiefste Lebensfreudigkeit.

Und dieser Geist und dieses Sehnen, dieses Wollen ist auch in seine Jünger eingegangen. „Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben,“ das ist die Melodie, die über ihr ganzes Leben klingt. „Ich bin ein Schuldner der Griechen und Ungriechen, der Weisen und Unweisen.“ „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen,“ das ist der Drang und Trieb, der auch in des Paulus Leben über alles andere geht. Wo wahre Gottergriffenheit, da ist auch Rettterdrang, Verlangen, im Befreiungswerk Gottes als Mitarbeiter einzutreten.

O, Freunde, es sind nicht nur jene resoluten Drängernaturen, die nach Feldherrnplänen die Welt kühnlich für Gott erobern wollen, denen dieser Drang nach Seelenhilfe eigen ist, nein, wir finden ihn auch bei jenen stillen, innerlichen NATUREN, wenn ihre Innerlichkeit wirklich Leben aus Gott ist. Der Heilige von Assisi, der so gern in Einsamkeiten sich in Christus hineinversenkt hat, ist mit ergreifendem Retterdrang ins fremde Land gereist, um den Ungläubigen von seiner Seele Seligkeit in Christo Runde zu bringen, sie für Jesus zu gewinnen. Vom tieffinnigen Mystiker Meister Eckhart heißtt es: „Als Laienprediger war er unablässig bemüht, in jeder, auch der ärmsten Seele, das schlichte Fünklein zur Gottesflamme anzublasen.“ Vom stillen Tersteegen hat man gesagt, daß seit der Apostel Tagen vielleicht keiner mehr Seelen zu Gott gerettet habe als er. Und daß, wo das Werk der Seelenführung einmal wirklich mit Gott begonnen worden, es keine Grenzen kennt, sondern auch nach den fernsten Horizonten weist, das beweisen die Namen Francke, Booth und Bodelschwingh; Menschen, die mehr als andere die Not der Nähe gesehen, aber in ihr auch die Not der Ferne erschaut hatten, und darum Gründer großer Missionen unter den Heiden geworden sind. Haben auch wir schon das Wort erlebt:

Aus dunkler Nacht streckt eine Hand sich nach ihm aus,
die ohne Fragen er erfaßt, und die ihn führt
dahin, wo's Arbeit gibt zu tun für seinen Gott.

Spüren auch wir das als Notwendigkeit, wie Speise, oder ist es uns fremde Pflicht? Das ist ein sprechender Maßstab für unsere christliche Reife.

Meine Freunde, wenn Jesus das Erfüllen des Gotteswillens seine Speise nennt, so spricht er damit auch das ernste Gesetz aus, daß jede Unterlassung des Gotteswillens die Kräfte lähmt. Wer nicht mehr Nahrung

einnimmt, geht zugrunde. So wäre das Untreuerden gegen Gott für ihn der Tod. Wie ungeheuer wahr und buchstäblich ernst er das gemeint hat, das sagt sein unaussprechliches Ringen um den Gotteswillen in Gethsemane.

Wo der innere Abfall von Gott und seinem Willen begonnen hat, verliert schon das Wort die Kraft und den Goldglanz der Ueberzeugung. Es ist, wie wenn ein Kiß die Glocke lähmt. Wo nicht mehr der drängende Wille nach Belebung und Gewinn von Menschenseelen lebt, da fehlt der Verkündigung das Zwingende, Unerklärbare, das ins Innerste dringt. Wo diese Sehnsucht fehlt, wird das Gebet entkräftet. Denn die Sorge um andere, der Blick in die geistige Not, in Blindheit, Widerstand und Abfall treibt auch die ins Gebet, die für sich selbst nicht beten würden.

Wer andere zum Vater führen möchte, der muß sich heiligen. Er kann nicht mehr nur kritisieren, auf Unvollkommenheit, Halbhheit und Pharisäertum der Christen lieblos weisen, er ringt, er kämpft, er leidet unter seinem Ungenügen und reiniget sich, denn er weiß, daß alle Wirkung auf die andern unlöslich mit dem Maße seiner Heiligung zusammenhängt. Wo die Verantwortung für die Seelen anderer erlischt, erlischt auch die Glut zur Heiligung. Wo man nicht den Willen Gottes zur Befreiung von Seelen vollenden will, da treten auch die Gotteserfahrungen zurück, die Weisheit, Demut und Erkenntnis schenken, Hoffnung und neuen Wirkensmut wecken. Wo wahrer Missionsgeist starb, starb auch das innere Leben,

denn alles muß in nichts zerfallen,
wenn es verharret in trägem Ruhn.

Wenn Jesus seinen Jüngern sagt, daß seine Speise sei, den Gotteswillen und das Gotteswerk zu vollenden, so lehrt er sie damit die starke Wahrheit,

dass aus der Tat die Kraft reift. So wie die Speise stärkt, so mehrt die Uebung im Erfüllen des Gotteswillens des Menschen Kraft. Ja, aller Vorsatz, alle Sehnsucht erreicht nicht, was das lebendige Experiment, die sittliche Erprobung wirkt. Es wächst der Fluss, indem er vorwärtsdrängt, ihm strömen immer neue Wasser zu. Die Muskel- und die Geisteskraft, die Gedächtnis- und die Willensstärke wachsen in dem Maße, als man sie braucht. Nicht der, der in der Einsamkeit sich große Rednergabe erwünscht, erhält sie; er kommt nur der Erfüllung näher, wenn er sich im lebendigen Leben übt. Nicht der wird ein Mann der praktischen Art, des Organisationstalentes, der sie in den Büchern an andern bewundert, sondern der sie in seinem eigenen Bereiche übt. Nur durch Uebung wird das Auge sehender, das Ohr hellhöriger und lebenssicherer die Hand. Was Gott zur Verfügung gestellt wird, nimmt zu in seinem Dienst, sogar der äußere Besitz. Im Testamente eines prächtigen Gotteskämpfers las ich dieser Tage das Wort: „Seit dem Tage, an dem ich anfing, etwas für Gott zu tun, und besonders von der Zeit an, wo ich anfing, einen bestimmten Teil meines Einkommens für sein Werk beiseite zu legen, hat mich Gott nicht nur an meiner Seele gesegnet, sondern auch an irdischen Gütern, und wenn ich etwa mehr für ihn tat, so bekam ich es vielfach wieder. Ich komme mir selbst wie ein Wunder vor und bin nicht imstande, meine Gedanken und Gefühle darüber zu beschreiben.“

Das Leben, das in der Erfüllung des Gotteswillens seine höchste Freude findet, erlebt dadurch eine wunderbare Vereinfachung; erlöst von so viel überflüssigen Bedürfnissen, wird immer mehr Kraft frei für die andern. Die Zweige sind weggeschnitten, die Saft verzehrt und keine Frucht gebracht, die Kräfte strömen in den Stamm zurück. —

Nachdem das Jesusauge tief sinnend vor sich hingeschaut, erhebt es den Blick auf einmal zu der nahen Höhe der Stadt Sichar: „Sagt ihr nicht,” fragt er seine Jünger, „es sind noch vier Monate, so kommt die Ernte? Siehe, ich sage euch, hebt eure Augen auf und sehet in das Feld, es ist schon weiß zur Ernte.“ Von der Stadt her kommen viele Samariter, die jene Frau gerufen und geweckt hat; ihre hellen Scharen kommen Jesus wie ein reifes Aehrenfeld vor. Ja, wo es niemand geahnt, wo es Israel zuletzt erwartet, da reift die Frucht — im Samariterland.

Immer wieder wird erlebt, wie Seelen erwachen, wo man es nicht geahnt, wenn einer in heiliger Liebe sich ihrer angenommen. Immer wieder wird man beschämt, wenn man an Seelen, ohne Hoffnung für sie, vorübergegangen ist, weil man dann erleben kann, wie willig sie sich denen öffnen, die mutig glaubend und liebend sich ihnen genährt. Es warten mehr als wir ahnen, daß die verborgenen Glocken in ihnen zum Klingen gebracht werden. O, daß nicht ihre Stunde verfehlt werde!

Säen wir, Freunde! Und wenn wir nicht ernten, so ernten andere nach uns. Christus hat in Samaria geerntet, was der Vater gesät. Und später haben die Jünger geerntet, was der Sohn gesät. Wir sollen ja eine große Kindergottesgemeinschaft sein, in der keiner scheel blicken darf, wenn ein anderer erntet. Wenn nur geerntet werden kann.

Solch' Augenblick der kurzen Erdenzeit
ist kostlicher als alles Gut der Erden.
Verlier' ihn nicht, es kommt die Ewigkeit!
Hier säet man, dort wird geerntet werden.

Amen.

Fragest du nichts danach?

Markus 4, 38: Fragest du nichts danach,
dass wir verderben?

Der Sturmwind war aus den Tälern hervorgebrochen und peitschte wild die Wellenflut des Sees Genezareth. Sein Spiel mit Wogen und Schiff war unerhört, daß selbst die seevertrauten, sturmerprobten Jünger Jesu, denen die Wasser Heimat waren, mit dem Entsetzen rangen. Unterdessen schließt ihr Meister auf den Rissen der Ruderbank, „sanft, wie in seiner Mutterarm, ein Kind“. Es hat fast etwas Rührendes zu sehen, wie heilig seinen Jüngern ihres Meisters Schlaf ist. Schon sitzt die Angst der Verzweiflung an ihrer Höhle, aber noch immer wecken sie den Herrn nicht; sie wissen, wie teuer erkauft, wie selten und wie einzigartig verdient seine Ruhe ist; wie könnten sie sie herzlos brechen? Nun aber sind bereits die Wellen im Schiff, es sinkt, und fürchterlich öffnen sich die gähnenden Tiefen. Da können sie nicht mehr schweigen, nun müssen sie schreien, müssen sich über den schlafenden Meister neigen, und mit angstzitternder Stimme rufen sie: „Fragest du nichts danach, daß wir verderben?“

Freunde, hat diese Frage nicht einen herzbewegenden Gegenwartsflang? Von immer neuen Stimmen hören wir sie aus den Ländern her, die durch die großen Nöte schreiten müssen, und manches unter uns ist nicht müde geworden, zu horchen und zu helfen, soviel in

seinen Kräften steht, damit es nicht schamrot zu werden braucht, wenn Menschen aus den Heimatländern dieser Not es leise fragen würden: „Warum hast du uns nie spüren lassen, daß du an uns gedacht, daß du mit uns gewacht hast und gelitten, daß du mit uns hindurchgingst durch das Dunkel? Das Gefühl der Einsamung und des Verkanntseins war so qualvoll! Es war so furchtbar, immer völliger von den Wellen des Elends umfangen zu werden, keine Frage, keinen Ruf innigen Mitgefühls über die gurgelnden Wasser hinüber zu vernehmen, keine rettende Freundeshand zu spüren. Warum fragtet ihr nichts danach, daß wir verderben?“

Aber sie sind ja nicht nur jenseits der Grenzen unseres Landes, diese Menschen, mitten unter uns sind ihrer, die in ihren Augen oder unsichtbar in ihrem Herzen diese Frage des Schmerzes tragen. Wir wissen es bei den meisten nicht, aber zuweilen, wenn plötzlich so ein Leben im Dunkel verschwindet, in den Abgründen des Lebensüberdrusses, oder wenn die zurückbleibenden Schriftstücke Verstorbener geöffnet werden, oder wenn einer nach Jahren von seines Lebens dunkelsten Tiefen zu reden beginnt, — da geht uns auf, wie immer wieder, ohne daß wir es wissen, Menschen um uns wie auf einem sinkenden Schiffe kämpfen, ausspähen nach Hilfe ihrer Brüder, sich durch das Wort der Schrift hindurchleiden: „Ich sah mich um, aber da war kein Helfer“, und, von den Wellen des Schmerzes und des Unterganges umspült, vor dem Versinken noch den Seufzer letzter Menschheitsenttäuschung hinhauchen: „Frage ich nichts danach, daß wir verderben?“ Und viele leben jetzt in den Tiefen der Sünde, verschmäht und preisgegeben von der Welt, die einst, während sie leise tiefer und tiefer sanken, lange noch staunend sich fragten, ob es denn wirklich

menschenmöglich sei, daß die Welt, die Christenheit, die Brüder sie so sinken lassen könnten, um sich erst wieder ihnen zu nahen, wenn der Fall vollständig geworden. Ja, durch tausend Rämmern der Sünde hat das dumpfe Lied geraunt:

Ich aber gleite, gleite niederwärts,
und keine Hand hält mich zurück vom Falle,
und keine Stimme ruft mir gramvoll nach...

Ist's euch nicht auch, wenn ihr an einem Sonntagabend durch die erleuchteten, klingenden Straßen unserer Stadt geht, als hauchte es von überall her diese bange Melodie? Freunde, wem einmal das Ohr geöffnet wäre für diese Stimmen, der würde erschüttert wahrnehmen, wie von überall laut oder in müdestem Flüstertone die Frage zu ihm dringt: „Fragest du nichts danach, nichts danach?“ Er läse diese Frage in Gesichtern, die ruhig, selbstgewiß und stolz auf die Menschen schauen, nach allem eher als nach Hilfe und Erbarmen auszublicken scheinen, und läse darin, daß das nur die Züge des Tages sind, daß aber in Nacht einsamkeit des Angesichtes überlegene Linien sich in den Ausdruck einer herzbewegenden Liebessehnsucht wandeln, die ganz zur Frage wird: „Fragest du nichts danach, daß ich versinke?“ Er läse diese Frage hinter manch einer überschäumenden Lustigkeit, und wenn es ihm auch geschähe, daß Menschen, denen er wirklich die Hand hätte entgegenstrecken wollen, die er gemahnt, gewarnt, und denen er den Weg des Heils gezeigt, ihn trotzig und kalt abwiesen: „Wir haben nicht nach dir gefragt, begehren deine Hilfe nicht“, er läse in ihren unruhigen Augen, in ihren fahlen Zügen, in ihrer trotzigen Ablehnung um so deutlicher die Frage ihrer misshandelten Seele: „Fragest du nichts danach, daß ich verderbe?“

O, daß wir mehr an dieses heimliche Fragen däch-

ten, mehr daran glaubten und ihm Antwort zu bringen suchten! Wie viele Türen taten sich uns auf! — Ich sehe sie im Geist vor mir, die kleine Abendversammlung der Heilsarmee. Sie feierten gerade Einreihung von vier Heilssoldaten. Im Vordergrund der Plattform standen die beiden Offiziere des Lokals, im Hintergrund die vier Neugeretteten. Selten ist mir der Unterschied zwischen Menschen, die lange schon im Lichte Christi gestanden und zwischen Menschen, die im Dunkel gelebt, lebendiger zum Bewußtsein gekommen, als wenn ich auf die leuchtenden Gesichter jener Heilsoffiziere, und dann auf die grauen, gequälten, von Sünde und Blend gezeichneten Gesichter der vier Neugewonnenen sah. Ja, sie sahen noch nicht strahlend aus! Menschen, die aus den Wellen des Untergangs gezogen werden, denen das Wasser schon zum Munde drang, die schon mit dem Verderben rannten, sind noch zu sehr von Frost und Angst geschüttelt, als daß sie strahlend aussehen könnten. Aber als sie dann zu einem schlichten Bekenntnis sich erhoben und denen dankten, die sich in ihre Tiefen hinabgelassen, um sie zu retten, während es sonst niemand tat, da leuchteten ihre Gesichter, und ihr Dank griff mir ans Herz, daß ich lange noch unter dem Eindruck dieses Dankes stand, des ergreifenden Dankes, daß jemand nach ihnen gefragt, gefragt, ehe sie ganz verdarben.

Aber ebensowenig vergesse ich, wie einst ein hochgebildeter Mensch zu mir sagte: „Ich bin nun zwanzig Jahre lang nie in einer Kirche, nie in einer christlichen Gemeinschaft gewesen, aber in diesen zwanzig Jahren hat nie einer, nie einer mich gefragt, warum ich so fern bleibe, nie einer mich zurückzugewinnen versucht; ich habe mich oft darüber gewundert und es nie recht zu begreifen vermocht.“ Ja Freunde, es sind ihrer mehr, als wir glauben, die uns unausgesprochen die

frage entgegentragen: „Fragest du nichts danach, daß wir verderben?“ Und mir ist, als gäbe es für uns kaum etwas Beschämenderes und Demütigenderes, als wenn wir auf einmal von den Nöten, den Herzensqualen und Einsamkeiten hören, die einer unserer Brüder, eine unserer Schwestern durchgelitten in einer Zeit, da sie neben uns gelebt, da wir sie vielleicht täglich sahen und wir nichts von inneren Kämpfen und Bitternissen spürten. Ist es zu verwundern, wenn es da vielen schwer wird, an den weltaufwiegenden Wert ihrer Seele zu glauben, da doch so wenige es der Mühe wert gehalten, nach Heil oder Verderben ihrer Seele zu fragen, schwer wird, an die Brüder zu glauben, schwer, sich der ewigen Liebe zu getröstet?

Freunde, die Jünger des Heilandes waren aus ihrem früheren Leben, aus Erfahrungen mit ihren Mitmenschen, ihren Hirten und Führern sogar, so wenig gewöhnt gewesen, sich in ihren Nöten und Anfechtungen umwacht, umhütet und beschützt zu wissen, daß sie, als Jesus in ihrer schweren Stunde schlief, sich ängsteten, er habe sie vergessen, und lasse es wortlos gewähren, daß sie untergehen, und sie zuletzt mit angststarrenden Blicken, gemischt aus Vorwurf und aus Scham über ihre Furcht, zu ihm flehten: „Fragest du nichts danach, daß wir verderben?“ Sie kamen ihn noch nicht genug, sie wußten noch nicht mit innerster Gewißheit, daß in ihm der Vater selber bei ihnen war, und daß, wer in dieser Gemeinschaft lebt, nicht versinken kann, ehe seine Stunde gekommen ist, und daß das Untergehn nur ein Versinken in die Arme Gottes wäre.

Es ist schwer, unter den Menschen mit dem Gefühl zu leben, daß in keinem Auge ein innig teilnehmendes Fragen liege; aber furchtbar ist es, wenn einer von Gott den Eindruck hat, daß sein Auge aufgehört,

mit ewig wachem, väterlichem Erbarmen auf ihn zu schauen. Gott ist für die Welt ein schweigender Gott. Nur hellhörenden Ohren tut sich seine Stimme kund, und oft ist es auch diesen schwer, die ewige Stimme zu vernehmen. Das hat Tausende irre gemacht. Und viele haben den Spott, mit dem einst der Prophet Elias über den Gott der Baalspriester gehöhnt, auf unsern Gott übertragen: „Ruft laut, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache.“ Ja, zuweilen ist es uns selbst gewesen, als möchten wir ihn anslehen: „O rede doch, Vater, laut, so laut, daß alle, auch die Spötter, an dich glauben müssen“, zuweilen war es uns, als möchten wir zu ihm sagen, was einst die Jünger zu Jesus sagten: „Niemand tut etwas im Verborgenen und will doch frei offenbar sein, offenbare dich doch vor der Welt.“ Zwar gibt es Tage, lange Zeiten sogar, da man fast nicht verstehen kann, wie andere vom schweigenden Gott reden können, weil alle Stimmen der Natur, der Vögel, der Winde, der plaudernden Bäche wie eine wundersame Predigt Gottes klingen, da man auf Schritt und Tritt in seine Augen sieht, seine Hände spürt, das Rauschen seiner Füße hört. Aber dann können plötzlich die Nächte hereinbrechen, da alles Gottesleben wie von einem Bahrtuch zugeschlagen scheint. Wie das kleine Kind, das an den Sarg seiner Mutter tritt, das Tüchlein weghebt, das ihr bleiches Angesicht verhüllt, und in das Ohr der Mutter schluchzt: „Warum fragst du nicht nach mir, warum fragst du nicht mehr nach mir, warum schweigst du so, o rede doch, rede doch mit mir!“ — so möchte man den Schleier heben, der über den Jügen Gottes ruht und rufen voll Sehnsucht: „Warum fragst du nicht mehr nach mir?“ Es können sogar felsenstarke Gottesmenschen sein, die zuweilen

einmal durch solche Nächte hindurch müßten. Es war in der Nacht vor seinem wundervollen Kraftbekennen: „Ich kann nicht anders“, als Luther flehte: „Mein Gott, hörst du nicht, mein Gott, bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich nur.“ Und lange vor ihm hat der Psalmsänger gerufen: „Gott, schweige doch nicht so und sei doch nicht so stille.“ Und lange vorher hat ein Job geklagt: „Schreie ich zu dir, so antwortest du mir nicht, trete ich hervor, so achtest du nicht auf mich, du bist mir verwandelt in einen Grausamen.“

Freunde, ist es da zu verwundern, wenn unter uns Kranke, die der Schmerz schüttelt, die der Atem würgt, daß sie jeden Augenblick zu ersticken glauben und ihnen wie Ertrinkenden ist, in nächtlichen Stunden unter das Fenster treten und mit qualvollem Gesicht zum Himmel blickend, seufzen: „Fragest du nicht danach, daß wir verderben?“ — wenn Menschen, die mit ihren Leidenschaften ringen, ihre letzte Kraft an den Kampf geben, dennoch spüren, wie das Wasser der Versuchung und Sünde höher und höher steigt, aus diesen todtbringenden Umarmungen auffschreiend rufen: „Fragest du nicht danach, daß wir verderben?“

Die Jünger im sinkenden Schiff glaubten, weil Jesus schlafe, sei die Hilfe fern. Und doch wäre gerade der Anblick dieses Schlafes ihnen die heiligste Hilfe gewesen. Der Dichter Lenau hat einmal beim Anblick eines schlafenden Kindes die Worte empfunden:

Ein schlafend Kind: o still, in diesen Zügen
Könnt ihr das Paradies heraufbeschwören.
Es lächelt still, als lauscht es Engelhören,
den Mund umspielt himmlisches Vergnügen . . . —
Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,
als wenn es auf die stille Heide regnet,
wenn im Gebirg' die fernen Glocken schallen!

Das Paradies war vor seine Seele gezaubert durch diesen friedetiefen Kinderschlaf. Aber nie hat ein Schlummer den Paradiesesfrieden wundersamer kundgetan, als der Schlaf Jesu im sturmgeschaufelten Schiff. Hätten die Jünger diesen Schlaf verstanden und seine ergreifende Offenbarung von Gottesnähe, Himmelsschutz und ewiger Geborgenheit erfaßt, der Schlaf des Meisters und sein Schweigen hätte ihnen so hilfreich gepredigt wie sein hellstes Wachen.

Ja, es ist Gnade und Hilfe auch im göttlichen Schweigen. Tausende hat das Warten auf Antwort des schweigenden Gottes dahin geführt, daß sie viel tiefer als vorher sich in Gottes Gedanken versenkten. Viele durften ihn eine Zeitlang nicht mehr sehen, um dadurch fragen zu lernen: „Wie habe ich es verschuldet, daß er sein Angesicht verhüllt?“ um dadurch tiefer in ihr Inneres hineinzuschauen, sich klarer zu prüfen und kennen zu lernen, und nachher mit gereinigtem Blick um so heller, um so leuchtender zu sehen, — um zu erfahren, was Augustin in den Worten ausspricht: „Darauf bargst du, ohne daß ich es wußte, mein Haupt in deinem Schoß, schloßest meine Augen, daß sie nicht sähen die Nichtigkeit; ich bekam Ruhe vor mir, mein Wahnsinn schlief ein, und dann erwachte ich in dir und sah dich unendlich anders.“

So sollten viele eine Zeitlang seine Stimme nicht hören, um mit sehnüchtigerem Ohr nach schmerzlichem Verzicht sie nachher um so heller zu hören, auch unendlich anders, als vorher. Das Schweigen Gottes lehrt das Rufen! In diesen Schweigezeiten werden die Beter! Das Schweigen Gottes lehrt anhalten im Gebet! In diesen Schweigezeiten erwachen und wachsen die Gotteskämpfer, die Himmelsdränger, die das Gottesreich an sich reißen!

Und glauben wir doch: auch wenn er zu schlafen scheint, Gott ist immer da. Eine Sekunde lag zwischen Not und Hilfe. Der Meister öffnete nur das Auge, streckte die Hand aus — und das Meer ward still. So nahe, so nahe war Heil und Hilfe. Er wird seinen Blick auch in unser Auge senken, sobald nach seinem Er-messen der Augenblick für uns gekommen ist, sobald die Last ihre Wirkung für uns getan, das Leid den Segen gebracht hat, den es stiftet sollte.

Und wenn du meinst, Gott schläft zu lange,
so kommt das Licht so jäh nach schwerer Nacht,
dass du vor Glück erschrickst. Gott hatte doch
gewacht!

Sag', kannst du nicht von tausend Angsten er-zählen, die einst dein Aug' und deine Hände fiebrig gemacht und die dann plötzlich schwanden, einfach nicht mehr da waren, als hätte buchstäblich einer zu diesen Angstwogen gesagt: „Schweigt und seid stille!“ Hast du nicht mehr als einmal beglückt erfahren, wie An-fechtungen, Versuchungsnöte in stille Siege umgewandelt wurden, so dass auch du, rückblickend auf diese Er-fahrungen mit Jesaja sagen kannst: „Du hast dich meiner Seele herrlich angenommen, dass sie nicht ver-derbe.“

Es kam eine Zeit, da die Jünger nicht mehr ge-fragt hätten: „Fragest du nicht danach, dass wir ver-derben.“ Zu lange hatten sie ihn die Wege des Er-barmens gehen sehen, die heilige Retterleidenschaft in seinen Augen gelesen, das unermüdliche Fragen nach Seelen, ihren Nöten, ihrem Heil. Jetzt hörten sie ihn vom Kreuz her rufen: „Frage ich nicht danach, dass ich sterbe, fraget ich nicht, warum ich in den Tod gehen musste, dass ich es tat, um euch aus dem Verder-ben zu retten, die Augen zu öffnen für Sünde und Schuld und für die unermessliche göttliche Gnade?“

Das ist die größte Antwort Gottes auf der Menschenfrage: „Fragest du nicht danach, daß wir verderben?“

Wessen Seele vor diesem Kreuze lebt, der höchsten Liebesoffenbarung Gottes, der zweifelt nicht mehr an der Liebe Gottes, ruft keine Vorwurfsfragen mehr hinauf; sie kehren in sein Inneres zurück und gelten ihm selber, klagen ihn an, daß er der ewigen Liebe nicht besser gedankt, ihr, die bis in die Todeswellen hineinging, um uns vom Tode zu retten. Fortan weiß man, daß einer da ist, der fragt, ununterbrochen nach uns fragt, einer, in dessen Gemeinschaft auch wir sehen, hören, fragen, mitfühlen und mittragen lernen. Fortan wird unser Leben ein Dank für das Gnadenerlebnis:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Schuld
umspült und fast verschlungen.
Doch hat ein Lotse voll Geduld
dem Tod uns abgerungen.
Sein Retterauge uns ersah,
wie heiß die Brandung schwölle:
es ragt das Kreuz auf Golgatha
aus dunkler Fluten Welle.

Wir sind dein Volk im Strom der Zeit,
du aller Zeiten Meister,
wir sind dein Volk in Ewigkeit,
du König aller Geister,
und du bist unser O und A,
du Anfang sonder Ende:
hoch ragt das Kreuz auf Golgatha
ob aller Zeiten Wende.

Amen.

Mich habt ihr nicht allezeit.

Markus 14, 3 — 9: Da er zu Bethanien war in Simons, des Aussägigen, Hause, und saß zu Tisch, da kam ein Weib, die hatte ein Glas mit ungefälschtem und kostlichem Wardenwasser, und sie zerbrach das Glas, und goß es auf sein Haupt. Da waren elliche, die wurden unwillig und sprachen: Was soll doch diese Vergeudung? Man könnte das Wasser um mehr denn dreihundert Denare verkauft haben und daselbe den Armen geben. Und murreten über sie. Jesus aber sprach: Lasset sie mit Frieden! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gut Werk an mir getan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat getan, was sie konnte; sie ist zuvorkommen, meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbnis. Wahrlich ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie jetzt getan hat.

In den Tagebuchblättern Richard Wagners stehen an einer Stelle die Worte: „Wäre mir sicher in diesem Jahr der Tod prophezeit, ich würde es als das weihevollste und glücklichste meines Lebens genießen. Nur die Ungewissheit, wie lange uns noch zu leben bestimmt sei, macht uns schwankend und sündhaft. Doch jene Gewissheit müßte mich vollständig heiligen. Wie wäre sie zu erwerben, die ich so heiß ersehne?“

Freunde, es hat etwas Bewegendes, aus solchem Bekenntnis zu vernehmen, daß auch dieser Große im Reich der Geister, der von sich selber überaus hoch-

gemut gedacht hat, in dem Gefühl stand, daß sein Leben noch eine ganz andere Weihe, ein viel reicheres Glück, eine ganz andere Heiligung erfahren könnte und erleben sollte; es hat etwas Bewegendes zu hören, wie er sich vorstellt, daß all diese Weihe und höhere Seligkeit in sein Leben strömen würde vom Augenblicke an, da er ganz gewiß wüßte, daß er ins letzte seiner Erdentjahre getreten sei. — Wir wissen, daß dieser Gedanke eine Täuschung ist; wir sehen täglich Menschen, die unbestreitbar wissen müssen, daß ihre Zeit begrenzt, ihre Monate gezählt sind, und denen wir doch nichts von Lebensheiligung anspüren.

Und es ist gut, daß wir es nicht wissen, wenn unser letztes Jahr anbricht, damit wir uns nicht erst das letzte Jahr, wie Wagner sagt, „vollständig heiligen“, sondern früher schon fragen, wie unserm Leben reichster Inhalt, wahre Fülle und reinste Weihe gegeben wird, damit es auf jeder Lebensstufe so ausgekauft und so erfüllt sei, als stünde es unter der heiligen Weihe des nahen Todes.

Wen könnten wir da besser fragen als einen, der wissender als jeder andere war, der dazu noch aus unerschütterlicher Todesgewissheit heraus gesprochen, ganz von der Erkenntnis erfüllt, daß in wenigen Stunden schon sein Leben verströmen werde?

In der Geschichte, die wir eben lasen, der wunderbaren Geschichte von Bethanien, hören wir den todgeweihten Heiland über einen Menschen Worte von so innigem Wohlgefallen, so tiefer Freude sprechen, daß wir auflauschen müssen, wenn wir sie hören. Er sagt von dieser Frau: „Sie hat ein gutes Werk getan.“ Mehr noch: „Sie hat getan, was sie nur konnte.“ Ja, höheres noch: Ihr Werk sei unvergänglich und unsterblich, „wenn und wo immer das Evangelium verkündigt werde, da werde auch von ihr ge-

sprochen werden". Sie muß also ihrem Werk die Weihe gegeben, es mit dem Adel und der Schönheit erfüllt haben, die wir in unsern besten, reichsten Stunden tief ersehnen. Wie könnten wir da anders als mit Spannung und Verlangen hineinschauen in ein Werk und Wesen, dem Christus höchstes, reichstes Lob gezollt? —

Ein Abend war gekommen. Einer der letzten aus des Heilands Leben. Im Hause eines Simon in Bethanien war Jesus zu Gast geladen, und viele Gäste saßen um ihn her. Da tritt mit einem Mal ein Weib zu ihm mit einer feinen Vardenflasche in der Hand. Sie bricht den schlanken Hals des kostlichen Gefäßes und gießt mit zitternder Hand und heißen, klopfendem Herzen die seltene kostbare Salbe über das heilige Haupt des Herrn, so daß der ganze Raum von süßem Duft durchflutet war. Mit verstehendem Blick schaut Jesus ihrem Werke zu, und seine Augen offenbaren Ergriffenheit und freudestilles Wohlgefallen. Denn was er sah, das war ein Tun, das aus den tiefsten Lebensquellen strömte.

Freunde, wenn unser Leben, — wie jener große Künstler, von dem wir zu Anfang sprachen, es ersehnt hat, — von wahrer Weihe und wahrem Glück getragen und gesegnet sein soll, so müssen wir aus der tiefsten Qual heraus zu leben lernen. Wie wenige tun das, wie wenige wissen, was das bedeutet!

Ach, der Gang der meisten ist ein dumpfes Schreiten ohne Antrieb, Kraft und Ziel, ein Gehen und Handeln, das nicht imstande wäre, sich Rechenschaft zu geben, was sein Grund und Sinn. Es schreiten andere einzig unter dem ernsten, müdemachenden Zwang des Pflichtgefühls. Ihr Weg ist grad und gut, aber froh macht er sie nicht. Sie brauchen immer wieder einen Trunk aus Brunnen am Wege, damit sie nicht unter-

wegs freudlos zusammenbrechen, denn in ihrem Innern drängt kein heller Quell. Und viele geh'n unstill und unruhvoll, weil sie die Sehnsucht jagt, bald süß und groß, bald frank und schmerzenschaffend. In ihrer Seele ruft's:

In stundenloser Welt der Einsamkeit,
wenn mich das dunkle Weh umklammert hält,
geschieht es oft, daß als ein neues Leid
mich eine Sehnsucht siebernd überfällt,
und daß ein brennend Heimweh namenlos
nach einer unbekannten Heimat geht,
und mir ein wirres Wünschen riesengroß
jäh in der Seele qualerfüllt ersteht.

Hier und dort gibt es auch stille Wanderer, die im Gehorsam schreiten gegen Gottes Wort, die aber immer wieder sich klar gestehen müssen, daß ihr Wandern kein sonnig freudiges ist. Aber sie sagen sich, daß es sich ja auch nicht um Sonne und Freude handle, daß ja der Gottesweg ein ernster Weg sei und sein müsse.

Aber, Freunde, das alles ist doch noch nicht Leben, nicht Leben aus der Tiefe, nicht Leben aus drängendem Quell heraus! Wir spüren alle, daß wahres Leben, wahres Tun und wahrer Dienst etwas Unmittelbares, freies, Mitreißendes sein müßte; den wahren Menschen denken wir uns immer als einen, der spricht und wirkt, weil er nicht anders kann, den man nicht nötigt, und der sich nicht selbst zu zwingen braucht, so wenig man der Sonne das Strahlen, der Blume das Leuchten, dem Brunnen das Rauschen zu befehlen braucht. Das hat der Herr bei jener Frau, die ihn gesalbt, gespürt. Das innig schöne Werk, das sie getan, das war der Widerstrahl erfahrener Liebe, der Dank dafür, daß Christus ihr heiligen Geistesfrühling, ewige Jugend geschenkt hatte. Darum hat es Jesu Seele so ergriffen.

Und das ist allezeit der Trieb, die Kraft gewesen, aus der die Taten und Segnungen geströmt sind, die sich der Menschheit am tiefsten eingeprägt und die am innerlichsten auf sie gewirkt. „Ich jage ihm nach,” ruft der nach dem Ziel der Vollendung drängende Paulus, „weil ich von Jesus Christus ergriffen bin.“ „Nicht darin besteht die Liebe, daß wir lieben, sondern daß er uns geliebet,” gesteht des Johannes reine Seele.

Aus der Ergriffenheit der Jesusliebe sind die glutvollsten Gesänge des Mittelalters herausgeflossen; die Reformation war der erhabene Dank für die neu begriffene Gnade Gottes; die schönsten Retterwerke bis auf unsere Tage sind tatgewordener Dankespreis des Erlösers.

In den Bekenntnissen Augustins bricht auf einmal ein Jubel auf, der das Herz ergreift: „Mein Gott, laß mich dankend deiner Erbarmung gedenken, meine Seele ist durchdrungen von Liebe zu dir und spricht: Herr, wer ist dir gleich?“ — Warum dieser Hochgesang? Er hatte Erlösung gefunden, die Liebe von oben hatte ihn erfaßt. Wie war er dazu gekommen? „Erst, da ich mir in meines Herzens Tiefe zürnte“, — sagt er, — „als ich zerschlagen war, als ich meinen alten Menschen als Schlachtopfer darbrachte und durch begonnenes Sinnen auf meine Erneuerung meine Hoffnung auf dich gründete, da erst begannst du mir süß zu werden und erfreutest mein Herz.“

Ja, Freunde, es gilt etwas einzusetzen und hinzugeben, wenn man durch Liebe von oben so ergriffen und festgehalten werden soll, daß sie fortan Triebkraft und Quell wird. Aber denkt, was das für ein Leben sein müßte, wenn wir einmal in Wahrheit sagen könnten, was wir so oft gesungen, — doch wohl ohne ein inneres Recht dazu zu haben, denn jedes Wort davon ist riesengroß — :

Für mich umging dich Leiden,
vergingst für mich in Schmerz,
drum geb' ich dir — mit Freuden —
auf ewig — dieses Herz!

Als jene Frau im Saale Simons von Bethanien ihr seelenreines Liebeswerk getan, da fielen von vielen Seiten frostkalte, kühlekritische Blicke auf sie, und harte Worte strafsten ihre Tat. „Welch eine Verschwendung, man hätte die Salbe wohl für dreihundert Denare verkaufen und den Ertrag den Armen geben können.“ Aber Christus nimmt sie voll zarter Güte in Schutz, weil er an ihrem Tun nicht nur das eine sah, daß es aus reinstem, tiefstem Innendrange floß, nein, auch das andere, was jedem wahren Werk den Adel gibt, daß sie in ihrer Tat sich ganz gegeben.

Das aber verstehen noch jetzt die meisten nicht. Noch heute wird, wo solche Menschen schreiten, ihr Auge auch kritisch nüchternen Blicken begegnen müssen. Der Durchschnittsmensch in unsren Tagen ist vielmehr noch als einst in der Apostel Zeit der kühle Rechner, der auch Gefühle mit Zahlen misst, Empfindungen und Seelentriebe auf der Wage wägt, der immer ängstlich fürchtet, Raubbau an seiner Herzkraft und an seinen Nerven zu treiben und leicht bereit ist, Kopfschütteln von Sentimentalität und Schwärmerei zu sprechen. Er kennt ja die heilige Triebkraft nicht, die unwiderstehliche Nötigung, die aus erfahrenen Gnaden fließt. Er spart sein Geld und seine Zeit, er spart sein Blut und spart sein Herz. Die Worte vom goldenen Mittelweg, vom inneren Gleichgewicht, vom gesunden Menschenverstand, vom ruhigen Blut sind seine Lieblingsworte, auf die er schwört, und wenn er auch seine Heiligen hat, auf die er sich beruft, auf jeden Fall gehören sie nicht zu denen, von denen es heißt,

dass sie „ihr Leben gelassen für ihre Freunde“! Sie sind nicht aus den Scharen Jesu Christi!

O Freunde, was wäre aus der Welt geworden, wenn neben diesen Sparsamen, Herzblutschonenden nicht immer auch Menschen geschritten wären, in denen Geist jener gottergriffenen Seele gewesen wäre, die Jesum in Bethanien gesalbt hat, Menschen, die nur eine ganze, ungeteilte Hingabe kannten? Wie hätten die herrlichen Liebeswerke, die so viel Gleitende und Sinkende gerettet, erstehen und bleiben können, wenn nicht Menschen gewesen wären, die die Last der Welt- sünde und Not auf sich genommen auch auf die Gefahr hin, dass ihr Herz darunter breche? Wo stände das Werk der Mission, wenn die solide Wahrung der Herzkraft allen wichtigster Wunsch und höchstes Ideal geblieben wäre, wenn es nicht Seelen gegeben hätte von der erhabenen Ganzheit durchdrungen, die jetzt noch so ergreifend aus dem Leben und Werk eines Livingstone spricht, von dem es aus der Stunde, da Stanley ihn nach Europa mitnehmen wollte, heißtt:

„So sehr sich auch sein Herz nach Heimat und Familie gesehnt, so sehr er es auch nötig hatte, seine Kräfte wieder herzustellen und seine Gebrechen zu pflegen, wollte er doch nicht daran denken, solange sein Werk unvollendet blieb. Zu jenem traurigen Schwammboden zurückzukehren, in jener überfluteten Ebene zu schlafen, von neuem sich fürchterlicher Krankheit auszusetzen, hätte jedes Herz umstimmen können. Livingstone wich nicht zurück. Welch ein Empfang harrte sein, wenn er nach England zurückkehrte, welcher Willkomm, welch triumphierender Jubel! Nie erhob sich der Adel seiner Seele höher, nie strahlte seine vollständige Selbsthingabe, sein Entschluss zu schaffen, so lange es noch „heute“ heißtt, glänzender, als da er alle Bitten Stanleys, heimzu-

kehren ablehnte und sein Antlitz entschieden zu den Sümpfen der Wasserscheide zurückwandte."

Meine Freunde, wo wären die wunderherrlichen Dome, die durch die Jahrhunderte hindurch wie Riesenhände nach oben weisen, wenn neben den nüchtern kritischen Rechnern des Alltags nicht auch Herzen gebrannt hätten, denen nur das Höchste, Schönste für ihren Gott genügte? Wo wäre Schillers hoher Lebensgesang, wo Michelangelos majestatisches Werk, wenn diese Größten vor allem an ruhig Blut und ungestörte Nerven, an sorgsame Sparsamkeit und zufriedene Justierung des sogenannten verständigen Bürgers gedacht hätten, diese Seelen, deren reine Werke ja, alle in verzehrenden Glüten weißgeglüht worden sind? Sie wußten, was diese Glut vermag, und dankten, daß sie ihnen bis ans Ende blieb. Hört Michelangelos Dank:

In Glut nur kann der Schmied das Eisen dehnen,
um seinen Lieblingsplan schön zu gestalten,
der Künstler braucht die feurigen Gewalten,
um Gold zur höchsten Reinheit zu verschönern.
O welch ein Segen, daß in mir noch flammt
ein solches Feuer und mich neu belebt,
da ich mein Leben fast schon aufgegeben.
Muß nicht die Flamme, die vom Himmel stammt
und von Natur getrieben, heimwärts strebt,
mich, glutgeworden, mit sich aufwärts heben?

O Freunde, laßt uns nicht unser Leben jenem verhängnisvollen Wort zum Opfer bringen, das einst so dumpf und hart durch den Saal von Bethanien klang: „Man hätte..., man hätte...“ Laßt uns nicht unser Tun und Leben von dem beständigen Druck einengen lassen: Man hätte Rücksicht nehmen, man hätte bedenken, hätte in Betracht und in Erwägung ziehen sollen... Wie werden wir es einst beklagen, wenn

wir aus beständigen ängstlichen Rücksichten das Beste nicht getan, vielleicht das Herz gespart, aber es gerade dadurch verloren und auch das Herz der andern nicht gewonnen haben. Denn eine ganze Hingabe nur weckt Widerhall und Leben. Heiß muß es aus dem Herzen strömen, wenn wenigstens ein warmer Echoruf antworten soll. Und Jesus ganzes Opfer ist einer ganzen Lebensantwort würdig. —

Noch ein drittes Wort sagt Jesus denen, die ihn, den Todgeweihten, fragen, wie einer seinem Leben und Werk die schönste Fülle und die reichste Weihe geben könne; nicht nur: Ihr müßt aus den Tiefen heraus leben, aus dem Quell der Dankbarkeit und Gegenliebe, wenn ihr wahrhaftig leben wollt, nicht nur: Ganz müßt ihr leben, ganz euch geben, ihr dürft das Nardenwasser eurer Hingebung nicht ängstlich rechnend auf der Wage wägen; er sagt auch uns: Erfäßt den Augenblick, den unwiederbringlichen. — Das ist der Sinn des Wortes, das leicht befremdlich klingen könnte: „Arme habt ihr allezeit unter euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Wie hätte er auch nur eine Spur von Fremdheit und Zurücksetzung gegenüber den Armen mit seinem Worte meinen können, er, der den Armen gelebt wie keiner sonst, der ihrer Not geholfen, der ihnen Seelenreichtum gab, sie selig pries, für sie kämpfte und litt, um ihretwillen arm geworden ist. O, gerade auch um den Seinen die Augen für die höchsten und nächsten Liebesnotwendigkeiten und ihre Not zu öffnen, sprach er das große Wort vom Erfassen der Stunde, in der einer in besonderem Maße die Weihe der Liebe braucht.

Viel, viel zu wenig denken wir daran. Da leben neben uns Menschen, auf deren bleicher Stirn schon untrüglich deutlich geschrieben steht: „Mich habt ihr nicht allezeit“ — und wir sehen es nicht. Da sind ein-

same Kranke, die heimlich danach lechzen, daß einer einen Tropfen lindernden Gels der Liebe auf ihr Haupt gieße, bevor sie scheiden — und wir lassen sie allein. Da leidet ein ganzes Volk dem Hungertode entgegen. Aus hunderttausend hohlen Augen flüstert der Ruf: „Helft! Unsere Lebensstunden sind gezählt! Nicht alle Tage habt ihr solch einzigartige, gewaltige Rettungsgelegenheit!“ und Hunderte auch bei uns verschwenden in einer einzigen Narrenfestnacht mehrfach das Geld, mit dem ganze Menschenleben gerettet werden könnten. Wenn wir nur sehender wären! Dann, ihr Söhne und Töchter, würden nicht so viele unter euch in beständigen Krisen und Konflikten mit ihren Eltern leben, als wäre das Naturnotwendigkeit! Wie müßte es eure Worte und euer ganzes Wesen heiligen, wenn ihr über dem Haupt des Vaters und der Stirn der Mutter an jedem Tage leis die Worte von Bethanien hauchen hörtet: „Mich habt ihr nicht allezeit.“ Dann ginge es nicht immer nach der schmerzlichen Melodie:

Voll Lieb und Dankes Küssem
wollt ich die Hände dein, —
da hab' ich dich suchen müssen
tief unter dem kalten Stein. —

Als wenige Stunden, nachdem jene Frau in Bethanien ihr Glas zerbrochen und ihr Gel vergossen, die Runde vom Sterben Jesu zu ihr drang, wie dankte ihr Innerstes, daß sie durch nichts sich von ihrem Liebesopfer hatte zurückhalten lassen. O, hätte sie den alabasternen Nardenkelch geschont, wie hätte es sie ein ganzes Leben lang gereut: sie hätte diesen Kelch nie wieder anschauen können!

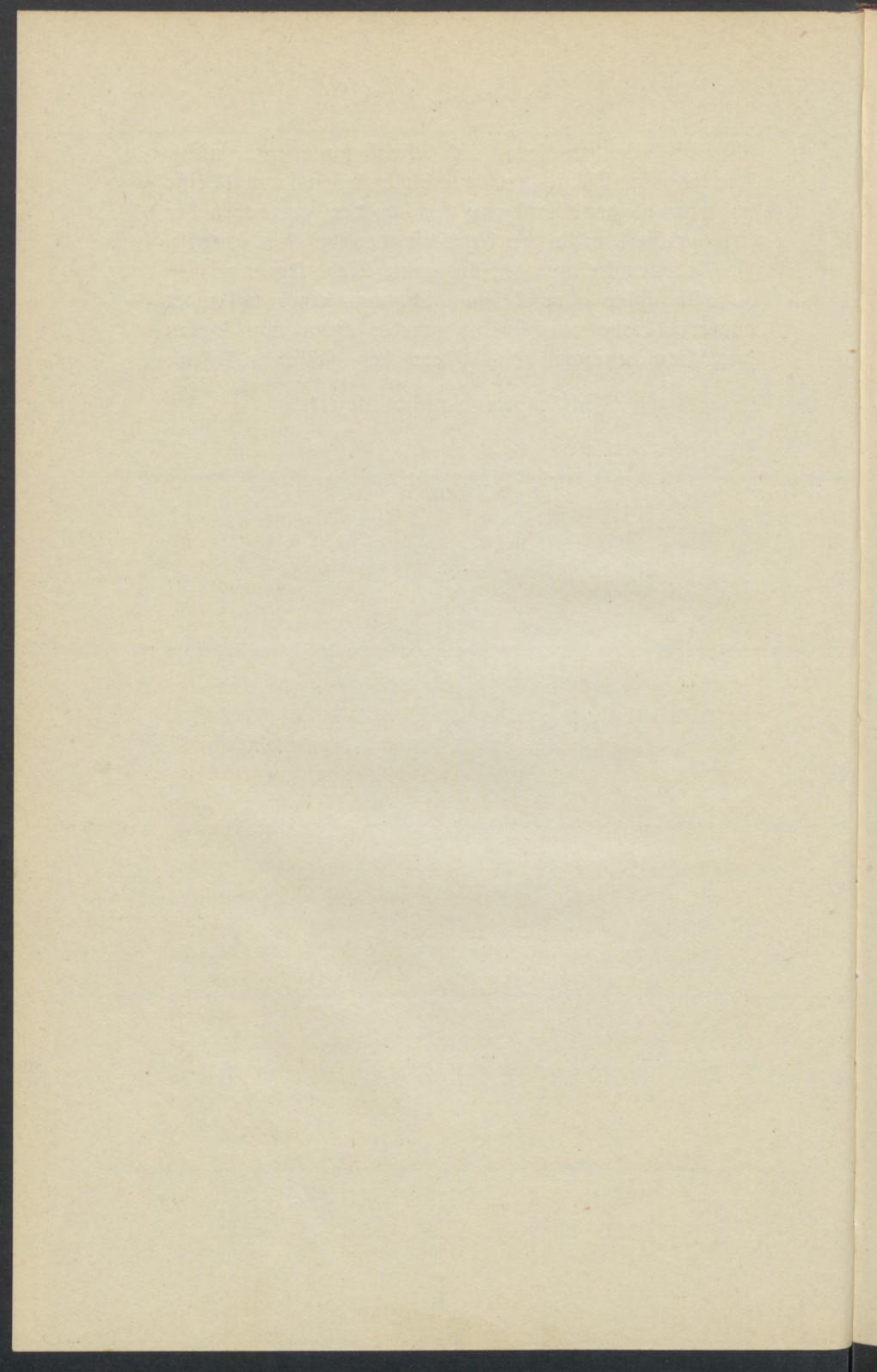
Ja, Freunde, es ist bitter, sich anklagen zu müssen, daß man für sich behalten, was hätte verströmen sollen hin zu den andern. Daraüber trösten dann die

schönsten Leichenfeiern und Grabmonumente nicht.
Die traurige Beute der Reue bleibt lebenslang. Weißt
du denn, ob der Gruß, mit dem du den, der neben dir
sitzt, grüßest, nicht der letzte ist, den du ihm schenfst,
die Todesweihe, mit der ihn deine Liebe segnet?

Ob unser aller Leben nicht von einer vollendet
anderen Liebe durchströmt würde, wenn wir fortan
aus Menschenaugen das Wort des Heilands läsen:

„Mich habt ihr nicht allezeit?“

Amen.



Ich habe für dich gebeten.

Lukas 22, 31 — 34: Es sprach aber der Herr: Simon, Simon, siehe, der Satan hat euer begehrt, daß er euch möchte sichtern wie den Weizen; ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dich dermaleinst bekehrst, so stärke deine Brüder. Er aber sprach zu ihm: Herr, ich bin bereit, mit dir ins Gefängnis und in den Tod zu gehen. Er aber sprach: Ich sage dir, Petrus, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn du dreimal verleugnet hast, daß du mich kennest.

Als Jesus dem Tod entgegenging, sah er in täuschungsloser Klarheit voraus, daß für die Seinigen nun eine Zeit der großen Prüfung anheben werde. Er lässt sie seinen Herzendsank dafür spüren, daß sie bei ihm ausgeharrt in seinen Anfechtungen, aber lässt sie zugleich wissen, daß diese Nöte nun mit noch größerer Wucht einsetzen werden. Und besonders seinen Jünger Petrus wollte er vorbereiten. Schon hört er im Geist den Hahnenschrei, hört das Wort der Verleugnung, schon sieht er die Schwerter der Bedränger durch das nächtliche Dunkel blitzen. Es naht die Drangsal, und er weiß, daß es die Macht des Bösen selber ist, die sich aufmacht, ihr schreckliches Sichtungswerk zu vollziehen. Aber er will seinen Jünger nicht ungerüstet diesem Feind entgegenschreiten lassen. Er stärkt ihn durch die Dankinnerung, daß er bisher in Jüngertreue ausgeharrt, sucht ihn durch seine vorausgreifende Mahnung zu schützen, ja, er hat etwas noch Liebestär-

Keres, Innigeres, Schützenderes getan, und läßt es ihn wissen: „Ich habe für dich gebeten, ich habe für dich gebeten.“

Freunde, auch unter uns ist sie am Werk, die Macht des Dunkels. Sehen wir sie nicht alle, die täglich wachsende Versuchung? Sie werden immer lauter, häßlicher und zudringlicher, die Stimmen der Verleitung und Verwirrung. Man greift nach jeder denkbar neuen Tollheit und preist sie als Fortschritt. Wer auch nur flüchtig die Programmanpreisungen unserer Lichtspielhäuser liest, dem fällt peinwoll auf, mit welchem ecklen Spürsinn die Weltgeschichte nach den widerlichsten Szenen und sündlichsten Gestalten systematisch durchschnüffelt, mit welcher Wollust jeder häßliche Fund auf die weiße Wand geworfen wird. Ja, was für eine verirrte Welt schreit in den Inseratenseiten unserer Blätter! Und wie leis und verhallend sind die Rufe des Guten! Wenn ihr am Wochenschluß den Kirchenzettel lest, hat's euch nicht manchmal schon seltsam übernommen, wenn ihr diese düinne, enge, bedrängte Spalte saht, geradezu ängstlich eingeklemmt zwischen Rufen und Reklamen, die dem, was wir in unsern Gotteshäusern wollen, ins Gesicht schlagen und ihm schlimmster Feind sind? So geht tatsächlich unser Geschlecht, von beiden Seiten eingeschwängt, umdrängt vom Argen, seinen Weg. Es ist nicht zu wundern, wenn Tausende fallen.

Wohl erheben sich Worte der Mahnung und der Warnung; aber die andere Stimme, die Stimme von unten ist lauter und volltonender. Wohl fechten mutige Kämpfer gegen diese Feinde; aber die Getroffenen stehen immer wieder auf. Wohl vereinigen sich allmählich die Gutgesinnten zu tapferer Wehr; aber es ist, als ob der Feind stets neue, stärkere Legionen der Versuchung aus der Erde stampfe. Ja, es ist eine

Macht der Verwirrung und Verdunkelung, die herrscht, eine erschreckend starke Macht. Immer beunruhigender geht uns auf, daß unsere menschlichen Anstrengungen schwach und erfolglos sind, und immer besser begreifen wir das Heilandswort: „Ich habe für dich gebeten.“

O, Freunde, immer weniger verstehe ich, daß es Menschen gibt, die über das Gebet und seine Notwendigkeit diskutieren können. Wer einmal hinabgeschaut in das Geheimnis der Bosheit, hinabgeblickt ins eigene Herz und rings um sich in die Verstörung, die in Menschenherzen geschieht durch Lüge, Sinnlichkeit, Trunk und Leidenschaft, in die geradezu unheilbar scheinenden Zusammenbrüche in Herzen und Häusern, den muß es treiben, eine himmlische Hilfe anzurufen, der weiß, daß Menschenwille, Menschenkraft gegen solche Machtentfaltung von unten her nichts bleibend Rettendes ausrichtet, daß nur ein göttliches Eingreifen hilft; und er dankt, daß man Fürbitte tun, daß man beten, beten kann, wie einst der Meister für seinen Jünger.

Wann war ein Wortrettender, als Jesu Wort, wann ein Blick helfender, wann eine Nähe heiliger, als die seine? Dennoch: er betet für die Seinen, ruft die ewige Kraft herab. Was lebte für eine wunderschaffende Stärke in den Aposteln und Heiligen! Aber ihre Briefe sind durchglüht vom Geist der Fürbitte. Ja, je heller und tiefer einer in die Seelen blickt, in die Welt, in die Wirklichkeiten des Lebens, um so unwiderstehlicher wird er zur Fürbitte getrieben.

Unter dem Licht der göttlichen Augen gehen uns erst ganz die Nöte und Versuchungen der Brüder auf, da erwachen Einblicke und Gedanken der Rettung, da wird Wille und Freude zur Hilfe lebendig. Wenn wir mit einem Menschen gleichsam Hand in Hand fürbittend vor das heiligste Antlitz getreten sind, dann be-

kommen wir wie nirgends sonst eine Witterung für Stunden nahender Gefahr, denen dieser andere, für den wir flehen, entgegengeht. Da kann uns ein Wort gegeben werden, ein Blick, der hilft. Auf unser Antlitz kommt ein Schein, der den andern tröstend wissen lässt: „Ich habe für dich gebeten.“

○, welche Weihe kommt ins Leben eines Kindes, wenn seiner Mutter, seines Vaters Nähe still, wortlos zu ihm sagt: „Ich habe für dich gebeten.“ Wie segnet und befeuert es zum Guten, wenn ein Freund in seines Freundes Auge liest: „Ich habe für dich gebeten“, wenn dieses heilige Wissen der Nachbar vom Nachbarn, der Schüler vom Lehrer in sich trägt. Wie helfend und belebend wirkt das auf einen Prediger zurück, wenn aus den Gesichtern seiner Zörer das große Wort der Treue zu ihm hinaufdringt: „Wir haben für dich gebeten.“

Aber es gibt so viele, für die niemand betet und die es selbst nicht tun. Wie sollen sie bestehen in den Anfechtungen der Welt? ○, unbewußt schreit die Welt nach Menschen, auf deren Stirn geschrieben ist: „Ich habe für dich gebeten.“

Aber Freunde, ein ganz bestimmtes war's, um das der Herr für seinen Jünger gebeten hat: er bittet den Vater, daß dieses Jüngers Glaube nicht aufhöre; er bittet, wie er für sich selber gebeten hatte. Als ihm der Tod vor der Seele stand, sprach er zum Vater: „Was soll ich bitten? Hilf mir aus dieser Stunde! Aber dazu bin ich ja in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre deinen Namen!“

So bittet er auch für den Petrus nicht, daß Versuchung und Not ihm ferne bleiben, sondern, daß sein Glaube nicht aufhöre. Wir alle möchten ja am liebsten flehen, daß Not und Anfechtung weit von uns wichen. Aber sie kommen nicht ohne heilige Absicht, an ihnen

sollen wir wachsen und erstarken. Darum ist das Wichtigste nicht, daß sie uns verlassen, sondern daß unser Glaube bleibt.

Das ist die eigentliche, tiefste Not in den Ländern, über die jetzt die großen Heimsuchungen gehn, daß bei vielen der Glaube in Gefahr ist aufzuhören. Sie haben gehofft, und die Not wurde größer; sie haben geglaubt, und die Last wurde härter; sie haben geharrt, und die Nacht wurde tiefer. Sie fügen mühsam freudlos Tag an Tag, und seufzen, wie der Dichter seufzt :

Heut geht's ja noch,
so trag's bis morgen doch !
Und immer neu : Heut geht's ja noch !
Und Tag um Tag rinnt matt vorbei,
und endlos schweigt die Wüstenei.

Aber bang denken wir der Stunde, da viele nicht mehr glaubend weiterharren mögen. Dann ist das wahre Elend da. Dann sinkt die wilke Erschöpfung auf sie nieder. Denn für den, dem der Glaube erstorben, hat das Leid keinen Sinn mehr und das Leben auch nicht. Sein Blick schaut nicht mehr rückwärts : „Bis hierher hat der Herr geholfen,” er schaut nicht mehr um sich und sagt : „Du bist bei mir,” er sieht kein Hoffnungssleuchten in der Zukunft.

Doch wo der Glaube bleibt, oder, wenn er wak war und matt, wieder wach wird, tritt Sinn ins Leben. Das Licht von oben fällt hinein und entwirrt das Verworrrene. Er hält die Menschen, die schon Fluchtgedanken hatten, auf dem Posten, macht ihre Seele unbestechlich, bewahrt ihr Ohr vor der Versuchungsstimme und läßt das Auge von den Finsternissen oder den Truglichtern hier unten emporschauen zu den untrüglichen Sternenlichtern der Ewigkeit,

trägt in die Herzen, die verzagend fragen: „Ich kann nicht mehr, was muß ich so mich plagen?“ die Antwort: „damit du stark wirst, noch viel mehr zu tragen.“

Lasst uns in diesen Tagen der Passion in besonderer Weise einstehen für die Ungezählten, die jetzt auch von einer Leidensstation zur andern müssen. Lasst uns beten für die bei uns, die in diesen Zeiten im Anblick all der Anfechtung und Weltnot im Glauben ermatten, für die vielen, die an Abgründen schreiten, auf daß glimmende Lichter durch unsere Vaterhände vor dem Windsturm, der sie ausblasen will, geschützt werden, daß in die versiegenden Brunnen vom Himmel her wieder Regen niedersteigt, daß nicht der Frost die Glaubensblüten tötet. Wie vielen ist's geschehen, daß ihnen plötzlich die Absicht zum Bösen erstorben, die Freude an der Sünde vergangen, ihr Fuß vom falschen Weg zurückgehebt ist, — sie wußten nicht wie und warum, — und ihre Rettung waren die Gebete einer priesterlichen Seele, die für sie eingestanden. Wie manchem ist in ein verzweifeltes Dunkel mit einem Mal, gleich einem Wunder, ein Licht hineingestrahlt, daß er sich's nicht erklären konnte, doch leise ahnte, wo es herkam und dankend sich beugte:

Wie ein Sonnenstrahl in tiefster Nacht,
wie ein Jauchzen, das den Tod zerlacht,
Kamst du, Herr — und alle Angst entschließt.
Vater, Helfer, Gott, du beugst mich tief.

Ja, Gott läßt sie Größeres erleben, als die Welt ahnt, diese unermüdlichen Fürbitter. Der Heilige von Assisi hat es tief erfaßt, als er die Worte sprach: „Da werden manche glauben, mit ihrer Wissenschaft die Welt gerettet zu haben, und es hat doch Gott gefallen, das um der Gebete meiner heiligen Brüder willen zu tun.“

Aber ich denke jetzt eben so dringlich an die vielen, für die wir kaum beten können, daß der Glaube nicht aufhöre, weil ein persönlicher Glaube vielleicht noch gar nicht da ist, an die vielen, für die wir beten müssen, daß der Glaube in ihnen anfange. In wenig Wochen sollen hier wieder viele mit jugendlichem Mund ein Bekenntnis des Glaubens und der Liebestrüe ablegen. Sollen wir verhehlen, daß wir zuweilen mit wahrer Bangigkeit und innerem Druck daran denken? Nun erwarten wieder viele, daß ihre Kinder innerlich umgewandelt aus der heiligen Stunde der Konfirmation treten. Aber wie viele von diesen Erwartenden haben das Jahr hindurch den Unterricht mit der Bitte begleitet, daß in ihren Kindern der Glaube anfange? Viele tun es nicht einmal in diesen letzten Wochen! Sie haben für das Admissionskleid gesorgt, für eine Stelle, einen Lehrplatz, sie geben am Schluß noch einige Mahnungen mit, aber daß der Glaube in den jungen Herzen erwache, das Wichtigste, Bedeutungsvollste, Rettendste, was haben sie dafür getan? Sie sagen: „Das ist nicht eines Menschen Werk.“ Aber warum, wenn es doch Gottes Gabe und Tat ist, warum haben sie nicht getan, was Jesus für seine Jünger tat, warum haben sie nicht inniger für ihre Kinder gebeten, daß der Glaube in ihnen zu leben anfange, der Glaube, die stärkste, sicherste, einzige sichere Quellskraft eines reinen Lebens, ein Glaube, der sie leitet, sich immer völliger, bedingungsloser, freudiger zu Gott zu kehren? — „Wenn du dermaleinst dich bekehrest,“ hofft der Heiland von seinem Jünger. Er nimmt es also selber in den Mund, das Wort, das vielen in unserer Zeit so peinlich ist, daß sie auf jede Weise es zu umgehen suchen. Und überaus ernst und gewissenweckend kann es uns in die Seele klingen, daß Jesus zu einem Jünger, der jahrelang neben ihm ge-

schritten, von seiner einstigen, in der Zukunft liegenden Bekehrung spricht.

Ja, es ist etwas unendlich Ernstes und Großes um das, was Christus mit der Bekehrung meint, um diese völlige Heimkehr aus den Zersplitterungen, Geteiltheiten, Halbhkeiten und Bedingtheiten des Lebens in die heilige Einheit und Ganzheit eines Lebens im Herrn, ganz nur im Herrn und aus des Herrn Geist heraus. Es können Menschen jahrelang fromme Lieder gesungen, die Schrift gelesen, ja selbst gepredigt haben, bis ihnen eines Tages aufgeht, daß sie diese Heimkehr aus der Vielheit in die Einheit, die Bekehrung zu Christus, das neue, wahre Leben einzig aus seinem Geist heraus noch nicht gekannt.

Unsere Zeit nötigt immer mehr zu solcher Ganzheit der Entscheidung, wird die Jungen und die Alten immer völliger dazu nötigen.

O, lasst uns dafür beten, daß heilige Entscheidungen getroffen werden. Dann fängt das Leben an, ein Segensleben zu sein. Dann werden wir Menschen des Wesens, der Wahrheit, der Reinheit und der Ganzheit, dann stärken wir die Brüder, dann tragen wir Helligkeit in eine dunkle Welt, und es erfüllt sich an uns das Wort :

Ihr seid das Licht der Welt,
die ihr euch ganz so offenbart,
wie euch das inn're Wesen ward,
die ihr rein durch die Reinheit wirkt,
die sich nicht ziert und nicht verbirgt,
ihr seid das Licht der Welt.

Amen.

Es war Nacht. (Passion.)

Johannes 13, 30: Und es war Nacht.

Der letzte Abend des Erdentages Jesu war gekommen. Im Saale eines ungenannten Freundes in Jerusalem hielt er sein letztes Mahl mit seinen Jüngern. Dunkel und groß stand schon das Kreuz vor seiner ahnungsvollen Seele. Aber von wundersamer Helligkeit war der Blick seines Auges. Die ganze Glut seiner einzigartigen Liebe glühte darin. Und jetzt sollten die Seinen noch seiner Liebe letzte höchste Beweise erfahren: darum wusch er ihre Füße, darum hielt er ihnen seine ergreifende Todespredigt in der Stiftung des Abendmahles, darum schenkte er ihnen seine Abschiedsworte mit ihrer geheimnistiefen, unergründlichen Liebessprache. Und seine Jünger spürten die seelenergreifende Werbekraft seiner suchenden, lockenden Liebe. Sie drängten sich nah und immer näher zu ihm hin. Einer von ihnen schmiegte sich mit einer Innigkeit an ihn, daß er nach Jahren und Jahrzehnten noch, als er von diesem letzten Abend sprach, mit unverwischter Klarheit sich erinnerte, daß er damals an Jesu Brust gelegen hatte.

In diesem tiefergriffenen Kreise aber war einer, dem dieses letzte, tiefste Liebeswerben nicht mehr an die Seele griff. Je liebeleuchtender das Jesusauge wurde, um so härter, um so kälter, um so finsterer war sein Blick. Ein dumpfer Widerspruch, eine eisige Ungriffenheit, eine kühl trotzige, unausgesprochene Abneigung lag auf seinem ganzen Wesen, und schließlich

stand er auf, verließ den Saal und trat hinaus auf die Straße der Stadt. Und der das erzählt, fügt kurz hinzu : „und es war Nacht“. Wenn man dies Wort hört, ist's einem, als spüre man förmlich den ziehenden Schmerz, den quälenden Schauder, der den Erzähler noch nach Jahren ergriff, wenn er daran dachte, wie einer aus diesem geheiligten Kreise heraustreten konnte, um sich für immer grausig davon zu trennen.

Auch dieser eine hatte es erleben dürfen, wie er plötzlich aus einem unbekannten, inhaltsarmen Schattendasein in ein Leben voll einzigartigen Inhalts hingerufen wurde, wie seiner Person eine Bedeutung gegeben ward, daß sein Name von den Jahrtausenden mit Ehrfurcht genannt worden wäre, wenn er nicht grausam Treue gebrochen hätte. Auch er hatte das Gnadenvorrecht genießen dürfen, daß er in Tiefen der Erkenntnis hineinblicken konnte, in die die größten Weisen der Jahrhunderte, die Fürsten und Könige der fernsten Welt hineinzuschauen gelüstet hätte. Auch er war des heiligsten Glückes gewürdigt worden, jene Liebe in ihrer ganzen Fülle an jedem Tage zu empfangen, von der ein einziger Strahl manch einem seither schon genügt hätte, sein Leben dafür hinzugeben. Und dieser eine brachte es über sich, dem ganzen Himmel inneren Glücks, in dem er hätte leben können, den Rücken zu wenden, hinauszutreten aus dem Licht ins Dunkel, um zu verraten. Ja, „es war Nacht“. Die Finsternis, die am andern Tag am grellen Mittag die Erde umfing, sie nahte sich schon in der Stunde der Welt, als jener Jünger sich innerlich rüstete zu seinem Verrätergang. Ja, es muß Nacht in jener Seele gewesen sein, die die heiligste Liebe verraten wollte. Da müssen alle guten Lichter ausgebrannt sein, wo solche Pläne möglich werden. Aber Nacht, volle, ungeahnt tiefe Nacht, viel tiefere, als die die Straßen Jeru-

salems umfing, senkte sich in das Gemüt dieses Verlorenen vom Augenblicke an, da er den heiligen Saal verließ und über des Hauses Schwelle eilte. Und Nacht blieb auf ihm, in ihm, vor ihm und hinter ihm, solange sein Herz noch schlug, so dunkle Nacht, daß er sie nicht mehr tragen konnte, sondern ihr gewaltsam ein Ende setzte mit einem Werke, dunkel, wie die Nacht.

Freunde, wenn sie doch unwiederholbar wäre, diese Geschichte von dem nachtdunklen Abschied des Verräters! Aber sie ist nicht unwiederholt und unwiederholbar. Wir alle sind wohl einst in der Gefahr gewesen, oder jetzt noch in der Gefahr, die Stätten des Lichtes zu verlassen und die Nacht dafür einzutauschen, stiller, geheiligter Räume überdrüssig zu werden, neue, reizvolle Kreise zu suchen, ohne zu ahnen, daß dieser Abschied, dieser Tausch ins Dunkel leitet. Diesen verhängnisvollen Tausch machen vielleicht einige von euch jungen Leuten eher, als ihr jetzt glaubt. Merkwürdig schnell ist bei vielen der Augenblick da, wo sie dem stillen Raum des Gotteshauses den Abschied geben, und, ohne zu ahnen, wo ihre Wege enden, die ersten Schritte auf dem Pfade tun, der im Dunkel mündet. Wir Pfarrer können nur mit Leid der Tatsache gedenken, daß so viele junge Menschen gleich nach der Konfirmation die Kirchentüre gleichsam hinter sich zumachen, um nachher den Weg zurück nicht mehr zu finden; und oft genug können wir wahrnehmen, wie diesem Abschied vom Gotteshause so bald ein anderer Abschied folgt, der herzlos kühle Abschied vom Elternhause, um einmal gänzlich aus dem Licht ernster Beobachtung und Rechenschaft herauszukommen und Wege fröhlicher Selbständigkeit zu gehen. Sie ist immer wieder da, die Versuchung des verlorenen Sohnes: „Vater, gib mir mein Erbteil“ —

ich möchte aus dem ernsten, einfachen Licht beschränkter Häuslichkeit hinaus zu den hellen, glitzernden Lichten der Freude! — Aber immer wieder klingt durch jeden treulosen Abschied vom himmlischen und vom irdischen Vaterhaus der dumpfe Klang: „Und es ward Nacht.“ Ja, tausendfältig hat sich der bittere Seufzer wiederholt, den eines dieser verirrten Kinder aus seiner Nacht weher Heimatferne in Erinnerung an die Heimatlichter geklagt:

Ich bin vereinsamt, Mutter, kein Trost, der mich
erfrischt,
kein Freund, der von der Stirne den Angstschweiß
weg mir wischt.

Ach, alle mich verließen, die einst mir jauchzten zu,
sie ließen mich im Leid allein, sie liebten nicht wie du.

Aber, auch wenn wir über die Zeit unruhig drängender Jugendlichkeit mit ihren Gefahren hinaus sind, immer wieder naht sich die Gefahr, der Judas in jener Nacht erlegen ist, das Licht mit dem Dunkel zu vertauschen. Uns allen leuchtet, auch wenn das mahnende Licht des Elternhauses erloschen wäre, noch ein anderes leitendes Licht voll Segen und Notwendigkeit, das Licht des Gewissens. Kein einziger ist, in dem dieses heilige Licht niemals gestrahlt. Wer in seinem Lichte lebt, muß wohl durch manche innere Unruhe hindurch, durch manchen Herzenskampf, aber im Grund ist das Leben hell und warm und traut in diesem Lichte. Dennoch ist's vielen zu ernst, so daß es sie aus seinem Schein heraustreibt; wer aber, in trübler Konzession an den vermeintlich flügeren Geist der Welt, sich von ihm wendet, über dessen Schwelle tönt schon das dunkle Wort: „Und es ward Nacht.“ Höre es, du, der du in irgend einem Handel, einem Geschäft drin steckst oder es abzuschließen bereit bist, zu welchem dein Gewissen schweigen muß; oder du, der du ein Ge-

lübde getan, vielleicht das Gelöbnis, nicht mehr zu trinken, und auf dem Punkte stehst, es zu lösen; oder du, junges Mädchen, das du in einer Freundschaft stehst, die vor dem Licht deines innersten Gewissens nicht besteht, höre es: vom Augenblicke an, da du dem Lichte des Gewissens den Rücken wendest, wählst du den Weg, der eines Tages, und rascher, als du glaubst, im Dunkel endet. Halt ein, noch während du auf der Schwelle stehst, und kehr' zurück zum ernsten Licht, das du verlassen willst.

Aber heller als das Licht des Elternhauses, heller noch als des Gewissens Licht war jenes heilige Licht, in dem Judas drei Jahre hatte leben dürfen; das war das Licht der Jesusnähe. Und dieser Jünger ist für alle Zeit das erschütternde Beispiel dafür, daß es möglich ist, sogar in diesem hellsten Tageslicht gestanden zu haben, in dieser sonnenreinsten Nähe, und dennoch eines Tages sich auch von diesem Lichte abzuwenden und es zu tauschen gegen die Nacht. Es ist etwas vom allerdrückendsten, was man erleben und sich denken kann, wenn Menschen, die einmal im Jesuslicht gelebt, zurückfallen zu den Kindern der Nacht. Sie sind sogar recht zahlreich, jene Menschen, die einst von Jesus gesungen und gesagt, von ihm gepredigt und sein Licht gepréisen, und die doch eines Tages imstande waren, sein Licht hinzugeben für die Schatten der Welt. O, wenn jetzt hier einer im geheimen bekennen müßte, daß auch er sozusagen schon die Türe ergriffen, den Saal zu verlassen, der vom Licht Jesu erhellt ist, so denke er an den Schmerz der Jesusaugen, wenn sie auf der Gestalt solch eines Scheidenden ruhten, dann denke er, daß keiner wieder wirklich froh wird, der einst bei Jesus gewesen und ihn verlassen hat, und daß solche Wege immer im Dunkel enden: „Und es ward Nacht.“

Vielleicht sagt ihr: „Unmöglich, daß für uns die Nacht das Ende ist. So völlig könnten wir uns nie von Jesus trennen!“ Aber vielleicht, mein Freund, gehörst du zu denen, die zwischen Licht und Dunkel stehen. Vielleicht sieht es in deinem Innern aus, wie in des unglücklichen Jüngers Herzen, bevor er den Saal verließ, um in die Nacht zu stürzen, als es noch in ihm kämpfte, das heilige Licht ihn noch zu halten suchte mit fesselnder Kraft, aber schon die Nacht mit Wucht mit diesem Lichte rang. O, sicher kämpften lange zwei Mächte in seiner Brust, das Licht und die Finsternis. Was aber war die finstere Macht? Sie nahte ihm, wie es scheint, in einer Weise, wie sie jetzt noch unzähligen Menschen naht, im blendenden Zauber klingenden Geldes. Das Geld hat eine dämonische Macht. Um Geldes willen haben Menschen Gott verloren, um Geld haben nächste Freunde, selbst Geschwister, sich befehdet und getrennt, um Geld haben Menschen ihre Unschuld preisgegeben, um Geld haben Menschen ihr Gewissen vergewaltigt, um Geld sind Schwüre gebrochen, Versprechen gelöst, Unterschriften gefälscht, Menschen verraten, geplündert, getötet worden. Geld war es, was auch in den schwärzesten Verrat hineingewirkt, in Judas Ischarioths Tat.

Vielleicht war ihm die Macht der Finsternis auch in der Sucht nach Anerkennung, Ehre, Popularität genaht. Es schmeichelte dem wenig beachteten Jesusjünger, vor den Großen in Israel eine Rolle zu spielen, ihren Dank zu hören, und zu erleben, wie man ihm vertraulich und wohlwollend auf die Schultern klopste. O, was hat die Sucht nach Beifall, nach Popularität, nach einem Stücklein äußerer Bedeutung schon Menschenleben vergiftet und zerstört! Wie mancher in unserer Stadt hat sich von Christus gelöst, nur weil ihm in einer weltlichen Partei ein Pößlein

wartete, weil es ihm für seine Karriere vorteilhafter schien.

Vor allem nahte jenem Jünger das Dunkel in den eitlen irdischen Wünschen seines unerlösten Ich. Das spürte, daß die Gottesgedanken in Christus nicht seine Gedanken, die Gotteswege nicht seine Wege waren. Ja, Geld und Welt und eitles, unerlöste Ich, das ist's, was hinauslockt aus dem Saale des heiligen Lichtes. Aber die Mächte, die in jenem Jünger kämpften, kämpfen auch in uns, die Stimmen, zwischen denen er lange hin- und hergerissen war, sie reden auch in uns. O, fragen wir uns doch mit allem Ernst, ob nicht wir selber diese Menschen sind, die gleichsam mit einem Füße noch im Saale stehen, in welchem Jesus redet, und mit dem andern Fuß schon auf der Schwelle, von der es hinausgeht zu den falschen Lichtern der Welt, und von denen es in die Nacht hinausgeht. Sind nicht Unzählige, die sich Christen nennen, imstand, ein Leben lang in diesem Doppellicht zu stehen, geteilt zwischen Gott und Welt? Das scheint ja vielen das allerflügste zu sein, — aber glaubt, dies Zwielichtchristentum hat keine Ahnung von dem heiligen Glück, das im Tageslicht der Gottesgemeinschaft besteht. Das Zwielicht macht nicht froh. Die Dämmerung hat etwas melancholisches, und dieses Dämmerchristentum endet doch schließlich meistens in der Nacht.

Aber wundervoll sagt der Apostel Paulus von den wahren Christen: „Wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsternis, wir sind vom Tag.“ Tag, heiliges Licht ist nur im Bleiben bei dem Herrn. Stellt jene beiden nebeneinander, von denen wir jetzt redeten: Da eilt durch die Straßen des nächtlichen Jerusalems ein Mann, dem man in einigen Augenblicken eine Handvoll blitzenden Geldes auf den Tisch zählen wird, zu dem die Vornehmsten seines Volkes Worte wärmt-

ster Dankeserkenntnung sprechen werden, scheinbar ein bevorzugter Mensch. In Wahrheit ist es in seinem Innern lichtlos und freudlos, dunkler als die Nacht. Hinter ihm liegt preisgegeben der letzte Strahl von Licht, er geht aus innerem Abfall zum Verrat, vom Verrat zur Verzweiflung, und aus Verzweiflung in den grausen Tod. Dort aber in dem Saale, aus dem er herausgestürzt, sitzt einer, der nichts hatte, nichts, kein Heim, kein Geld, keinen Beifall der Großen, keine Ehre von der Welt. Nein, vor ihm liegt eine Nacht, ein Tag, da er von allem Abschied nehmen muß, einen Abschied in unerhörtem Schmerz. Aber als er einige Augenblicke nach Judas aus dem Saale trat, sprach er zu seinen Jüngern: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch.“ Da redete er ihnen von der vollkommenen Freude, da tröstete er sie, daß er die Welt überwunden habe. So unermesslich licht war es in seiner Seele, weil er den Vater hatte.

Wer bei ihm bleibt, getreu und ungeteilt, in dem ist's licht, auch wenn sein Leben ins Leidensdunkel muß. Wir brauchen keinen zu beneiden, der aus der Christusgemeinschaft herausgetreten und den Eindruck weckt, daß es ihm dennoch erstaunlich gut ergehe. Ueberraschend schnell heißt es dann bei solchen oft: „Und es ward Nacht.“ Zu beneiden sind nur die, deren Christusgemeinschaft so lebensvoll geworden ist, daß keine Dämmerung mehr hineintritt, so hell, wie der volle Tag. Noch ahnen wir nicht den Reichtum dieses freudenlichtes.

O, daß wir doch alle immer tiefer in seine Gemeinschaft hineinreifen, aus der wir mit dem Apostel sagen können: „Wir sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten.“

Amen.

Das ist eure Stunde.

Lukas 22, 52 u. 53: Jesus aber sprach zu den Hohenpriestern und Hauptleuten des Tempels und den Altesten, die über ihn kommen waren: Ihr seid, als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen ausgegangen. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen, und ihr habt keine Hand an mich gelegt; aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.

In Düsseldorf hängt über dem Altar einer Kirche ein Bild, das die Kreuzigung Jesu darstellt. Es muß von einer besonders seelenergreifenden Wirkung sein; denn vor ihm hat einst — ihr kennt die Geschichte — der junge Graf von Zinzendorf bis in sein Innerstes hinein die Worte vernommen: „Das tat ich für dich — was tust du für mich?“ die Worte, die ihm der Anlaß zu seiner eigentlichen Bekehrung, seiner rückhaltlosen Uebergabe an den Herrn geworden sind.

Von diesem Bilde wird noch eine andere Geschichte erzählt, die weniger bekannt ist. Als der Künstler, der das Bild gemalt, die Vorbereitung zu seinem Werke traf, da suchte er auch nach einer Frauengestalt, die ihm als malerisches Vorbild für die Maria Magdalena dienen konnte. Lange fand er nirgends, was er suchte, bis er eines Tages in einer Zigeunerin eine Gestalt fand, wie er sie längst gesucht hatte. Sie willigte ein, täglich ein bis zwei Stunden in seiner Werkstatt ihm als Modell zu seinem Bild zu sitzen. Verwun-

dert sah am ersten Morgen die Tochter der Wildnis das Gemälde an, auf dem der Gekreuzigte schon fast vollendet war. Dann fragte sie leise: „Wer ist der Mann, der dort am Kreuze hängt und schwer zu leiden hat?“ Der Maler, ein wortkarger Mensch, mochte sich nicht in seiner Arbeit stören lassen und sagte kurz: „Er ist ein sehr guter Mann.“ „Wie?“ fragte das Mädchen erstaunt, „wenn er ein sehr guter Mann ist, warum haben sie ihn denn dort gehängt, was hat er denn getan?“ „Nun, er hat allen Menschen wohlgetan, Kranke geheilt, Hungrige gespeist, Tote erweckt, Verzweifelte getröstet.“ Das Mädchen schwieg. Der Zusammenhang war ihm unbegreiflich. Aber nach einigen Tagen trat sie vor den Maler hin und fragte eindringlich: „Sage mir doch, was ist es mit dem Manne dort? Wenn er doch so gut war, warum leidet und stirbt er, und warum malst du etwas so Schreckliches?“ Da belehrte der Maler das Heidentädchen über den Erlösungsplan Gottes und flügte hinzu: „Auch deine und meine Sünde hat er dort gebüßt.“ Da richtete sie die großen, dunklen Augen auf den Künstler und fragte: „Dann liebst du ihn wohl sehr, weil er das für dich getan?“ Diese Frage ließ den Künstler nicht mehr los: „Liebe ich den, der das für mich getan?“ Er mußte sich gestehen, daß er das alles ja längst gewußt, aber daß es ihm nie das Herz bewegt hatte. Und jenes unwissende Mädchen hatte es als selbstverständlich gefunden, daß eine solche Liebe auch Gegenliebe verdiene. Er wußte, jene Gegenliebe konnte er nicht selber hervorbringen, die mußte Gottes Geist ihm schenken. So rang er darum, betete, daß Gott ihm neue Blicke in die Erlöserliebe schenke. Er wurde erhört, und als er fortan vor sein Bild trat, sah er's mit neuen Augen an. Was er bisher gemalt, wie leblos kam es ihm vor. Mit neuem Geist fing er zu schaffen an. Seine ganze Liebe malte er nun hinein.

Jetzt fing ein Strahl unendlicher Liebe aus des Heilands Jügen zu leuchten an, der in allen Gesichtern um das Kreuz Widerschein fand. — Und das war das Geheimnis der überwältigenden Wirkung, die das Bild einst auf Zinzendorf ausgeübt hat.

Freunde, ob nicht die Herzensstellung manch eines unter uns der gleicht, die jener Künstler früher zu dem Gekreuzigten eingenommen? Wir malen ihn wohl nicht, — aber reden von ihm, als kennten wir ihn längst, doch die drängende Gegenliebe fehlt, die das Geheimnis heiliger Leben gewesen ist. Erzwingen, selber schaffen können auch wir diese Gegenliebe nicht. Aber erbeten können wir sie, und jede Passionszeit will uns helfen, hineinzudringen in die Heilandsliebe, die, wenn sie einmal ein Herz durchleuchtet, das ganze Leben erneut. —

Nachdem Jesus Abschiedsworte zu seinen Jüngern gesprochen, nach dem feierlichen, abendlichen Mahl, kam die Nacht. Noch einmal trieb es ihn hinaus in heilige Einsamkeit, sein schmerzdurchzittertes, drängendes Herz vor den Vater zu tragen. Heiß war der Kampf. Wie Blut floß ihm der Schweiß; doch Vaterhände kühlten seine Stirn. Göttlich geprägt, siegreich stand er auf. Ein überirdisch Leuchten in den Augen: der unerschütterliche Entschluß zur Todesfreude! Da plötzlich, — welch ein Bild drängt roh sich vor sein reines Strahlenauge, niedrig, grausam: — Fackeln durchschneiden die Nacht. In ihren Lichern blitzten Schwerter, Stangen. Es mahnt an Krieg. Es ist wie eine feindliche Patrouille, nein mehr, ein ganzer Trupp von Kriegsgesellen wächst aus dem Dunkel. Geprägte, heiße Stimmen reden aus der Nacht, Gesichter mit den Jügen kalter Blutgier und eines verlorenen Gewissens werden sichtbar. Es ist die Schar, die ihn gefangen nehmen will; der Meister weiß es

Klar. Und leise schüttelt er sein Haupt ob dem eßen Schauspiel. Er hatte immer den Tag geliebt, den hellen Tag. Er hatte am lichten Tag gerufen, frei unter allem Volk geredet beim Strahl der Sonne, im Lichte seine Retterhände ausgestreckt. Er hatte sich selbst „das Licht“ genannt, er hatte seine Jünger „Licht der Welt“ geheissen und sie mit einer „Stadt auf dem Berg“ verglichen, die nicht verborgen bleiben kann. Er hatte immer vor dem Dunkel gewarnt, vor den heimlichen Wegen in der Finsternis: „Wer Arges tut, der hasset das Licht.“ „Wer in der Finsternis wandelt, stößt sich, denn das Licht ist nicht in ihm.“ „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt.“ Und nun dieses nächtliche Tun! Eine ganze Schar, um ihn, den e i n e n zu fangen, und erst noch in tiefer Mitternacht! Sie sollten es wissen, wie nachtschwarz und elend ihr Treiben sei; Klar halst es durch die Nacht: „Ihr seid als zu einem Mörder mit Schwertern und mit Stangen ausgegangen. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen, und ihr habt keine Hand an mich gelegt. Aber dies ist eure Stunde und die Nacht der Finsternis.“

„Eure Stunde, eure Stunde!“ Freunde, wir haben alle unsere Stunde, in der unser eigentliches, tiefstes Wesen sich kundtut, auflebt und seine Wege geht. Und wenn man eines Menschen eigentliche Stunde kennt, dann kennt man auch sein Wollen und sein Handeln. Wann mag zu uns der Meister sagen: „Das ist eure Stunde“?

Freunde, es gibt Vögel, die erst in der Nacht zu flattern beginnen und sich des Tags scheu unter Dächern bergen. Es gibt Tiere, die erst im Dunkel aus ihren Schlupfwinkeln treten und ihre Räuberwege beginnen. Von den Gespenstern sagt der Aberglaube, daß sie die Geisterstunde als ihre Stunde erwählt haben, der helle Tag kennt keinen Geisterspuk. Die Rachegei-

ster, die den Schuldigen quälen, nennt der Dichter: „das furchtbare Geschlecht der Nacht“. So gibt es auch Menschen, die ganz zu Kindern der Nacht geworden sind. Wir meinen nicht die, die die heilige Stille der Nächte sehnfütig lieben und sich auf ihr wundertiefes Schweigen freuen, deren Seele in der großen Feier-ruhe unter den Sternen auflebt. Nein, jene Menschen meinen wir, die gerne Wege gehen, über die die Nacht ihre finstern Höllen breiten soll. Es sind die Menschen, die am lebendigsten aufleben, wenn über andere das Dunkel gekommen ist, und die aus dem Leid der andern ihre Geschäfte besorgen. Es gibt ihrer jetzt unter den Führern der siegenden Länder, die sich die Nacht, die Schwäche und das Leid der Besiegten nicht genug zunutze machen können, um sie grausam zu drücken und bis in den Grund zu demütigen. Es gibt ihrer aber auch unter den Besiegten, die mit Wollust die Menschen ihres zerrissenen Landes zum Tummelplatz ihrer niedrigsten Räuberleidenschaften machen. Es gibt in allen Ländern solche, die ein seltsames Geschick besitzen, die Notlage eines Mitmenschen spekulativ zu nützen: ein finstres Geschlecht der Nacht! Lang kann sich einer verbergen; eines Tages aber wird man bei jedem drüber kommen, welches seine Stunde ist. — Du hast einen Menschen nur unvollkommen gekannt, als du meintest, er sei eine leidenschaftslose, mattherzige Natur. Aber eines Tages lernst du ihn in einer Geldangelegenheit kennen, die ihn nahe angeht. Und du staunst, welch Leben plötzlich in diesen Menschen fährt, zu welcher Energie, zu welcher Zähigkeit, ja Leidenschaft er fähig ist; und leise sagst du dir: „Ach, das ist deine Stunde, wenn's um dein Geld geht!“

Du siehst einen andern, der dir bedrückend leblos schien, eines Tages bei Wein und Spiel, — und kennst den sonst so toten Menschen in seiner Lebendigkeit

nicht wieder; und wieder weißt du: „Ach, das ist deine Stunde, da lebt dein Wesen auf.“

Hast du schon Menschen gesehen, die, wenn es sich um ewige Fragen handelte, mit toten Augen vorwärts schauten, die aber ihren Ausdruck erstaunlich wandelten und plötzlich mit häßlich vergnügtem Gesicht zu lachen begannen, wenn sie irgend eine unsaubere Geschichte hörten?

Sieh', wie in einem dort Geist, Witz und Leben erst dann aufwachen, wenn er mithelfen darf, um an einem Abwesenden seinen Spott zu üben. — Sieh' dort den andern, den Stillen, Schüchternen, wie er aufleuchtet, wenn man ihn mit einem Lobe ehrt, sieh' jenes sonst lebensarme, dumpfe Mädchen, wie es lebendig wird, wenn seine Eitelkeit gestillt worden ist, siehe — und du weißt, wie sie alle ihre Stunde haben.

Und unsere Stunde, meine Freunde, welches ist unsere Stunde, da unser wahres, eigentliches Leben auflebt, daß man es erkennt? Ist's beim Geschäftemachen, beim Geldzählen, bei geselliger Lustigkeit, oder bei der Arbeit, im Familienglück oder im Naturgenuß, wann ist's, da das Auge der Ewigkeit, das alles sieht, in unsren Jügen liest: „Das ist deine Stunde, hier lebt dein wahres Sein!“ —

Jesus hatte so vollendet andere Stunden, die „seine“ Stunde waren, daß er auf jene nächtliche Schar in ihrem dunklen Drang mit schmerzendem Befremden sah. Seine Stunde war es, wenn er die Scharen vor sich sah, die er zum Vater führen durfte, wenn er in ihren fragenden Augen las, wenn er das Eis um ihre Herzen schmelzen sah, wenn er erleben durfte, wie hier und dort die Tränen der Reue flossen, Hände sich falteten, Herzen sich öffneten, wenn er Genesung sah und Lieder des Dankes aus erlösten Seelen hörte. Es war

seine Stunde, wenn er in heiliger Einsamkeit auf den Bergen betete. Vielleicht hat sein Auge nie heller geleuchtet, sein Herz nie seliger geschlagen, vielleicht war sein ganzes Wesen nie so gottdurchglüht, wie in diesen Nächten des Gebets. Wenn er zurückkam von diesen Gotteshöhen, da sahen es seine Jünger schon seinen Augen an: Er kommt aus „seiner Stunde“.

Es war seine Stunde, wenn neue Ewigkeitsklarheiten sich ihm öffneten, neue Erkenntnisse des Gotteswillens, neue Einblicke in die Wege des Heils, in die Gedanken väterlicher Erbarmung. Als er sich einst in seinen Kindertagen nicht trennen konnte aus dem Gottestempel, als er einst frohlockte über die Gotteswege: „Ich preise dich Vater!“ und als er zuletzt sein Angesicht sträckt nach Jerusalem wandte, um den Gottesweg und -willen zu vollenden, da erkannte man, was seine Stunde war.

Freunde, bei ihm lernt man seine Stunden wechseln. Ein Zöllner Levi hatte einst seine Stunde, wenn er den Geldgewinn des Tages einstreichen konnte; und später kam die Zeit, da seine seligsten Stunden waren, wenn er die Erinnerungen an seinen heiligen Meister schreiben durfte, sein Evangelium. Ein Petrus hatte einst seine großen Stunden, wenn er sein Schiff beladen ans Gestade führen konnte; durch Jesus wurden seine großen Stunden die, wenn er Seelen für Gott gefangen hatte. Menschen, die einst in eitler Gesellschaft ihre Erlebnisstunden hatten, freuen sich jetzt den ganzen Tag auf die selige, stille Stunde am Schluss des Tages, da sie sich in die Worte des Erlösers versenken, und dann die heilige Zwiesprache ihrer Seele mit der ewigen Liebe beginnt. Menschen, die mit Spiel oder wertloser Lektüre ihre freien Stunden füllten, brauchen jetzt ihre Ruhestunde, um einsame, arme

Menschen aufzusuchen und können halbe Nächte für andere schreiben, rechnen oder nähen.

Auch wir müssen vor dem Bild des Erlösers lernen, welches die Stunden sind, die unserer Seele als ihre eigentlichen Gottesstunden bestimmt sind. Und wenn wir vor seinem Kreuzesbild stehen, dann geht uns ja unwidersprechlich auf, daß das auch uns bestimmte Werk kein anderes ist, als in hingebendem Liebesdienste an den Brüdern den Willen Gottes zu vollenden. Alles, was uns in diesem Werke stärken kann, das ist unsere Stunde. O, daß nicht das Dunkel deine Stunde sei, wie jener nächtlichen Schar in Gethsemane, nein, daß du von Stunden unter dem ewigen Angesicht sagen kannst: „Das ist meine Stunde.“

Aber es gibt Stunden im Menschenleben, über denen in besonderer Feierlichkeit geschrieben steht: „Das ist deine Stunde.“ Die Stunden sind's, in denen eine Seele in besonderer Deutlichkeit verspürt, daß Gott sie ganz für sich gewinnen möchte zu seinem Eigentum. Es sind die Stunden, da Gottes Stimme in unser Allerinnerstes dringt, da der Gekreuzigte uns zu unentrinnbarer Zwiesprache verlangt, da wir spüren, daß es jetzt um Leben und Sterben geht. Es sind Stunden, die in heiliger Stille durchgekämpft werden, und sie können unendlich herzbewegend und ernst sein. Nietzsche hat eines der Kapitel seines berühmtesten Buches mit dem Wort überschrieben: „Die stillste Stunde.“ Und dort sagt er: „Die stillste Stunde, das ist der Name meiner furchtbaren Herrin.“

Ja, Freunde, sie kann voll seelenbeunruhigender Macht sein, diese Stunde, die die Entscheidung fordert, da Gott uns ganz will, und die große Lösung geschehen muß. Aber die strenge Herrin wird zur seligsten Freudebringerin, wenn wir durchdringen und die

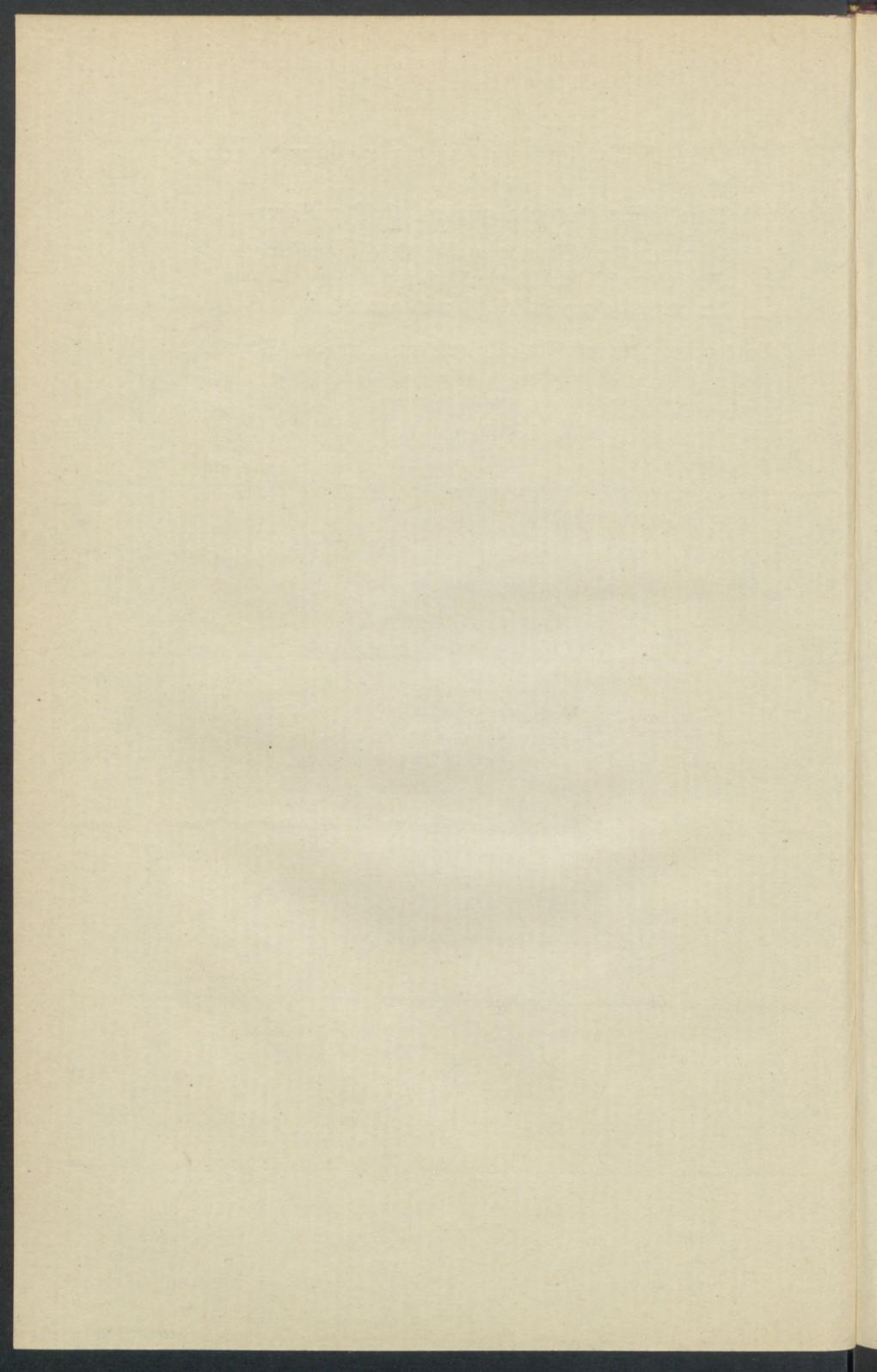
Hand des Gefreuzigten fassen, die Heil und Leben
bringt.

Von solcher Stunde gilt im tiefsten Sinn:

O, nimm der Stunde wahr, eh' sie entflieht!
So selten ist der Augenblick im Leben,
der wahrhaft göttlich ist und groß!

Gott gebe, daß wir sie alle erleben, „unsere Stunde“.

Amen.



Entscheidung.

Matthäus 27, 11 — 26: Jesus aber stand vor dem Landpfleger; und der Landpfleger fragte ihn und sprach: Bist du der Juden König? Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst es. Und da er verklagt ward von den Hohenpriestern und Altesten, antwortete er nichts. Da sprach Pilatus zu ihm: Hörest du nicht, wie hart sie dich verklagen? Und er antwortete ihm nicht ein Wort, also daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte. Auf das Fest aber hatte der Landpfleger die Gewohnheit, dem Volk einen Gefangenen loszugeben, welchen sie wollten. Er hatte aber zu der Zeit einen Gefangenen, einen sonderlichen vor anderen, der hieß Barabbas. Und da sie versammelt waren, sprach Pilatus zu ihnen: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe? Barabbas oder Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus? Denn er wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten.

Und da er auf dem Richtstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen: Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, ich habe heute viel erlitten im Traum um seinetwegen.

Aber die Hohenpriester und die Altesten überredeten das Volk, daß sie um Barabbas bitten sollten und Jesum umbrächten. Da antwortete nun der Landpfleger und sprach zu ihnen: Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben? Sie sprachen: Barabbas. Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich denn machen mit Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus? Sie sprachen alle: Laß ihn kreuzigen! Der Landpfleger sagte: Was hat er denn Uebels getan? Sie schreien aber noch mehr und sprachen: Laß ihn kreuzigen! Da

aber Pilatus sah, daß er nichts schaffte, sondern daß ein viel größer Getümmel ward, nahm er Wasser und wusch sich die Hände vor dem Volk und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten; sehet ihr zu! Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Da gab er ihnen Barabbas los, aber Jesum ließ er geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuzigt würde.

Man hat den Menschen schon einen Wanderer zwischen zwei Welten genannt. Und keiner ist unter uns, der nie gespürt, wie in der Tat ununterbrochen zwei Welten um die Menschenseele werben. Zurweilen scheinen beide licht und gut. Die Erdenwelt läßt ihre ganze Schönheit glänzen, ruft zu heitermutigem Atmen und Wirken in ihr und spricht davon, daß ein Reueleid in uns zurückbleibe, wenn wir ihr, der Erde, nicht getreu gewesen:

Das Erdenheimweh läßt uns trauern, bangen,
daß Lust und Leid der Erde muß vergehn.
Das Himmelsheimweh fühlt's herüberwehn
wie Morgenluft, daß wir uns fortverlangen.

Vielleicht ist unser unerforschtes Ich vor scharfen Augen nur ein dunkler Strich, in dem sich wunderbar zwei Welten scheiden.

Aber dann gibt es wieder Zeiten, wo die zwei Welten nicht nur ein Doppelheimweh wecken, wo sie nicht wunderbar, sondern wehvoll sich schneiden und in einen Kampf hineinführen, vielleicht sogar in einen innerlichst durchwühlenden Kampf. Was am Anfang des Buches *Hiob* uns vom Kampf um eine Menschenseele erzählt wird, wo die dunkle Welt von unten ihre Rechte fordert und von der himmlischen erbittet, diese Seele auf die Probe stellen zu dürfen, das wiederholt sich im Grund bei jeder Menschenseele neu. Tief-

blickende Mütter sehen mit schmerzvollem Staunen, wie schon um ihre kleinen Kinder die zwei Gewalten streiten. Mit Sorgen denken Eltern von Konfirmanden in diesen Tagen daran, wie wuchtig schon bald die niedere Welt sich an die jungen Seelen heranmacht. Ja, manchmal kann man in geradezu dramatischer Lebendigkeit miterleben, wie eine Seele sich entscheidet zwischen dem Dunkel und dem heiligen Licht. Das sind beunruhigend ernste, bange Stunden.

Die Textgeschichte, die wir lasen, führt mitten in ein solches Schauspiel gequältester Entscheidung hinein. Wie vielleicht sind die Mächte des Lichtes und der Finsternis so offenkundig einander gegenüberstehend und um eine Seele werbend zu sehen gewesen, als wie an jenem grauen Dämmermorgen, da Christus und Pilatus sich in die Augen schauten, während unten die Menge nach dem Blute Christi schrie. Voll heiligen Nachdrucks sprach die lichte Macht, sie redete vor allem aus Jesu Antlitz. Da blickte ein Auge, das nie beschäm't die Blicke hatte senken müssen, das still rich'tend ins Innerste der andern drang. Da sah Pilatus eine Menschenstirn, die klarer, reiner war, als die reinsten weißen Marmorstirnen, die sein Auge daheim auf römischen Götterbildern gesehen. Und um den Mund lag die herbe Reinheit des Ausdruckes, den nur ein Mund hat, der niemals eine Unwahrheit gesprochen. Eine erstaunliche Furchtlosigkeit lag adelig auf allen Zügen. Eine heilige Vornehmheit, die redete oder schwieg, ganz wie sie wollte, ohne sich irgendwie drängen oder einschüchtern zu lassen. Eine hohe Geborgenheit leuchtete aus den tiefen Augen, die Stille einer Seele, die Heimat und Grund in einer Welt hatte, in die die Unruhe und Not der Welt nicht hereinbrandet. Darum zitterten die Hände nicht in ihren Fesseln, wie laut auch unten die Menge tobte, es fun-

felte kein strafender Trotz in diesen Augen. Die königliche Ruhe und Ueberlegenheit war Offenbarung eines vollkommenen Gehorsams, eines vollendeten inneren Treuseins. So sprach an jenem Morgen zu Pilatus voll werbender Kraft das Licht, das von Christus ausging.

Zu dieser Stimme himmlischer Liebe gesellte sich der Mahnruf irdischer Liebe. Eine Botschaft der Gattin des Pilatus, so berichtet Matthäus, lässt diesen bitten: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten. Ich habe diese Nacht viel gelitten im Traume um seinetwegen.“ Es ist ein knappes Wort, kein Ruf zu einem Bekenntnis und doch eine leise Zuldigung für diesen Gerechten, eine Bitte für sein Leben.

Freunde, nicht immer sind Frauenstimmen die Stimmen der Gerechtigkeit und Rufe zum Licht. Nicht in der Sage nur gibt es Sirenenstimmen. Unzählige sind in Wirklichkeit an ein verderbliches Gestade gelockt und dort innerlich vernichtet worden, weil sie nicht, wie jener edle Abenteurer in der griechischen Sage, sich hatten binden lassen, um ungefährdet vorüberzufahren an den Ufern, von denen diese lockenden Stimmen riesen, und manchem, den die Wellen verschlangen, der Brandmale im Gewissen trägt und zerstörtes Glück, klingt nicht als weiche Melodie, sondern als qualvolle Wirklichkeit der Vers in der Seele: „Das hat mit ihrem Singen die Loreley getan.“

Aber auch, wo sie nicht zum Bösen locken, können doch Frauenstimmen aus weiblicher Furcht heraus den Mann zurückhalten von Wegen und Taten, die Opfer und Gefahr verheißen. Manch einem ist die Sorge um das Große, Ewige zurückgetreten hinter schlicht häuslichem Sorgen vom Tage an, da er das Wort des Mannes im Gleichen: „Ich hab' ein Weib genommen“, als eigenes nachsprach.

Doch ebenso wahr ist nun auch, daß im Evangelium die Frau vielmehr die suchende und beharrende Treue ist als die Lockstimme des Argen. Ein ursprüngliches Empfinden hat sie immer wieder zu Christus getrieben. Die Frauen weinten, als die Männer richteten, die Frauen harrten aus, als die Jünger flohen. Es ist von Frauen viel stilles Rufen zu Christus ausgegangen, viel dringliches Werben, wie von dem Weibe des Pilatus her. Unendlich viele Männer, die sich verloren haben, könnten sagen: „Mein Leben wäre nicht Niedergang und Niederlage gewesen, hätte ich der Stimme meiner Mutter, den Bitten meiner Frau gehorcht!“ —

Und noch eine dritte Stimme sprach an jenem entscheidenden Morgen zu Pilatus, um ihn werbend für Christus. Es war die Stimme seines eigenen Innern, seines bessern Ichs. Er sieht mit den Augen des Klaren, klugen Römers, des praktischen Realpolitikers, der leicht hinter Schliche und Schlagworte kommt, die ganze Unechtheit und Verlogenheit der Anklage gegen Christus. Er spürte, daß da nicht Frömmigkeit redete. „Er wußte wohl,“ heißt es so sprechend, „daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten.“ Er brauchte nur an den zu denken, den das Volk frei begehrte, jenen Barabbas, den Mann mit der Verbrecherstirn, dem zynischen Munde und den brutalen Händen, und Christus neben ihn zu stellen, um zu wissen, wer in Wahrheit des Todes schuldig war. Sein bestes Innerstes trat ohne Zaudern auf Christi Seite, seine Absicht war, ihn freizusprechen. Ja, Christus hat einen Verbündeten in jedem Menscheninnern: die Seele, die von oben stammt, den Geist, der nach letzten Antworten begehrt, er hat einen Freund in jeder Brust: das Gewissen. Die Stimme der Wahrheit begegnet der Christusstimme.

Aber diesen Stimmen aus der Welt des Lichtes sind an jenem Karfreitagmorgen die Stimmen des Dunkels entgegengetreten. Und jedes Leben weiß seither davon. Dass damals Pilatus nicht klar und unverirrt auf Jesu Seite trat, hat seinen Grund in den Stimmen der Vergangenheit, in dem Schrei der Gegenwart und in den Bangigkeiten vor der Stimme der Zukunft.

Die Vergangenheit hat seine Hände gebunden. Die wilden Szenen, die er schon mit den Juden erlebt, machten ihn unfrei. Dass er die goldenen Weiheschilde in Jerusalem aufgestellt hatte, dass er Soldaten mit den Kaiserbildern in der heiligen Stadt hatte einziehen lassen, dass er zur Ausbesserung der Wasserleitung Geld aus dem jüdischen Tempelschatz genommen, dass galiläische Festpilger niedergemetzelt worden, — alles, was ihn verhaft gemacht und jetzt die Gefahr mehrte, dass er verklagt und abgesetzt würde, das hemmte ihn in seiner Entschlussfreiheit und machte ihn abhängig. Und die ganze bisherige Lebensführung eines skeptischen, durchaus weltförmigen Menschen hatte ebenfalls lähmend auf seine Stellungnahme zu Christus eingewirkt.

Es ist nicht zu ermessen, wie mächtig die Sprache der Vergangenheit in die religiöse Stellungnahme und Entscheidung eines Menschen hineinspricht. Nicht umsonst klingt es so bedenklich vielsagend, wenn man von einem Menschen sagt: „Er hat eine Vergangenheit.“ Es ist nicht nur die unmifverständliche Andeutung beklagenswerter Schatten und Schäden des früheren Lebens. Düstere Bindungen der Vergangenheit haben ungezählten, noch nachdem sie zu bessern Lebensgrundsätzen gekommen, den Mund geschlossen, als sie hätten reden sollen und reden wollen. Ach, sie spürten, dass, wenn sie jetzt reden würden, wenn sie ein

Bekenntnis, eine Mahnung zum Guten sprächen, sie sicher dem Urteil begegnen müßten: „Das ist wohl ganz recht, was du sagst, nur eben hätte ein anderer es sagen sollen.“ O, wie mancher, der an maßgebender Stelle, vielleicht auch hier und dort in unsern Räten, hilfreiche, heilige Mannesworte sagen möchte, bleibt stumm, weil Gebundenheiten aus der Vergangenheit, leidvolle Abhängigkeiten, Intimitäten, Freundschaften ihm das Wort verbieten. Ja, manchem hat die Vergangenheit wie sein Blut, so auch sein Denken so gründlich vergiftet, daß es für die höchsten Werte und Gedanken nicht mehr zu gewinnen war. Aber es ist ja nicht nur eine trübe Vergangenheit, die wie ein Schatten zwischen uns und Christus treten kann. Schon die Wucht der Gewohnheit, der bloßen Denkgewohnheiten, hat Tausende unfähig gemacht, sich Christus zu öffnen, als er vor ihre Seele trat. Ein amerikanischer Prediger hat einer seiner Predigten den merkwürdigen Titel gegeben: „Die Bedeutung der Kruste“, und hat darin eindrücksvoll den Gedanken durchgeführt, daß, wie das Wasser eine Kruste von Eis, die Erde und das Brot ihre harten Krusten bilden, so auch aus dem eigensten Wesen des Menschen, aus dem, was er ist und tut, aus den Gedanken, die er hegt, aus Gesellschaften, die er pflegt, eine Kruste wächst, ein Hindernis, das sich um ihn schlingt und die besten Einflüsse nicht hineinläßt.

So spürte Pilatus in jener Stunde, daß neben dem Gefangenen vor ihm er der wahrhaft Gebundene sei, dreifach gebunden, denn wie die Vergangenheit, so fesselte ihn auch die gegenwärtige Stunde, der Schrei der Gasse, der Pöbelruf von unten und im Blick in die Zukunft die Frage: „Wenn ich diesen Gefangenen nun freigeben, was dann? was dann? was wird dann aus mir?“ Und wie gut kennen auch wir die Macht der Ge-

genwartsstunde, die Abhängigkeit von Ton und Geist, der gerade herrscht und uns umgibt, die Beugung unter die Meinung der Majorität, das blinde Mitlaufen, wo die Autoritäten sprechen, oder dann die eitle Sucht, um jeden Preis in der Minorität zu sein, wenn die andern fromm werden, nun gerade nicht mitzutun. Wie gut kennen auch wir die Sorge vor der Zukunft, vor den Opfern, die der Christusweg fordert, den Un gewissheiten, den Möglichkeiten der Vereinsamung, die Angst vor dem Wort: „Ein anderer wird dich gürten und führen, wo du nicht hin willst.“

So sehen wir denn den stolzen Römer in bemitleidenswertem Schwanken und Hin- und Hergezerrtwerden zwischen den Stimmen aus der Welt des Lichts und den widergöttlichen Stimmen. Er tut, was man in solch gequälter Stimmung tut, erst geht er hin zu Christus und fragt ihn, dann stellt er der Menge die verzweifelte Frage: „Was soll ich denn machen?“ und schließlich tut er, was immer das Zeichen der eigentlichen Schwachheit ist, die zu schwach zu Hass und Liebe, zu schwach zur Entscheidung ist: er lässt sich treiben von dem Drängen der andern, aber bindet ihnen die Verantwortung auf. „So habt euren Willen, aber ich trage die Folgen nicht, in Unschuld wasche ich meine Hände!“

Aber man kann sich nicht durch Vergangenheit, durch Gegenwartsdruck und Zukunftsfurcht von Christus wegreißen lassen und dann doch seine Hände in Unschuld waschen. Nein, das gerade Gegenteil sei unser Weg, ist rettende Notwendigkeit. Wer von uns schon vor Christus gestanden mit aufgetanem Innersten, oder wer es in dieser Passionszeit tut, dem drängt sich statt des Wortes: „in Unschuld“, das schmerzliche Bekenntnis: „in Schuld, in Schuld stehe ich vor dir“, auf die zuckenden Lippen. Der sieht sich

gerichtet, bis in sein Innerstes hinein verurteilt, ein Schuldner gegen Gott, gegen die Brüder, gegen seine Seele. Statt daß er seine Hände in Unschuld wäscht, bittet er, daß der Herr das reinigende Wasser seiner Gnade über seine unreinen Hände strömen läßt, über sein ganzes Wesen die stille Flut der Vergebung, und statt daß er sich vom Herrn abwendet, entscheidet er sich für ihn und beugt sich vor dem König.

Ja, Freunde, Christus ist die große Entscheidung des Menschenlebens. Man kann und kommt nicht an ihm vorüber. Denn wenn du dich nicht vor ihm entscheidest, dann spricht er die Entscheidung über dein Leben.

Es gibt in Nordamerika eine berühmte Wasserscheide, wo in gewaltigen Buchstaben die Worte stehen: „Die große Scheidung.“ Dort fließt das Wasser nach der einen Seite zum nördlichen Eismeer hin, nach der andern strömen die Wasser hinab zum stillen Ozean.

Wer von der großen Entscheidungsgestalt Christi sich abwendet, dessen Lebensflut geht unzweifelhaft dorthin, wo Frost ist, Unheimlichkeit, wo das Leben erstirbt. Wie wenig wir auch mehr von Paulus wissen, von der Zeit nach der Verurteilung Jesu, das wissen wir, daß es abwärts mit ihm ging, daß er bald abberufen wurde, und — wenn die Legende recht hat — er in Herzensfrost und Lebensfremde traurig starb. „Es ging abwärts mit dem Volk Israel,“ so predigte vor Jahren ein zum Christentum bekehrter Jude ergriffen von Land zu Land, „abwärts, seitdem es Christus verstieß, und aufwärts ging's mit allen Völkern, die ihn annahmen.“ Ja, Jesus selber hat es mit unzweifelhafter Deutlichkeit ausgesprochen, daß niemand schmerzlos ungestraft an ihm vorübergehen kann.

Denkt an das Wehe über Kapernaum, denkt an das
Schluchzen über das gerichtumdrohte Jerusalem.

Jeder von uns kann es mit beunruhigender Deutlichkeit wahrnehmen, daß in dem Maß, als er von Christus abrückt, sein Gewissen seine Kraft einbüßt und stumpfer wird, das Herz einem Frostzustand entgegengeht, die Hand kühler und zurückhaltender wird, das Auge die Sehnsucht nach Seelen und Seelenrettung verliert, und die Wirkung auf andere spürbar abnimmt und aufhört. Aber wo eine Seele sich ihm ergibt, sich für diesen König entscheidet, sich ihm huldigend beugt und ihm gehorcht, da geht es dem stillen Meer des weiten, tiefen Gottesglückes entgegen. O, nicht in einen kampflosen Friedenszustand! Nein, nein, der sicherste Beweis, daß Jesu Geist an einem wirkt, ist gerade der, daß die Seele nun voll Bewegung ist, daß das Herz nun in der großen Sehnsucht lebt, in dem unaufhörlichen Drang nach der Vollendung, daß der Geist nun beständig im Kampf liegt mit Fleisch und Welt, daß die Erkenntnis der hohen Verantwortung für die eigene Seele und die der andern erwacht ist und daß Leben von uns nun auch auf die andern ausgeht. Aber tief im Grunde, da lebt nun der Friede, da ist heilige Stille, wie in den Tiefen des Ozeans.

Er steht vor uns und ruft zur Entscheidung! O, laßt uns seine Hand fassen, immer inniger fassen und festhalten, daß er unsere Vergangenheit heile, unsere Gegenwart segnend fülle und unsere Zukunft heilige und erleuchte!

Amen.

Halt im Gedächtnis Jesum Christum.

(Konfirmation.)

2. Timotheus 2, 8: Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der auferstanden ist von den Toten.

Meine lieben Konfirmanden!

Ihr hattet ein Lied, das ihr besonders gerne sanget. So oft ich euch bat, selber eines zu wählen, habt ihr freudig dies eine vorgeschlagen. Aber manchmal, wenn ihr so selig vom Treusein sanget, auch wenn die andern „alle untreu werden“, wenn durch eure Reihen die Frage klang: „und doch, was du errungen, wie viele denken dran?“ dann ging's durch meine Seele als ein ernstes Fragen in die Zukunft. Es geht in besonderem Ernst in dieser Stunde durch mein Inneres, in dieser heiligen Stunde, da ihr ja eure Stimmen vereinen wollt zu einem Bekenntnis, das für ein ganzes Leben gelten soll. Da wird das Fragen bewegter und ernster als je und fragt mit Sorgen in das Kommende: „Wie viele denken dran?“ Ach, schon der Blick über diese ganze, doch so stille, gesammelte Gemeinde hier könnte die Frage wecken: „Wie viele dachten dran?“ Und erst, wenn ihr wieder draußen schreitet, und so bald schon der Geist der Gasse und der Weltluft euch umfängt, und so viele gottfremde Gesichter euch betrachten werden, während noch das Antlitz eures

Seelenmeisters Jesu Christi vor euch steht und sein Werk, da könnte wie Leid und Last, wie drückende Anfechtung sich die Melodie auf die Lippen zwingen: „Und doch, was du errungen, wie viele denken dran?“

Ja, es geht viel Vergessen durch die Welt; und nie hat sie schneller vergessen, als in unsern Tagen. Es drängt ja jetzt in hastiger Flucht so viel, so viel auf den Menschengeist ein, daß man dem Gedächtnis schon fast nicht mehr zumutet, daß es Eindrücke für immer festhalte. Und doch kann im Vergessen, im bloßen Vergessen das ganze Unglück eines Lebens ruhen. Denkt nicht, daß es nur eine kleine menschliche Gedankenschwäche sei, nein, das, was ein Mensch vergißt oder in seiner Seele festhält, das entscheidet über sein Leben; und alle die Gestalten des Elendes, auf die ihr mit Blicken der Trauer oder des Abscheus blickt, sind einfach Menschen, die vergessen haben, was sie tief in ihrem Gedächtnis hätten festhalten sollen.

O, vieles sollt ihr ja freilich vergessen können. Daß ihr in dieser Stunde jetzt alles vergästet, was ihre Weihe trübt und ihre Sprache übertönt, alles wegwischen könnetet, was an eitlen, äußerlichen Gedanken, an törichten Menschlichkeiten und nichtigen Weltlichkeiten euch jetzt umschwirren und verwirren möchte! Aber vielleicht spürt ihr jetzt schon, wie schwer es ist, all das zu vergessen, was man lieber nicht in seinem Gedächtnis trüge. Ja das, was wir im Lauf der Zeiten in unserm Gedächtnis angesammelt und aufgespeichert, das raunt, das flüstert eben, und wenn es nicht gut ist, so schreit, so quält es gar bis in die Stunden hinein, da man sehnüchsig gerne nur ganz Lichtes, Großes und Göttliches dächte.

Es ist unsagbar, Kinder, was ihr mit eurem Gedächtnis Entscheidungsgroßes in euch traget. Es kann ein Quell sein, aus dem lichteste Freude emporprudelt,

ein Heilquell einst in schweren Stunden, aus dem die Seele, von Welt und Alltag müde geworden, beglückendes Erinnern trinkt, das die Augen wieder hell blicken lässt und die Glieder strafft. Es kann der rechte Lebensquell sein, aus dem in alle Bezirke eures inneren und äusseren Lebens hellste Kräfte strömen. Aber ein Gedächtnis kann auch der trübe Sumpf sein, aus dem peinlichste Dünste, Frankmachende Gifte steigen, der alles wüste Müllengeschwirr anzieht und alles gesunde Reisen und Fruchtbringen unmöglich macht. Darum versteht ihr, warum jetzt alle, die euch lieb haben, so dringlich euch in die Seele rufen: „Vergesset nicht, denket daran!“ und daß ihr in diesen Tagen ganz umdrängt werdet von diesen Bitten aller, die eure wahren Freunde sind, daß eure Lehrer euch noch so manches ernste: „Vergesset nicht“, auf den Weg gaben, daß eure Eltern euch mit der Sprache der großen Liebe ins Innere schreiben möchten: „Denket daran“, daß Großelternstimmen aus dem Reichtum langer Erfahrung heraus raten möchten, was ihr vergessen sollt und was ihr nie vergessen sollt, und daß auch euer Unterweiser in dieser letzten Stunde euch am liebsten noch einmal alles, alles, was ihm lebensentscheidend und seelennotwendig für euch dünkt, unauslöschlich einprägen möchte mit der Liebesbitte: „Vergesset nicht, bedenket, haltet fest!“

Aber ihr könnt ja nicht alles festhalten, was euch in diesen Tagen aufs Herz gebunden wird. Darum möchten wir eines noch scheidend hineinmeisseln, daß es unverwischbar in euch bliebe, das eine, was not tut. Das eine, das über alles geht, das eine, was alles andere in sich trägt. Wo der Apostel Paulus, der Lebenserprobte, am Ende seines Lebens aus dem Reichtum seiner Erkenntnis und gewaltigen Erfahrung heraus dem jungen Timotheus vom Kampf des Le-

bens spricht, von der guten Ritterschaft, vom Kranz des Sieges, von der Krone des Lebens, da gibt er ihm als Rat und Kraft und beste Hilfe das schlichte Wort: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum!“ Er weiß aus Erfahrung, daß darin das Geheimnis aller Kräfte und alles Sieges ist. Auch euch wartet ein Kampf, auch ihr seid zu edler Ritterschaft berufen, auch euch ist das Edelste und Schönste bestimmt, der Kranz der Ehren, als heiliger Lohn nach einem Leben der Überwindung, und auch für euch ist die Hilfe keine andere, als die, die in dem Worte liegt: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum.“

Liebe Kinder, euer Gedächtnis kann nichts Retterderes und Stärkeres, aber auch nichts Erhabeneres und Herrlicheres in sich tragen als Christi Bild. Vom alten Goethe hat einst eine nahe Verwandte erzählt: Er sei einmal auf die Herrlichkeit Christi zu reden gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er, in einen Tränenstrom ausbrechend, hinausgegangen sei.

Ja, je tiefer ein Mensch die Welt und Menschen kennen lernt, um so aufgetaner und verstehender wird seine Seele für die Herrlichkeit Christi, in der wirklich die Schönheit des Himmels und der Erde zusammengefaßt ist. Kinder, was wir für euch am stärksten ersehnen, das ist, daß der stille Adel behüteter Reinheit auf eurem Antlitz ruhe und in eurem Herzen: dem Adel und dem Reichtum kommt ja kein anderer gleich. Aber was wahre Reinheit ist und Reinheit schenkt, das seht ihr nur in Christi Angesicht. Wir leben in einer Zeit, die so verworrene, verdorbene Begriffe hat von dem, was Bewahrung, Behütung, was Reinheit ist, daß manch einer, weil rings um ihn vieles so ganz verdorben ist, sehr bald schon

mit seiner Gutheit eitel zufrieden ist, auch wenn er in Stunden heller Selbsterkenntnis die Schatten und Flecken schmerzlich deutlich erkennen müßte. Wenn ihr das Bild Christi im Gedächtnis trarget, von dem einer gesagt hat: „Von dieser Stirne leuchtet die Sonne, an deren Glüten die Menschenvölker sich wärmen werden, in deren Lichte sie schreiten werden auf ihrer Wallfahrt durch kahle Wüste von Wiege zu Grab;“ dann wißt ihr, was Licht ist, wißt auch, was Zwielicht und was Dunkel ist und versinkt nicht in verhängnisvollen Selbstbetrug. Diese reinen Höhen ziehen euch immer wieder in klarste Luft. Wenn Er in eurem Gedächtnis lebt, dann bleibt ihr auch in verwirrender Atmosphäre, in der man so leicht den Halt und Grund, den Weg und das Ziel verliert, Menschen der Wahrheit; und nur das Wahre ist groß und nur die Wahrheit macht frei.

Wie oft ist doch vor eurer jungen Seele wie heiliger Traum das Bild eures Lebens gestanden, als eines Lebens, das in Kraft zu tun vermag, was es will, und nicht nur plant und träumt, sondern vollbringt; das den Nut hat, auch einsam stehend treu zu sein; das sich vor keinen bösen Menschenstimmen fürchtet; das einst am Ende sagen darf wie der Pfälzinger: „Sie haben mich oft gedrängt, aber sie haben mich nicht übermocht.“ In Christo seht ihr das; da ist Wollen und Vollbringen eins; da seht ihr, daß das wahre Leben Kampf ist, zuweilen ein gewaltiger Kampf, seht, daß es Siege gibt, seht aber auch, daß es möglich ist, im Kampf zu stehen bis ans Ende und doch in der Seele einen wunderbaren Frieden zu tragen. Haltet im Gedächtnis dies hohe Bild! Aber noch mehr; der Apostel fügt mit Absicht hinzu: „Halt im Gedächtnis Jesum Christum, der auferstanden ist von den Toten.“ Der Christus in der Todesgestalt war ihm

das Größte. In der Tat spricht darin seine Herrlichkeit am herzergreifendsten und rettendsten. Ihr könnt dies Bild nicht in der Seele tragen, ohne daß es euch Ruf zur Treue ist, ohne daß es euch Beharrlichkeit lehrt, ohne daß es euch mahnt, daß Gehorsam gegenüber Gott das Größte ist, wiewohl gerade die Jugend unserer Zeit von dieser Größe so wenig offenbart. Ihr könnt nicht Christus, den Gekreuzigten, im Gedächtnis tragen, ohne für immer zu wissen, was Liebe ist, und daß ein Leben ein nützliches und verlorenes ist, wenn es für sich selber und nicht in der Liebe gelebt wird. Wem in der Seele klingt: „für euch gebrochen, für euch vergossen“, der kann nicht mehr mit ruhigem Gewissen für seine Lebensträumereien leben; wer die zwei Arme am Kreuze mit seinem Seelenauge umfaßt, der muß in die Weite schauen lernen und er findet nie Ruhe, so lange er nur auf seinen Weg sieht und nur an seinen eigenen Frieden denkt. Den wahren Lebensadel, die wahre Schönheit findet ihr in ihm, ja, glaubt es, nur in ihm. Ach, ich weiß, ihr kommt nun in eine Zeit hinein, da — so sie es nicht bereits reichlich getan — die Eitelkeiten sich zu regen beginnen und die Sehnsucht nach Schönheit und die Sucht zu gefallen an viele herandrängen. Wir sind ja in unserer Zeit auf dem besten Wege, wieder ganz heidnisch zu denken und über der äußern Anmut und Gefälligkeit die innere Schönheit ganz zu vergessen. O, laßt euch warnen, es liegen darin so viele tiefe Gefahren! Glaubt euren Eltern, wenn sie euch raten, wie ein Dichter unserer Tage — und zwar ein überragend großer — in einem seiner Werke einen Vater zu seinem eitlen Sohne sagen läßt, die Totenmaske eines gewaltigen Mannes der Vergangenheit in seine Hände nehmend: „Du hast auf dein Neueres angespielt. Da sieh' dir einmal diese Maske an. Meinst du vielleicht, der ist

ſchön gewesen? Ist das dein Ehrgeiz? — Oder meinst du vielleicht, Gott entzieht sich dir, weil du kurzsichtig bist oder nicht gerade gewachsen? Du kannst so viel Schönheit in dir haben, daß die Gecken um dich wie Bettler sind."

Kinder, diese Schönheit, diese Seelenschönheit, diese wahre, einzig unverlierbare, die müßt ihr suchen. Ihr findet sie in Christus und durch ihn. Ja, weil er auferweckt ist, ein Lebendiger, so könnt ihr mit ihm in eine Lebensgemeinschaft treten, in der er mehr und mehr sein Bild euch aufprägt und euch verwandelt in seine Wesensart, die die wahre Schönheit ist. Man wird euch zwar hier und dort sagen, daß ihr nur euer eigenes, angeborenes Wesen entfalten und frei ausleben sollt, und ihr werdet vielleicht selber davon reden, daß ihr eurer Eigenart treu sein wollt. Aber seht, da muß zuerst eine Art und ein Wesen da sein, das wert ist, daß es entfaltet werde und daß man ihm treu sei. Jetzt habt ihr noch keinen Grund, darauf stolz zu sein, nein, haltet es lieber mit Paul Gerhardt, wo er sagt:

An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd':
Was Christus mir gegeben, das ist der L i e b e wert,
— und darum nur des L e b e n s wert. Das will er auch
wecken, stärken und entfalten, daß es mehr und mehr
euer ganzes Wesen beherrscht. Er kann es, weil er der
Lebendige ist, dem alle Gewalt gegeben.

Meine lieben Konfirmanden, wenn ihr ihn im Gedächtnis trarget, dann habt ihr einen Reichtum in euch, der über euer Leben entscheidet. Von innen her werden eure Augen verwandelt, daß ihr das Helle, Schöne, Große auch rings um euch viel besser seht, euer Ohr wird durch ihn geschult für alle Stimmen des Guten aus Erde und Himmel. Ihr habt nun einen Maßstab, so daß ihr nicht den Täuschungen zum Opfer

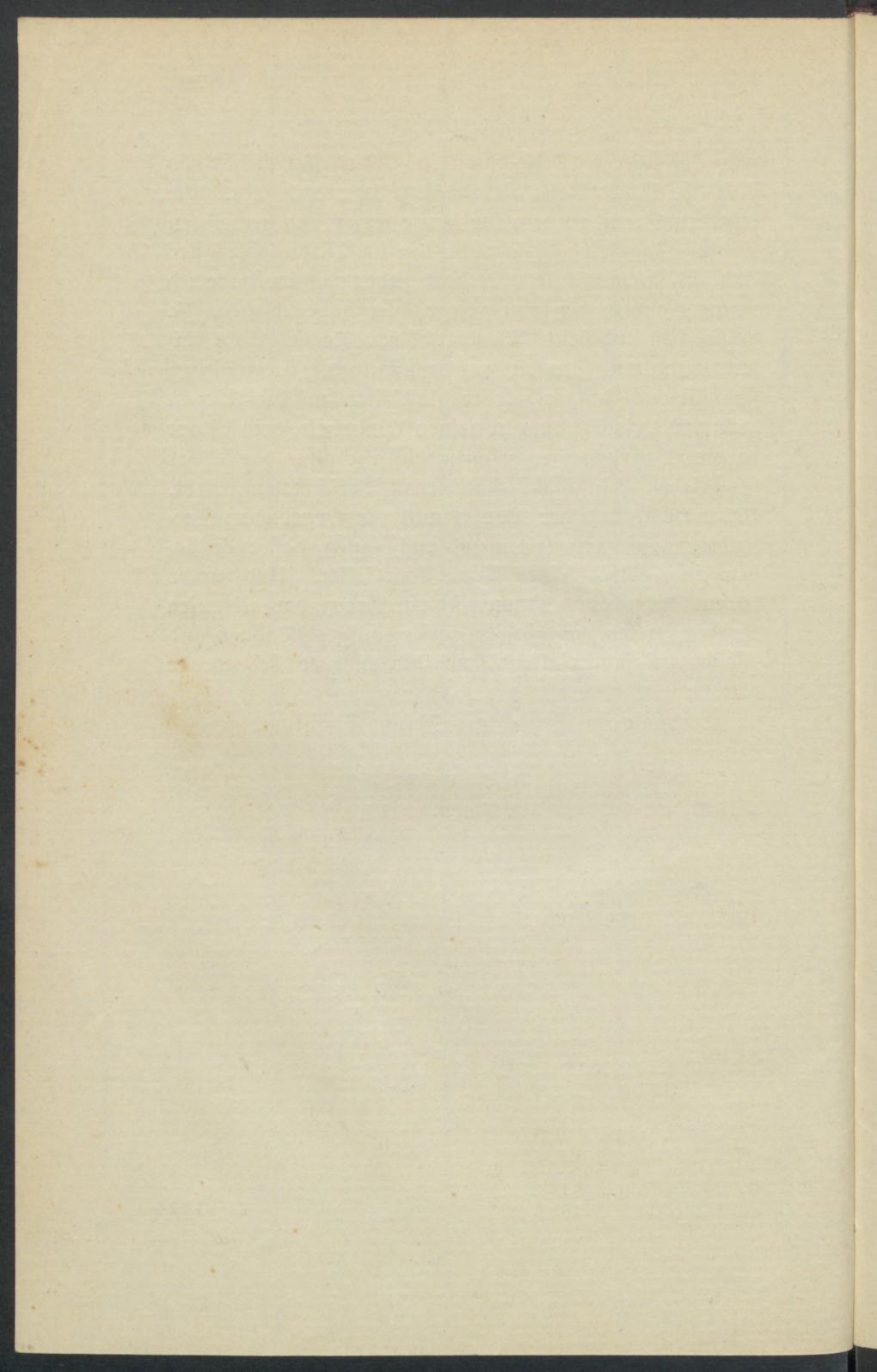
fällt wie alle, die nichts von diesem Maßstab wissen. Ihr seht immer besser ein, was klein und was wahrhaft groß ist, ihr könnt das Kleinliche vergessen, was andere elend mit sich schleppen, weil ihr etwas Großes im Gedächtnis trage, ihr könnt auf so vieles verzichten, was die anderen brauchen, die nichts in sich tragen, denn euer Gedächtnis ist dann Schatzkammer und Heiligtum. O, solch Gedächtnis ist Kraft und Huld, — und darum ist das Vergessen nicht nur Leid, sondern Schuld. Ja, liebe Kinder, das Vergessen dessen, was das Leben rettet und bewahrt, ist nicht nur eine bedauerliche Schwäche, es kann die große Schuld des Lebens sein, die sich immer rächt. Es ist Schuld, wenn eine Mutter ihr hungerndes Kind vergißt, aber sie kann es nicht. „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Es ist Schuld, wenn einer, der den Arzt zu einem Kranken rufen sollte, dem sofortige Hilfe noch das Leben hätte retten können, seines Auftrages vergißt. Es ist Schuld, wenn der Wächter des Leuchtturmes das Licht zu entzünden vergißt, ohne das die Schiffe im Meer Weg und Gestade nicht finden. So ist es Schuld, die große Schuld des Lebens, wenn ihr eurer hungernden Seele vergeßt, wenn ihr des Retters und Heilandes vergesset, der die Seele heilt und stillt und füllt, und wenn ihr euch nicht von seinem Licht entzünden laßet, das einst anderen den Weg erhellen soll. Als Jesus seine schmerzvollen Weherufe über die Orte am See Genezareth sprach, galten sie nicht Orten, die irgend etwas besonders Niedriges, Gottwidriges und Dunkles getan; sie galten Orten, die vergessen, einfach vergessen und zu ergreifen versäumt hatten, was ihnen das Leben gerettet, den Frieden gebracht hätte und die Seligkeit.

Das Bild des Spruchs, der euch zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag gegeben wird, will euch in

ganz besonderer Weise erinnern: „Vergesset nicht.“ Es hält die Stätte fest, die ihr jetzt vor euch seht. Ihr seht den Stein, zu dem ihr heute tretet, den geweihten Tisch. Sagt euch, so oft ihr ihn im Bilde seht: Hier habe ich meine Knie vor Gott gebeugt; hier habe ich meine Hand in die seine gelegt; hier habe ich mein Ja gesprochen und beim Abendmahl neu Treue gelobt; ich will sie halten. Ihr seht auf dem Bild die Kanzel hier; sie will euch immer wieder die Bitte auf die Lippen drängen: „Heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit,“ euch sagen, daß ihr ohne das Wort des Herrn kein wahres inneres Fortschreiten erlebt. Ueber dem Bild der Kanzel will die Orgel eure Seelenblicke aufwärts leiten und euch sagen, daß euer Leben ein Loblied seiner Treue sein sollte. Und unter eurem Spruch und Namen ist ein Kreuz, das all unser tieffstes Bitten und Hoffen, unser inniges Mahnen und Flehen zusammenfassend, euch bis an euer Lebensende bittet:

„Salt im Gedächtnis Jesum Christum.“

Amen.



Mit Christus gekreuzigt.

(Karfreitag.)

Matthäus 27, 27—44: Da nahmen die Kriegsknechte des Landpflegers Jesum zu sich in das Aichthaus und sammelten über ihn die ganze Schar; und zogen ihn aus und legten ihm einen Purpurmantel an und flochten eine Dornenkrone und setzten sie auf sein Haupt und beugten die Kniee vor ihm und verspotteten ihn und sprachen: „Gegrüßet seiest du, der Juden König!“ Und spieen ihn an und nahmen das Rohr und schlügen damit sein Haupt. Und da sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Mantel aus und zogen ihm seine Kleider an; und führten ihn hin, daß sie ihn kreuzigten. Und indem sie hinausgingen, fanden sie einen Menschen von Ryrene, mit Namen Simon; den zwangen sie, daß er ihm sein Kreuz trug. Und da sie an die Stätte kamen mit Namen Golgatha, das ist verdeutschet Schädelstätte, gaben sie ihm Eßig zu trinken, mit Galle vermischt; und da er's schmeckte, wollte er nicht trinken. Da sie ihn aber gekreuzigt hatten, teileten sie seine Kleider und warfen das Los darum, auf daß erfüllt würde, das gesagt ist durch den Propheten: „Sie haben meine Kleider unter sich geteilet und über mein Gewand haben sie das Los geworfen.“ Und sie saßen allda und hüteten sein. Und oben zu seinen Häupten setzten sie die Ursache seines Todes, und war geschrieben: „Dies ist Jesus, der Juden König.“

Und da wurden zwei Mörder mit ihm gekreuzigt, einer zur Rechten und einer zur Linken. Die aber vorübergingen, lästerten ihn und schüttelten ihre Köpfe und sprachen: „Der du den Tempel Gottes zerbrichst und bauest

ihn in dreien Tagen, hilf dir selber! Bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz.“ Desgleichen auch die Hohenpriester spotteten sein, samt den Schriftgelehrten und Ältesten, und sprachen: „Andern hat er geholfen und kann sich selber nicht helfen. Ist er der König Israels, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben. Er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, hat er Lust zu ihm; denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn!“ Desgleichen schmäheten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuzigt waren.

Wenn ein Arzt, die Türe einer Krankenstube hinter sich schließend, sagt, daß in wenig Stunden der Tod in die Leidensstube treten werde, dann wandelt sich der stille Raum zum Heiligtum. Da neigen sich die Trauernden zu letzten Grüßen liebender Verehrung über das todgeweihte Antlitz. Da ist es ihnen heilige Aufgabe, den Scheidenden auf seinem letzten Wege zu führen, hinein ins dunkle, tiefe Mysterium des Sterbens. Da wachen sie, um jeden Schatten mit mildem Liebeslichte zu verdrängen, und was sie noch leise untereinander sprechen, sind Worte inniger Erinnerung.

Als Jesu Tod beschlossen und das Todesurteil gefällt war, da fing man auch rings um ihn herum sich vor ihm zu neigen an, und einer nach dem andern rief in sein todgezeichnetes Antlitz: „Gegrüßet seist du!“ Da heißtt es buchstäblich, daß „sie ihn führten“, ja, nicht einzelne nur, eine ganze Stadt begleitete ihn. Da heißtt es, sie hütteten ihn und bewachten seine Sterbensnot, und was sie von ihm sagten, war der schlichteste und schönste Nachruf, den man einem Sterbenden schenken kann: „Er hat andern geholfen und seinem Gott vertraut.“

Und doch war alles so anders, so furchtbar anders, als es sonst bei großen Sterbenden geschieht. Wohl neigten sie sich vor ihm zu letzten Grüßen, aber der

Gruß der Huldigung war grausiger Zohn. Wohl führten sie ihn in die Sterbestunde, aber mit wüstem Schrei, ohne Mitgefühl. Wohl hüteten sie wachend seine Sterbestätte, aber teilten unterdessen mit unverhüllt schamloser Freude am Erben seine Kleider unter sich, würfelten um den ungenähnten Rock. Und die Worte der Anerkennung seines Gottvertrauens und Lebens für die andern, die harter, kalter Spott sein wollten, entglitten ihnen wider ihren Willen als hohes Lob. Sie hatten alle heiligen Sterbesitten verzerrt.

Aber nachdem jenes umspottete, verhönte Sterben zu Ende war, fing in der Welt ein Wundersames zu wirken an, eine Verwandlung geschah. Es wuchs eine Schar, wuchs endlos in die Jahrhunderte hinein, die wirklich jenen Sterbenden von Golgatha mit dem Gruß tiefster Beugung und Hingabe grüßte, wenn sie sang: „Gegrüßet seist du mir,” eine Gemeinde, die nichts Segensreicheres weiß, als ihn hineinzuführen in sein Sterben, die an dem Kreuze liebestille Wache hält und an dem Sohnesvertrauen und der Brudershilfe des Sterbenden von Golgatha zu neuem Leben genas. Das Kreuz hat eine ewige Bedeutung gewonnen, in eine tiefere und lebensvollere Beziehung zu ihm zu treten, ist jetzt das größte Erlebnis, der tiefste Gewinn eines Menschenlebens. Die Textesworte, die wir heute vernommen haben, die leiten besonders sprechend und hilfreich aus der Ferne und der Kreuzefremdheit in eine immer innigere Kreuzesnähe und Kreuzgemeinschaft. —

Die Geißelung war vollzogen. Die Dornenkrone ward in die Stirn gedrückt. Pilatus hatte den üblichen Befehl gerufen: „Voran, Todesvollstrecker, mach’ schnell mit dem Kreuz.“ Der Aufstieg nach der Schädelstätte begann. Und „er trug sein Kreuz“. Doch

schnitt es tief in den gegeißelten Rücken. Die sonst so lebensstarken Schultern, die Lasten ohne Maß auf sich genommen, waren der Ueberlast nicht mehr gewachsen. Es war zu viel, was Leib und Seele nur in dieser einen Nacht getragen. Er brach zusammen. Da wurde einer, der von ungefähr vom felde kam, ein Simon von Kyrene, gezwungen, das Kreuz nach Golgatha zu tragen. Und was das römische Militär verlangte, das hatte ohne Widerspruch zu geschehen. Der Weg dieses Simon war der Schar mit dem Gekreuzigten entgegen gegangen. Wider Absicht und Willen wurde er unter seine Sprache gezwungen.

Freunde, im Leben jedes Menschen gibt es nach der kindlichen, gefühlvollen Lebensperiode, die dem Kreuze ein gewisses rührendes und gerührtes Fühlen entgegenbringt, eine Zeit, da der innere Weg entgegen läuft, da man an Golgatha vorübergehen möchte. Das eigene Kreuz schon scheint in solcher Zeit eine peinliche Lebenshemmung, noch schwerer, lebensfeindlicher scheint die Sprache des Christuskreuzes zu sprechen. Der franke Hütten hat einst in Ehrlichkeit bekannt:

An hellen Tagen liebt in Hof und Saal
ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual.

Und der Dichter Martin Greif sagt in seinem Verszyklus unter dem Titel „Der Zweifler“:

Ernst hinab von hoher Wand
schaut ein Kreuz ins stille Land.
Jüngst vom Tal ich stieg hinauf,
plötzlich ragt es vor mir auf.
Will vorbei mit keckem Mut,
schnell doch fahr' ich an den Hüt;
Uebung noch aus alter Zeit
faßt mich in der Einsamkeit.

Der natürliche, lebensheitere Mensch empfindet ein verborgenes Unbehagen gegenüber der Predigt

vom Kreuz. Er läßt sich die Passion gefallen in Malerei, hoher Musik; aber die künstlos herbe, harte Wirklichkeit der Kreuzespredigt röhrt ihn peinlich an. Das Kreuz verkündigt einen Riß, der durch Schöpfung und Menschheit geht, eine Disharmonie, ist Anklage und unüberhörbar ernste Frage an die Seele. Die Predigt bürgerlicher Wohlgesinntheit, die Be trachtung über Lebenserfolg und Lebenstüchtigkeit, die Predigt ruhetiefer Harmonie mit dem Unendlichen, die weckt nicht Widerwillen, die geht auch christusfern Seelen ein; aber des Kreuzes scharfe Kan ten, die schneiden ein, die reden von Schuldverhaftung und von Sünde. Darum wird jeder in einer Zeit seines Lebens fragen: „Warum das düstere Bild und Wort vom Kreuz?“ und wird, wie Simon von Kyrene einst, einen Weg gehen, der dem Kreuz zuwiderläuft.

Aber manch einem geht es dann, wie es damals diesem Simon ging, als er vom feld herkam. Auf einmal, fast ohne daß er sich's versah, lag das harte Kreuz auf seinen Schultern, und nun war er plötzlich in lebendiger Beziehung zu diesem Kreuz, an dem er vor beigehen wollte. Wie es in seine Schultern schnitt, wie es seinen Rücken quälte, den Schweiß auspreßte und die Knie zitternd machte, da fühlte er sich diesem zum Tode verurteilten Jesu auf einmal seltsam verbunden. Er mußte immer wieder das ungeheuer Schwere ausdenken, das diesem Unglücklichen warte, und ob das auch in einem Verhältnis stehe zu dem, was man ihm als Schuld anrechnete. Er erlebte das Entsetzliche im Geist voraus, und vielleicht hat ihn etwas wie Dankbarkeit übernommen, daß er wenigstens das Kreuztragen abnehmen durfte.

Manch einem ist seither das Kreuz des Herrn, das ihm ein fremdes Bild gewesen, vertrauter und lebendiger worden, seitdem ihm selber ein Leidenskreuz auf

erlegt worden ist. Jener Hütten, der einst in hellen Tagen dies Bild nicht geliebt hatte, sieht es, seitdem er selber leidet, mit verwandelten Augen an:

Je länger ich's betrachte, wird die Last
mir abgenommen um die Hälfte fast,
Denn, statt des Linnen, leiden unser Zwei,
mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Und jener andere, den wir vorhin nannten, fängt, an einer Leidensstätte vorübergehend, auf einmal zu dem Kreuz zu beten an:

Spät im bleichen Mondenstrahl
geh' ich hin am Hospital.
Plötzlich zieht am hellen Tor
mir das Kreuz den Blick empor.
Unversehens stockt mein Schritt,
blick' ihn an, der für uns litt:
Aller Hilfe barer Held,
Sieger auf dem Leidensfeld,
der mit liebender Geduld
auf sich nahm der Menschen Schuld,
läß' in ihrer letzten Pein
alle dir befohlen sein!

Wie manchem, der durch harte Nächte, durch grause Einsamkeiten, durch trübes Unverständen werden hindurchgng, sind auf einmal die Umrisse des Kreuzes, früher so fremd, nun seltsam nah vor die Seele getreten, und er hat seine Segnungen zu ahnen begonnen. —

Aber man kann auch, ohne durch bittere Schickung dazu geleitet zu sein, sich freiwillig mit Geist und Gemüt unter das Kreuz Christi stellen und die Kreuzeschmerzen erfühlen. In Katholischen Andachtsbüchern wird der Leser und Beter aufs sorgfältigste angewiesen, wie er den Herrn im Geist auf seinem Passionsweg zu begleiten habe, wie er sich auf jeder Stufe hin-

abversenken solle in das Leiden des Herrn, was er sich denken und vorstellen müsse, um so ganz in das Mit-erleben und Mittragen seiner Leidensnot hineinzu-kommen. Das kann unzweifelhaft eine rührende Anteil-nahme und seelische Verbundenheit mit Christus wer-ken, kann das Herz fühlend machen auch für anderer Leid, für Kreuzträger nah und fern. Aber diese Ge-meinschaft mit dem Kreuz kann noch ganz im Gebiet des weichlich Gefühligen bleiben, in den Bezirken der Phantasie und der Gemütserregungen, kann leblos bleiben, ohne Wirkung für den inneren, sittlichen Men-schen, für das, worauf es ankommt: das Gewissen und den Willen.

Ja, da fängt das Leben an, wenn das Kreuz, statt nur die Gemütsregionen zu bewegen, ins Gewissen und Willensleben hineinzuschneiden beginnt. Eine nord-ländische Dichterin hat in einer ergreifenden Geschichte von einem Mann erzählt, der, obwohl er sonst von har-tem Herzen war, in rührender Liebe an seinem kleinen, kranken Mägdlein hing. Um es am Leben zu erhalten, machte er eine Wallfahrt, um dort vor den Leidens-stationen des Herrn seine dringliche Bitte vorzubringen. Aber, wie er sich da auf einmal in diese Leidensbil-der vertieft, da fesseln sie ihn so tief innerlich, daß er von einem zum andern gehen muß, ohne seine eigene Not vorbringen zu können. Er sieht den Herrn, wie Simon von Kyrene ihn sah, unter dem Kreuz zusam-menbrechen, und es ist ihm nicht mehr, wie so oft, ge-stammelte fromme Redensart, wenn er vor sich her sagt: „Die schwere Last meiner Sünde hat ihn zu Boden gedrückt.“ Er schaute den Berg hinauf; noch elf Leidensstationen, bis sie ihn ums Leben gebracht hat-ten, alle die steinernen Herzen. An denen hatte er sich gestoßen und immer wieder gestoßen, bis sie ihn zer-schmettert hatten, und man ihn bei der letzten Station

schließlich in das Felsengrab legte. Aber über seine Lippen drang nicht eine einzige Silbe von dem, warum er hergereist war. „Nein,“ dachte er, als er wieder unten am Hügel war, „hier kann man nichts von seinem eigenen Anliegen vorbringen, es wird da zu viel zu einem selbst gesagt.“

So ging es auch jenem Simon von Kyrene. Nachdem er sich mit Leib und Geist unter das Kreuz gebeugt hatte, bis sie droben waren, stand es auf einmal aufgerichtet auf Golgatha, unmittelbar vor seinem Blick. Da sah er ihm nun Auge in Auge in sein Angesicht, dem, für den er das Kreuz geschleppt hatte, sah ihn in seinem Schmerz, sah, wie sie ihm einen Trank reichen wollten, der ihm das Bewußtsein hätte lähmen sollen, den er zurückwies, weil er in ungetrübter Klarheit leiden wollte. Er erlebte staunend, wie dieser Gekreuzigte nicht seufzte, nicht stöhnte, nicht schmähte, während sein Blut die Nägel rötete. Und Simon von Kyrene mag die Macht und Kraft einer andern Welt geahnt haben. Er sah beim Kreuz die, die ihn hüteten, aber ihm mag aufgegangen sein, daß der wahre Hüter der am Kreuze war, zu dem die Jahrhunderte singen:

Erkenne mich, mein Hüter,
mein Hirte nimm mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
ist mir viel Gut's getan.

Sagten das nicht sogar die Spottenden von ihm? Ja, ob der, von dem sie nur sagen konnten, daß er Gott vertraut und andern geholfen, daß er sich den Sohn Gottes genannt, ob der nicht in Wahrheit der Gottessohn sei? Dann wäre dieser hölzerne Balken der Schande in Wahrheit der Steg und heilige Weg, der die Erde mit dem Himmel verbindet, die Brücke gebaut für die, die sich versöhnen lassen wollen mit Gott. Dies haben nachher durch alle Zeiten Unzählige er-

kannt und erlebt, als dieses Kreuz vor ihre Seele trat, erkannt das Dunkel der Sünde, die Lichtfeindlichkeit, die Nacht der Gottfremdheit, aus der es emporwuchs und an der sie selbst teilhaben, erkannt die ungeheure Kluft zwischen den Menschen und Gott, die nur überwunden werden konnte durch die große Kreuzesgnadentat von oben her. Ja, glaube, freund, es hilft dir wenig, daß du mit deiner Phantasie dich fühlend unter das Kreuz stellst, vor dir muß es stehen wie das allenthüllende und alldurchrichtende Gottesauge selber.

Aber noch mehr mag jenem Kreuzträger von Kyrene in jenen Stunden aufgegangen sein. Wie sehr auch seine Augen sich auf den Gekreuzigten in der Mitte sammelten, er mußte auch die beiden zur Rechten und zur Linken sehen; er hörte sie spotten. Sie kamen ja aus einer so nachtbesangenen Vergangenheit, daß sie dies Licht in ihrer Mitte nicht begreifen konnten. Sie ahnten nicht, daß dieser Gekreuzigte Jünger hatte, von denen einer begeistert gerufen: „Lasst uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben.“ Sie ahnten nicht, daß einige Jahre später ein gewaltiger Mann, der ins Morgenland und Abendland in unaussprechlicher Jesusinnigkeit die glühende Fackel der Christusliebe trug, das tiefste Geheimnis seines Lebens und den Grund all seiner Seligkeit enthüllte, als er ausrief: „Ich bin mit Christus gekreuzigt.“ Jener Simon mag das damals schon leise geahnt haben, daß dieser Christus wert sei, daß man mit ihm bis ins Sterben gehe, ihm nachfolge bis zum Kreuz, und daß das Leben erst eigentlich anfange, wenn man alles dahingegeben, alles Eigene ans Kreuz geschlagen habe. Wir schließen das aus der Tatsache, daß Simons Söhne Christen geworden sind, wie uns das Evangelium meldet, unzweifelhaft durch ihren Vater dahin geführt. Jene Christen des Anfangs wußten besser als wir, daß

nur die wirkliche Christen sind, die mit Christus gekreuzigt sind!

Ja, Freunde, nicht nur unter das Kreuz müssen wir uns in phantasievollem Mitgefühl stellen, auch nicht nur vor dem Kreuze lauschend stillstehen, an das Kreuz gehören wir, als Mitgekreuzigte, und an dem Kreuz muß unser alter Mensch sein Leben aushauchen.

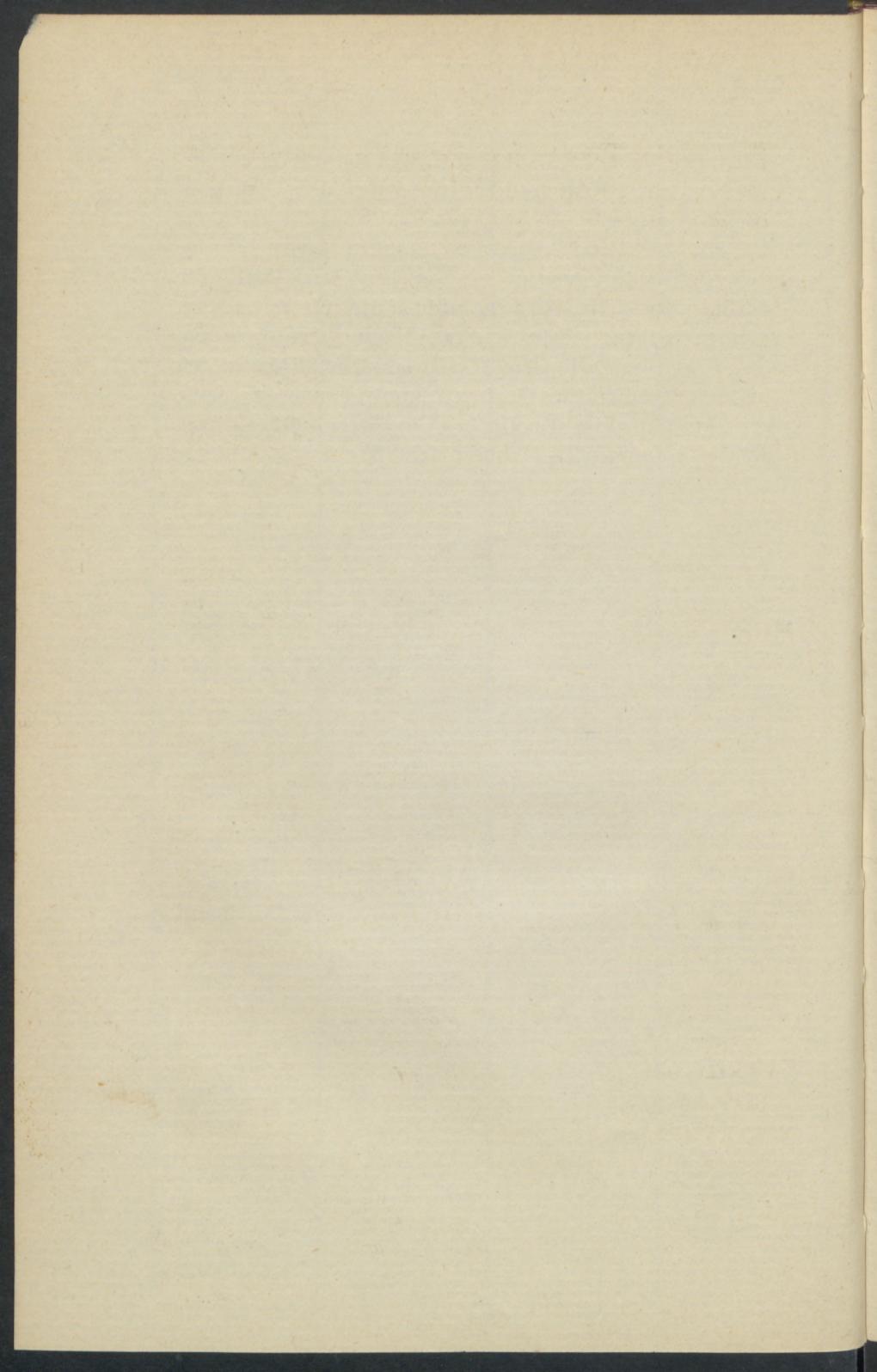
O, ich sage euch: Diese Worte gehen mir nicht leicht über die Lippen! Nichts Peinlicheres, als wenn Schwerstes, Herzstes, das das Letzte fordert, in glatter Rede mühelos über die Lippen quillt! Wer es versucht und immer wieder neu mit allem Ernstest will, sein erdenhaftes, weltgebundenes, eitles Ich verleugnen, dahingeben, kreuzigen, der weiß, was das kostet. Man kann es verstandesmäßig ganz erfassen, kann es in ergreifenden Passionsgesängen besingen, kann es dringlich wollen — und dennoch in der Wirklichkeit ihm beständig ausweichen. Wenn sogar der große, weltliche Dichter sagt, daß die Sehnsucht nach Leben nur erfüllt werde, wenn es durch das „Stirb und Werde“ hindurchgehe, warum lehnen wir, die wir doch diese Sehnsucht so tief in uns tragen, uns immer wieder gegen dieses Gesetz auf? „Ich sterbe täglich,“ konnte Paulus sagen, „wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesus an unserm Leib“ — darum war auch solch ein Leben in ihm. Wenn einmal unsere persönlichen Neigungen und Gelüste, Liebhabereien und Rechthabereien vom Kreuz durchstrichen sind, dann fängt die Seligkeit an, dann ist die Gewissheit der Gottesnähe, dann ist der heilige Friede und der Ausblick ins Gottesreich unser Teil.

Von einem Mitgekreuzigten ist noch der einzige Lichtstrahl ausgegangen, der Christus auf Golgatha traf. Und seine höchste Freude ist jetzt noch, wenn er

Menschen sieht, die, nachdem sie vor seinem Kreuz gestanden, als Mit-ihm-Gekreuzigte ihr altes Leben in den Tod geben.

O, daß auch wir mit Augustin sagen können: „Christi Zeichen tragen wir an der Stirn und wir schämen uns dieses Zeichens nicht, falls wir es auch im Herzen tragen. Sein Zeichen ist seine Erniedrigung. Am Stern haben ihn die Weisen aus dem Morgenland erkannt, es war dies Zeichen himmlisch und strahlend. Er aber hat nicht gewollt, daß ein Stern an der Stirn seiner Gläubigen sei, sondern sein Kreuz.“

Amen.



Er wird den Tod verschlingen ewiglich.

(Östern.)

Jesaias 25, 7 und 8: Er wird auf diesem Berge die Hülle wegtun, damit alle Völker verbüllt sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind. Er wird den Tod verschlingen ewiglich; und der Herr, Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen; denn der Herr hat's gesagt.

Er hatte mit seinen Seheraugen tiefer als andere in Wesen und Wege der Völker hineingeschaut. Mit wehem Staunen hatte der große Prophet, dessen Worte wir lassen, in der Nähe und in der Ferne gesehen, wie dumpf und dunkel sie ihre Wege gingen, wie sie heute, von finstern Trieben gejagt, sich aufeinander stürzten, um morgen wieder sich in kalter Berechnung zu verbünden, und wie sie wieder auseinanderfielen, um einer neuen, finstern Leidenschaft zu folgen, weil sie ohne ein heilig hohes, alles beherrschendes Ziel waren.

Da schenkte Gott dem Propheten ein herrliches Gesicht: Er sah im Geist an einem Tag der Zukunft die Völker wie in einer großen Wallfahrt nach Zion schreiten und sah, wie ihnen dort Gottes Hand die Decke von den Augen nahm. Nun sahen sie die dunklen Pfade, die sie geschritten, erkannten sich als Brüder,

die sich vorher als Feinde bekämpft, sahen den Weg, den Gott sie hatte führen wollen, einen Weg voll heiligen Lichts; denn die Hölle war von den Augen genommen.

Freunde, geht nicht auch unser Geschlecht dahin, wie wenn es eine Hölle vor den Augen trüge? So stehend, tappend, zielfremd, hoffnungsarm, wie lange keine Menschheit mehr geschritten ist? Das ist das seltsam Lastende, Beklemmende in unsren Tagen, daß vor den meisten kein Ziel mehr leuchtet, an das sie wagemutig glauben, daß sie keine lichtklare, heilige Linie mehr erkennen, die durch das Wirrsal dieser Zeit führt, daß, wenn sie heute vor eine neue, hohe Aufgabe für die Zukunft treten, sie morgen schon die Hände davon lassen, weil morgen schon sie an keine Zukunft mehr zu glauben vermögen.

Lang haben die einen in harmlos heiterem Optimismus sich vorwärts getastet. Es war, als ob durch die Binde, die sie um die Augen trugen, ihnen der Strahl eines nahen Lichtes scheine. Sie schritten ihm entgegen, glaubten immer, im nächsten Augenblick im Licht zu stehen, aber es blieb ihnen merkwürdig fern, wie lange sie auch schreiten mochten. Die Welt wurde nicht besser, wie sie einst zuversichtlich geglaubt. Ihr gutmütig kindlicher Lebensglaube bewährte sich nicht. Lang haben andere auf die Stimmen gehört, die ihnen im leidenschaftlich heißen Volksbeglückerton eine neue Menschheit, gerechteres, besseres Erdenglück verheißen. Einst waren sie davon begeistert übernommen. Jetzt wird es ihnen allgemach, als fehle diesen Verheißungen der Silberklang der Wahrheit und Gerechtigkeit, als glaubten diese Stimmen selbst nicht mehr, was sie verheißen. Sie können nicht mehr hoffen, daß solche leidenschaftverwirrte Hände Leben schaffen, das besser sein wird, als das vergangene war.

Ja, vielen gerade unter den Ernstten, Denkenden in unsren Tagen ist's, als lauschten sie schon dem Rauschen aus den Schlünden, denen die Menschheit entgegentreibt, als umflatterten sie schon von überall her die Sturmvögel, die den Untergang verkündigen, als hörten sie die schon brechenden Maste des untersinkenden Schiffes unseres Geschlechtes.

Freunde, ersehnt man da nicht aus tieffem Grunde die Möglichkeit, von einer erhabenen Höhe her hinauszuschauen, um zu erkennen, was Zukunft und Hoffnung der Menschheit sei, ob Leben oder Untergang? — Es gibt solch eine Höhe! Nie wäre die Menschheit in so ziellose Wege hineingeglitten, nie-mals so zukunftsarm und hoffnungs-fraß geworden, wenn sie diese heilige Höhe im Gedächtnis bewahrt hätte. Auf Zion sah der Prophet die Hülle von der Völker Augen schwinden; auf Zion, vor Jerusalems Toren, hat Gott in Jesu Tagen seine Verheißung erfüllt.

Vie war es dunkler, als an jenem Karfreitag, da Jesus starb. Da schien die Welt im Dunkel zu versinken, weil selbst das Heiligste von Sünderhänden erwürgt schien. Da lag die Hülle schauerlich dicht vor Menschenaugen, daß selbst die helle Gottheit wie ein Feind verstoßen ward.

Doch als dem Karfreitag Ostern folgte, geschah es, daß die Hülle von Menschenaugen genommen ward. Da sahen viele, wie die Schrift sagt, „in welchen sie gestochen hatten“, da erkannten sie, daß die Hülle, die ihnen ihre Augen verschloß, so daß sie den Herrn nicht erkennen könnten, aus Schuld gewoben war, daß aber Gott stärker ist als alle Menschensünde und die Erde nicht dem Bösen überlassen will und kann, weil es ja seine Erde ist.

Von jenem Auferstehungstage an ging es wie Frühling über eine hoffnungsarme Welt, die sterben wollte. Der Todeshauch des Lebensüberdrusses wich, wo diese Botschaft hinkam und geglaubt ward. Da fingen Menschen zu predigen, zu preisen, zu lieben, zu wirken, zu kämpfen an, von Gott gestärkt, dessen Stärke sie in der Auferstehung unwidersprechlich kennen gelernt: Das war die Kraft der Auferstehung.

Und wenn auch unsere Zeit aus ihrer Hoffnungsmattigkeit herausgerettet werden soll, aus ihrer Ziellosigkeit, aus ihrer Glaubensarmut, aus ihrer dunklen Bangigkeit vor dem Abgrund, dem sie unsere Welt entgegentreiben sieht, dann muß sie ganz neu aufhorchen auf die Botschaft von der Auferstehung. Wem Christi Auferstehung die Hülle von den Augen weggenommen, der verliert freilich den naiven Glauben an die menschliche Guttheit, die den Weg zum Licht schon endlich finden wird; er lernt tief demütig vom Menschen denken. Denn Ostern ist unlöslich mit dem Kreuz verbunden, das erschütternd wie nichts in der Welt kundtut, wohin die Menschen in ihrer eigenen Weisheit, unter ihrer eigenen finstern Führung treiben. Aber um so größer lehrt die Auferstehung von Gottes Kraft denken und öffnet darum leuchtende Horizonte. Denn als am Ostermorgen Christus sein Grab verließ, da gab er der Welt dadurch die Bürgschaft, daß sie einst völlig Gottes werde und ohne Sünde. Es ist nicht christusgemäß gedeutet, was von einem Auferstehungsbilde aus Michelangelos Hand jüngst Romain Rolland schrieb: „Er stürzt sich mit erhobenem Kopf und erhobenen Armen voll Leidenschaft gen Himmel. Zurückkehren zu Gott! Diese Welt, diese Menschen verlassen, die er keines Blickes würdigt, die blöde und entsetzt um seine Füße herumkriechen! Sich losreissen vom Ekel dieses Lebens, endlich, endlich.“

Nein, nein, er ging nicht mit dem Blick kaltstolzer Weltverachtung von den Menschen, nein, mit der Liebesverheißung, daß er wiederkommen werde, um sein Werk zu vollenden. Sie sollten unterdessen wachen, wirken, wie treue Haushalter, rastlos wache Knechte. Aber die Sünde töten in der Welt, — das wußte er, konnten sie nicht; das werde er einst tun am Ende. Wir wissen nicht wann, wir wissen nicht wie. Aber diese Hoffnung darf nicht schweigen auf unsern Kanzeln. Nur sie bewahrt den Blick vor müder Uferlosigkeit. Wir können uns nicht mehr abfinden mit dem Gedanken, daß alle Zukunft bis in fernste Weite ein Hin- und Herstreit zwischen Gut und Böse auf dieser Erde bis ans Ende bleibe. Wir hoffen auf sein Kommen, den Endsieg über die Sünde durch den Vollender.

An diese Hoffnung aber knüpfen wir die andere an, daß einst auch das Leid überwunden wird. Nur innerlich Blinde können sich der Tatsache verschließen, daß hienieden der Schuld auf allen Wegen unabtrennbar, wie ein Schatten, das Leid folgt. Uns alle hat dieser Schatten schon gestreift; vielleicht ist mehr als einem unter euch, als breite sich ihm das Leidensdunkel auf jeden Pfad. Es gibt wohl Zeiten, da uns die Welt wie eine helle Freudenoffenbarung vorkommt, da alle Mißklänge in ihr sich aufzulösen scheinen, da es wie ein Lied von Freude, von Schönheit und von Seligkeit durch die Welt tönt. Aber dann wieder kommen Zeiten, da uns fröstelt im Blick auf alles Leid in dieser Welt, da aus jeder Stimme geheimes Weh zu zittern scheint, da von allen Wänden Tränen zu rinnen scheinen, da es, wie das Weinen eines Kindes, durch alle Tage, alle Nächte klagt, da wir uns mithineingenommen fühlen in das Seufzen der Kreatur, von dem Paulus in jener geheimnisvoll ergreifenden Stelle*) spricht.

*) Römer 8, 18 — 23.

Zumal in diesen letzten Jahren ist über viele der Eindruck von dem Leid der Welt so drückend gekommen, daß sie im Blick auf eine spielende Rinderschar heimlich seufzen können: „Ach, daß euch der Jammer traf, in diese Welt eintreten zu müssen!“ Es scheuen sich viele unserer jungen Leute nicht, die alte Jobssklage nachzusprechen: „Verflucht der Tag, da ich geboren, die Nacht, die sprach, ein Sohn ist da“, und Alte danken, daß sich ihr Leben seinem Ende neigt, weil sie vor den Lasten zittern, die sie in der Zukunft wartend glauben.

Aber, meine Freunde, so düster und so leidenschaftlich können doch nur Augen schauen, die verlernt haben, in Gottes Pläne, Gottes Wort, Weg und Willen hineinzuschauen, die die Sendung und das Werk, das Sterben und das Auferstehen Christi aus dem Blick verloren. Ohne das mag man freilich glauben, daß die Wege dieser Welt in Tränen enden. Nun aber klingt der Ruf: „Gott sei gedankt, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.“ Ja, damals, als Christus gekreuzigt war, da schien es wohl, als sei das Leid das Ende aller Erdenwege und, je heiliger ein Leben, um so leidvoller sein Geschick. Aber der Ostermorgen hatte alles Leid aus des Erlösers Jügen weggewischt. Der Jünger Tränen wurden in jubelnde Freude verwandelt. Und wo seither Menschen in der Auferstehung Christi den Willen Gottes zum Licht, zum Sieg der Liebe und der Freude über das Leid erkannt, kommt eine Schar, die elend war, von Christus her mit neuem Freudenblitze.

Aber ganz werden in diesem Zeitlauf die Tränen nie aufhören. So lange wir in diesen Weltlauf eingeschlossen sind, wird die Natur mit ihrem Sturm und Beben, mit Frost und Glut, wird Krankheit, Sünde, Tod auch Tränen rufen. Die Auferstehung weist nach

einer Vollendung, da Gott einen neuen Himmel, eine neue Erde schaffen wird in vollkommener Harmonie. Dann, wenn der Herr die Sünde ganz besiegt und alle Schuld auswischen wird, dann wird er auch „abwischen alle Tränen von allen Angesichtern“. Wenn wir den Weinenden die Tränen abzuwischen suchen, dann pflegen sie meist noch reicher zu fließen; er muß es tun mit seinen heiligen Händen und er wird es tun. Darum versinkt unser Blick nicht im Leidesdunkel, sondern erhebt sich getröstet zum Vollender.

Im letzten Teil von Goethes Faust treten vier graue Gestalten auf und nennen sich mit Namen: „Ich heiße der Mangel. Ich heiße die Schuld. Ich heiße die Sorge. Ich heiße die Not.“ Sie scheinen noch einen zu vermissen, schauen in die ferne und rufen hohl, gespensthaft gedämpft: „Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod!“

Ja, Freunde, Schuld und Leid haben noch einen dunklen Bruder, der jedes Leben mit feierlichem Ernst umgibt: den Tod. In jungen Jahren kann man ihm vielleicht zeitweise weichmütig entgegenträumen, ihn einen Freund nennen, oder gar mit ihm spielen. Aber wer oft an Särgen stehen muß, wer heute Eltern über den Tod eines einzigen Kindes trösten und morgen Kinder zum offenen Grabe ihrer Mutter begleiten muß, der kann den Tod nicht mehr überspannt empfindsam mit süßen Namen nennen, der möchte am offenen Grabe, im qualvollsten Augenblick, da der Sarg heruntergelassen wird, am liebsten seine Stimme wandaln, weil ihm ist, als könnte sogar jedes Trostwort qualbringend an die Wunde greifen. Der versteht das alte Wort: „O Tod, wie bitter bist du“, und er begreift, daß die heilige Schrift in ihrer herben Rückternheit vom Tod als von „dem letzten Feinde“

spricht. Er gibt auch in unserer Zeit den Menschen immer mehr zu schaffen, der Bruder Tod. Man fängt zu fragen an: „Was nützt denn alles Wirken, alles Schaffen, wenn doch alles zum Vergehen und Sterben bestimmt ist? Was nützt alles Sehnen und Streben nach Vervollkommenung, nach persönlicher Vollendung, wenn zulegt, da man auf der höchsten Stufe stehen sollte, ein Grab aller Vollendung ein Ende bereitet?“ Man fängt nach Ewigkeit zu dürsten an. Die seltsamsten Lehren finden Eingang, wenn sie nur irgendwie diesen Glauben zu stützen versprechen. Gelehrte und Weltkinder kehren zu dieser Sehnsucht zurück; es ist ihnen, als spürten sie in ihrer Seele ein Leben, das über den Tod hinüberreicht. Sie sehen hier und dort bei Sterbenden, wie Geist und Seele hellwach und lebendig bleiben, während der Leib zerfällt. Sie erleben an Särgen Stunden, wie jener Vater, von dem Gerhard Hauptmann in einer ergreifenden Stelle schreibt; seinen Sohn hatte man ihm tot heimgebracht, und, während er Leuchter neben das Haupt des toten Sohnes aufstellt, spricht er die wundervollen Worte: „Ich habe den Tag über hier gesessen, ich habe gezeichnet, ich habe gemalt, ich habe auch seine Maske gegossen. Was jetzt auf seinem Gesichte liegt, das alles hat in ihm gelegen! Das fühlst' ich, das wußt' ich, das kannt' ich in ihm, und konnte ihn doch nicht heben, den Schatz. Nun hat ihn der Tod gehoben. Nun ist alles voll Klarheit um ihn her: das geht von ihm aus, von dem Antlitz, und ich buhle um dieses Licht, wie so ein trunksüchtiger Schmetterling.“

Aber was wir in unserer eigenen Brust spüren, was wir im Blick auf tote Gesichter, auf denen schon der Morgenglanz der Ewigkeit ruht, ahnen, das ist schon geschehen, das ist Wirklichkeit: das Leben hat über den Tod gesiegt, dem Tode ist die Macht genom-

men! Es ist durch Christus geschehen! In seinen Le-
benstagen schon ging es wie Sieg des Lebens durch die
Lande. Sein Auge blickte wie aus Ewigkeiten her, und
seine Hand schuf Leben. Und doch schien es, als ob der
Tod auch über das heiligste Leben seine unverlierbare
Gewalt ausübe. Aber Gott hat es nicht zugelassen,
„dass sein Heiliger die Verwesung schaue“. Das Grab
gab ihn wieder, das Leben schuf am Ostermorgen sein
herrlichstes Meisterwerk. Seither sind Menschen mit
leuchtenden Augen, wie Stephanus, gestorben, seither
haben Menschen mit Livingstone sprechen können:
„Der Tod ist ein glorreiches Ereignis für den, der zu
Jesus geht.“ Seither gibt es Menschen, die mitten im
Leben getrost dem Tod ins Auge schauen, und die bei
einer Leiche nimmermehr in kaltem, bleichem, gottver-
lassenem Heidenschmerze klagen; die unermüdlich wir-
ken, lieben, dulden, weil sie wissen, dass aus zeitlicher
Saat eine ewige Ernte reift, dass sie einst „voll er-
kennen, von Angesicht zu Angesicht schauen“ und ohne
Hemmung im ewigen Lichte leben können.

Aber wir können uns nicht damit begnügen zu bit-
ten und zu hoffen, „dass wir in den Himmel kommen“,
während die Welt ihr Todeslos endlos weiterträgt.
Das wunderbare Prophetenwort unseres Textes: „Er
wird den Tod verschlingen ewiglich“, weist hin auf das
letzte Buch der heiligen Schrift und das Bild der Vol-
lendung: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue
Erde . . . und der Tod wird nicht mehr sein.“

Erst dann hat der große Meister sein Werk voll-
endet, wenn auch der letzte Feind besiegt ist und er
eine neue, verklärte Erde geschaffen hat, in der kein
Tod mehr ist. Dann zittert in der Freude nicht mehr
die Angst vor nahendem Leid. Dann seufzt durch die
Schöpfung nicht mehr das wehe Lied des Vergehens.
Dann ist das Werk vollendet! Wollen wir diese hei-

lige Offenbarung der Christ nicht hinnehmen, um aus
ihrem Licht zu schöpfen für unsere Erdenfahrt? Wol-
len wir, ins Ungewisse starrend, mit jenem Dichter
unserer Tage fragen: „Wo sollen wir landen, wo trei-
ben wir hin, wir Kleinen, im Ungeheuren verlassen?
Der Himmel der Priester ist es nicht; das ist es nicht
und jenes ist es nicht. Aber was . . . , was wird es wohl
sein am Ende?“

O, selig, wer sich durch Christus die Seele mit
Hoffnung hat durchleuchten lassen auf eine Vollen-
dung und für sich selber den heiligen Trost im Herzen
trägt, der auf dem Grabstein Kierkegaards steht:

Noch eine kurze Zeit,
dann ist's gewonnen;
dann ist der ganze Streit
in nichts zerronnen;

dann darf ich laben mich
an Lebensbächen
und ewig, ewiglich
mit Jesu sprechen.

Amen.

Er hob die Hände auf und segnete sie.

(Himmelfahrt.)

Lukas 24, 50 — 53: Er führte sie aber hinaus gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf den Himmel. Sie aber beteten ihn an und kehrten wieder gen Jerusalem mit großer Freude; und waren allewege im Tempel, priesen und lobeten Gott.

Ein Bild des Abschieds ist vor unsern Geist getreten. Die letzten Worte des Lucasevangeliums, die wir soeben lasen, sind Kunde von einem großen Scheiden, von Trennung, Heimgang. „Warum in leuchtenden Frühlingstagen von Abschiednehmen und von Heimgang reden?“ fragt vielleicht euer Herz. „Das will so übel stimmen zu all dem Werden, Wachsen, zu all dem schwelrenden, knospenden, blühenden Leben.“ Ich weiß es auch, daß Trennung, Heimgang befremdender und weher Gegensatz zu Frühlingsseligkeiten ist, und dennoch wagen wir, heute von einem Heimgang zu reden, und zwar sogar vom Erdenabschied des Liebenswertesten, des Sonnenvollsten, des Unentbehrlichsten und Unersetzlichsten, der je unsere Erde berührt hat. Von Jesu Erdentrennung redet der heutige Tag. In jener Stunde, von der die kurzen Lucasworte sprechen, da schloß hienieden ein Leben, von dem man, wie von keinem andern sagen konnte, daß durch seinen Strahlenreichtum die Welt heller geworden, als sie vorher

war, daß, wo es hingedrungen, ein allerwärmender Strom der Liebe hingeflutet ist, daß es die Erde verplärt, den Himmel geöffnet hat. Und doch, wie seltsam, — da dieses heilige Leben von der Erde scheidet, ist's nicht, als wäre dieses Scheiden ganz nur vom Licht überströmt, von keinem Trauerflor umfangen, nein, nur von sonnigem Frieden? Wir sehen den Scheiden-den mit den Seinen in lebendiger, zukunftsroher und hoffnungsstarker Zwiesprache zum Gelberg schreiten, sehen ihn dort auf einmal die Hände heben, Hände, aus denen eine Flut von Segen auf die Zurückbleibenden niederkloß, ein Segen, in den all sein Lieben, Sehnen und Gebet für sie sich hineindrängte, sehen ihn auf einmal in Lichtgestalt ihren Augen ent-schwinden und sehen dann — nicht etwa Tränen fließen, Hände sich verzweifelt ineinander krampfen, — sondern mutige Gestalten, aufrecht, mit himmlisch frohen Augen, mit lobpreisenden, dankenden Lippen und Herzen, „mit großer Freude“, ja, großer Freude, sagt die Schrift, zurückkehren in die Welt, aus der er doch geschieden war. Das ist doch etwas eigenartiges und einzigartiges! O, daß dieses Lebens Ende den Menschen aller Zeiten unvergeßlich vor Augen stände!

Das Ende! — Der Gedanke ans Ende! — Rein Menschenleben gibt es, in welches dieser Gedanke nicht mehr als einmal als Sorge und Leid hineingedunkelt hat. Und viele sind, denen dieser Gedanke auf Schritt und Tritt gefolgt ist wie ein grauer Schatten; vielleicht als bange Furcht vor dem eigenen Ende, vielleicht als noch größere Angst vor der Trennung, dem Weggang geliebter, allernächster Menschen. Wer zählt die Stunden, in der eine Mutter schon vor dem Gedanken an die bloße Möglichkeit gezittert hat, ihr Kind hergeben zu müssen, da Kinder erschüttert an das furchtbare dachten, einmal die Mutter, den Vater ver-

lieren zu müssen. Drängt dieser Schatten sich oft nicht gerade in die Stunden, da die Liebe sich am allerstärksten fühlt? Ist es nicht ungezählte Male schon geschehen, daß Menschen sich vor allzu großer Liebe beinahe gefürchtet haben, weil sie sich ahnend sagten: „Wie muß das Scheiden werden, wenn man sich so liebt?“ Und wer es erst erfahren hat, das letzte Abschiednehmen von geliebten Menschen, der weiß, daß es in menschlicher Sprache kaum Worte gibt, um die Schmerzen und innern Schrecken zu schildern, die da ein weiches Herz zu leiden hat.

Freunde, wir wollen auch heute nicht versuchen, mit verklärenden Worten diese Schatten und Schmerzen aus der Welt zu reden. Wenn einmal, so erweist sich bei solchem Leide solcher Trost als hilflos, ja grausam. Aber das fragen wir: Kann Gott, der das Scheiden als ein Naturgesetz in seinen Weltplan aufgenommen, es als ein Gesetz namenlosen Leides geschaffen haben? Wenn seine Seele doch die Liebe ist, so kann sie damit nicht bitterste, peinigendste Schmerzen gemeint haben! Ja — hier, wo wir seinen Sohn von der Erde Abschied nehmen sehen, da ist's, als wollte Gott der Menschheit offenbaren: „Siehe, so ist das Scheiden nach meinem Herzen; nehmt es zu Herzen und vergeßt es nie!“

„Er hob die Hände auf und segnete sie,“ so heißt es vom Abschied des Meisters Jesus von den Seinen. Das sollte nach Gottes Willen jedes Lebensende, jedes Scheiden sein: ein Segnen der Zurückbleibenden. Das Leben schon soll ja ein Segnen der Brüder sein, dann aber wird es in erhöhtem Maße das Lebensende. O, sagen wir es uns auch immer wieder, daß unseres Lebens Inhalt darin bestehen soll, ein Segen für die Welt zu sein? Ist unsere Seele einmal bis tief hinein von der göttlichen Gewißheit befeuert worden, die in dem wun-

der vollen Schriftwort liegt: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.“ Haben wir uns von Gott so bis ins Innerste hinein segnen lassen, daß wir nun, ohne daß wir es wissen, als Boten des Friedens wirken, als Gottesgrüße, als Rufe zu ihm, und die Menschen für reinere Gefilde werben, in heiligere Sehnsucht locken? Wenn Menschen in ihren Erdentagen diese ihre Aufgabe erfaßt und ihr gelebt haben, dann schenken sie diese Gabe noch am Ende. Ja, alles, was sich an Friede, an Licht, an Ewigkeit in einem Menschenleben angesammelt, das strahlt in gesammelter Kraft am Ende, beim letzten Abschied aus, wie bei der strahlenden Sonne alle Strahlen sich einigen, um einen glutschönen, den ganzen Himmel segnenden Endeindruck zu schaffen. Nicht jeder Scheidende zwar kann die Seinen bis ins Ende hineingleiten und segnend die Hände heben, wie Jesus. Oft ist der Geist verwirrt, und sterbensmatt die Hand, aber wenn er ein Mensch des Segens gewesen ist, so sammelt dennoch sein Ende alle Licht- und Liebeserinnerung des schwindenden Lebens zu unvergänglicher Segnung. Das ist das Bitterste bei einem Lebensende, wenn man sich angesichts des Scheidenden sagen muß, daß durch seinen Weggang die Welt nicht kälter wird, die Kämpferschar, die für das Gute ficht, kein Glied verliert, kein Herz sich nachher ärmer und lichtloser dünkt, wenn schon am gleichen Abend kein Auge mehr weint. Aber je schwerer die Trennung, je bitterer der Verlust, um so zuversichtlicher kann ein Herz sich sagen: desto größer wird der Segen sein, der uns zurückbleibt. Ist nicht gerade die Scheidestunde einer geliebten Mutter, eines edlen Vaters für viele Kinder in ganz besonderer Weise ein Weckruf gewesen, die große Entscheidung zum Guten, eine Seelenbehütung bis an das Ende? Rein Edler ist von der Welt gegangen, ohne daß er einen Segen hin-

terlassen, der ohne Ende weiterwirkt, ja, oft kann seine Segenskraft in ihrer ganzen Reinheit und Unmittelbarkeit erst wirken, wenn er nicht mehr unter den Lebenden ist.

Als die Tochter des großen russischen Schriftstellers Dostojewski die Lebensgeschichte ihres edlen und frommen Vaters zu Ende geschrieben, setzte sie an den Schluß die Worte: „Mein Vater war nicht tot. Er kam später zu mir zurück, als ich größer wurde und seine Werke zu erforschen begann. Er kehrte zurück und hat mich nicht mehr verlassen: in Augenblicken des Kummers, des Unglücks hält er sich so nahe bei mir, daß ich glaube, ihn mit der Hand berühren zu können. Dank seiner lieben Gegenwart habe ich niemals in meinem Leben Angst gehabt. Ich wußte, daß mein Vater über mir wachte, daß er für mich bei Gott Fürsprache einlegte. Ich habe oft meines Vaters gedacht, als ich dieses Buch schrieb; ich bat ihn, mich in meinem Werk zu leiten, mich zu inspirieren, mich besonders zu hindern, Dinge zu sagen, die ihm missfallen könnten. Ich hoffe, daß er mein Gebet gehört hat.“

Freunde, so wunderbar kann ein verewigter Vater segnen, und wie oft gehen mir die Worte durch den Sinn, die ein edler holländischer Arzt und Menschenfreund nach dem Sterben seines Sohnes geschrieben: „So lag er still, den Mund geschlossen, die Hände gefaltet, die Augen weit offen, strahlend vor Glück. Die Augen ließen sich nicht schließen, und der Ausdruck der Verherrlichung blieb, so lange wir ihn sahen. Wir konnten nicht bedrückt sein und nicht Trauer bezeugen. Wir hatten gesehen, wie die Seele den Leib verließ, gleich wie der Schmetterling der leeren Hülle entschlüpft. Er war nicht bewußtlos, er ist mit vollem Bewußtsein hinübergeglitten in ein neues, herrliches Bestehen, worin er Schönheiten sah und hörte, die uns

verborgen sind. Wir hatten gesehen, daß er nicht einschließt, sondern erwachte. Wir konnten nicht betrübt sein. Es war ein feierlicher Friede in unsren Herzen. Der Glanz von seiner Verherrlichung war auf uns zurückgestrahlt."

So innig, meine Freunde, kann sogar das Scheiden eines Menschen segnen, der schon im Anfang seines Lebens abberufen worden ist. Am unwidersprechlichsten und herzlichsten tut diesen Segen aber das Scheiden Jesu kund. Nicht matter, glutloser, irdischer wurden seine Jünger mit jedem Jahr, nein, stärker, glühender, heiliger mit jedem Tag. O, glauben wir an diesen Scheidesegen und hüllen wir uns hinein beim Abschiednehmen geliebter Menschen!

„Und es geschah,” so heißt es weiter, „da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf gen Himmel“. In wundersamer, unerklärbarer Weise erlebten die Jünger, daß ihr Meister zu Gott zurückging in die himmlische Welt. Diese Gewissheit vor allem war es, die ihre Seele mit heiliger Getrosttheit füllte. Sie wußten einen Himmel und wußten, — denn der Meister hatte es ihnen verheißen, — daß sie einst seine Stimme hören und ihm nach in die himmlische Heimat eingehen dürfen. Nur dort scheidet man in Getrosttheit von Verewigten, wo solche Zuversicht lebt. Wir kommen von einer Zeit her, da die Menschheit dieser Himmelsgewissheit der Apostel oft genug mit kühlter Ablehnung, ja zuweilen gar mit frechem Spott gegenüberstand. Wie hatte das vergangene Geschlecht sich dem Himmelsgedanken entfremdet; und gar noch gerühmt hat es sich, daß es den Himmel droben ausgelöscht und verloren, daß es ihn, wie es sagte, auf die Erde herniedergerissen habe. Es konnte nur ein seelenarmes Geschlecht sein, das sich dessen zu rühmen wagte, ein Geschlecht, in dem wirklich, wie die Schrift sagt, „die

Liebe in vielen erkaltet" war. Denn die Liebe wird nie, kann nie, kann ganz unmöglich den Himmelsgedanken überlegen von sich weisen. Sie wird, sie muß immer wieder von Gräbern her sehnend und hoffend aufwärts schauen. Denn es bleibt etwas Erschütterndes — gerade in solchen leuchtenden Tagen, da süßer Frühling auf der Erde spielt — geliebte Menschen in die dunkle Tiefe zu hetten, wenn man sich nicht sagen kann, daß ja nur die vergängliche Hülle dort im Dunkel ruht, die Seele sich schon in Gottes Arm hinaufgeschwungen — so wie wir in winterlichen Tagen vor Jammer geradezu geschüttelt werden, wenn wir teure Tote in die eisig kalte Erde legen und uns nicht sagen dürfen, daß ihr unvergänglicher Teil schon eingegangen ist in die ewige Liebe. Und, wenn man draußen beim Krematorium, wo man mit Weh den Sarg eines teuren Toten hinter den Blumen versinken sah, wenige Minuten nachher schon den Rauch aus dem Kamin steigen sieht, den Rauch des Feuers, der das heiße und doch so kalte, erbarmungslose Werk vollzieht, geliebte Augen, teure Hände, ein liebedurchglühtes Herz zu Staub zu vernichten, dann muß doch, wo Liebe lebt, der Himmelsgedanke durch die Seele blitzen.

O, sie fragen wieder nach dem Himmel, viele, viele in unserer Zeit, die es einst nicht getan! Auf fremdartigsten Wegen suchen sie der Himmelsgewißheit näher zu rücken. Einige machen sich freilich den Weg dahin verwunderlich schwer. Aber es ist auch kein Kinderleichtes für Menschen unserer Tage, der Ewigkeit gewiß zu werden; das Vergängliche, Wandelbare, unsäglich rastlos sich Wandelnde drängt sich zu wüchtig allen Sinnen auf, das ganze Drängen, Treiben, Wollen war zu himmelfremd geworden. Ja, es verlangt etwas, zur Himmelsgewißheit zu gelangen; nichts Großes fällt mühelig in den Schoß. Den Jün-

gern war der Himmel gewiß, eben weil sie Jünger waren, Nachfolger des Herrn. Wir kommen zu gleicher Ewigkeitszuversicht auch nur auf Jüngerwegen, in der Nachfolge Jesu; und man kann nicht in den Fußstapfen Jesu schreiten, ohne in Himmelsglauben hineinzudringen; denn diese Fußstapfen leiten höhenwärts. Von Jesu Füßen und von Jesu Augen gilt in vollendetem Weise, was Gerhart Hauptmann die Engel in Hanneles Himmelfahrt sagen läßt:

Es leuchtet von unseren Füßen
der grüne Schein unsrer Heimat;
es blitzt im Grund unsrer Augen
die Zinnen der ewigen Stadt.

Darum, Freunde, wird keiner im Lichtschein dieser Augen schreiten und in den Spuren dieser Füße, ohne dem stillen Glanz der Zinnen ewiger Stadt im Glauben von Jahr zu Jahr näher zu kommen.

Sollen wir uns da wundern, daß es von den Jesusjüngern heißt: „Sie aber beteten ihn an undkehrten wieder gen Jerusalem mit großer Freude?“ Sie hatten in den Himmel hineingesehen, sie wußten Jesus zur Rechten des Vaters, wußten ihn gegenwärtig unter ihnen bis an der Welt Ende. Dies heilige Wissen trugen sie allüberall mit sich, es tröstete ihr Erdenleiden, es stärkte sie im Kampf, es mehrte und verklärte ihre Freude. O, daß wir das lebendiger in der Erinnerung behielten, daß einst Jesu Jünger vom Scheiden ihres Herrn „mit großer Freude,“ größer Freude zurückgekehrt sind, weil der Blick in den Himmel, der Gedanke der einstigen Rückkehr zum Herrn sie über allen Scheideschmerz hinaushob. „Freude“ wollen wir ja nicht verlangen, wenn wir von geliebten Menschen scheiden müssen; das hieße die vollkommene Unmöglichkeit von uns fordern. Wir ha-

ben nun einmal nicht das starke Herz der Heilandsjünger; wir haben die Welt nicht so überwunden, wir leben nicht dermaßen in der Ewigkeit wie sie. Aber wenn auch nur ein Teil von der Himmelsgewissheit der Jesusjünger in uns wohnte, wir wären in Abschiedsstunden viel stärker, zuversichtlicher, getroster und hochgemuter.

Ja, hier und dort schreiten auch unter uns Menschen, die wohl aus Abschiedsschmerzen kommen und doch allmählich zu einer nie vorher gekannten Freude erblühen, weil ihr Seelenauge durch das Scheiden geliebter Menschen so sehr nach oben gelenkt worden ist, daß sie schon in der heiligen Vorfreude der Ewigkeiten ihre Wege gehen. Es sind die Menschen, die die Bitternisse nicht mehr verwirren, die Pfeile des Argen nicht mehr verwunden, die Menschen, denen man anspürt, daß ihre reine, ruhevolle Stirn schon von dem Hauch eines fernen, heiligen Gestades umfächelt wird, Menschen, deren Seele — wie es von Novalis heißt — „mit sehnendem Flügelschlag nach einer heiligen Rüste strebt“. Dennoch verlieren sie sich nicht in einer unsichtbaren Welt; es gilt auch von ihnen, was von den Jesusjüngern am Ende unseres Textes so herrlich gesagt wird: „Sie kehrten heim mit großer Freude, priesen und lobten Gott.“ Ja, nicht einen Tag vergessen die Jünger ihres hohen Berufes, ein Gotteslob, ein Gottespreis zu sein vor den Augen und Ohren aller, die noch ferne sind von Gott, die den Heiland noch nicht kennen, nicht wissen, daß des Lebens Sinn der ist, für Gottes Reich zu leben. Der Meister hatte es zu tief in ihre Herzen ge graben, als daß sie es hätten vergessen können: Laßt alles müde Träumen! Wirket so lange es Tag ist! Verherrlicht mich!

Vergessen auch wir es nicht, Freunde!

Der Dichter Schüler erzählt in einem ergreifenden Gedicht, wie er eines Tages einen Waldweg entlang geschritten mit einem namenlos schweren Herzen, daß alles wie Berge auf ihn niederfiel, und er vor Jammer kaum mehr schreiten konnte, so daß er am Wegsaume bitter weinend niedersank und mit erstickter Stimme seine tote Mutter gerufen habe.

Da kam's wie Hauchen, das aus Rosen geht,
wie Hirten singen durch die Sonntagsstille,
und eine Hand legt sich mir auf das Haupt,
so wundersam wie mutterliebe Hände. —

Ich wandte mich; und vor mir stand ein Mann,
ein wundersamer, schöner, stiller Mann.

Ich mußte aufsteh'n, seine Augen sehen, —
und, selig schauernd, wußt' ich: Jesus ist's.

Da habe Jesus seine Hand erfaßt und ihn weit hin geführt bis zu dem Grab der Mutter, wo seine Stimme klar gerufen:

„Mein Vater, höre mich, daß dieser hier
dein Licht mag sehn und seine Seele stillen.“

Auf einmal habe ihn ein strahlend Licht umflammt, ein blühend Himmelwunder von Licht und Farbe und Leben, so daß er seine Augen schließen mußte.

Und Jesus sprach: „Geh' hin mein Bruder, geh'
und werde reif, daß du mein Licht erträgst,
den Tod verstehst und nicht mehr töricht weinst,
den Toten lebst und sie lebendig machst.“

Amen.

Heiligender Geist.

(Pfingsten.)

Johannes 3, 6: Was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Manch eine Predigt, die aus der Pfingstzeit klang, ist früher mit dem Gedanken eingeleitet worden, daß die Botschaft der Pfingstzeit unserm Geiste erstaunlich fremd geworden sei, daß keine Festzeit weniger als sie begriffen werde. Und solcher Predigtbeginn sprach Wirklichkeiten aus. Das Fest des Geisteswehens verwandelte sich unmerklich für unser Geschlecht zum Fest des lebenweckenden Frühlingswehens. Die Himmelsstrahlen, die die Maienerde grüßten, wurden verstanden, aber die Feuerstrahlen auf dem Haupt der Jünger, die am Pfingstag im Tempel zu Jerusalem harrten, blieben fremde Zeichen. Die Stimmen des erwachten Lebens in Busch und Baum, in Gras und Korn berückten das Ohr, aber die Stimmen geistergriffener Jünger, die in Jerusalem in allen Jungen Heiligstes verkündigten, blieben fremdartig mutende Erinnerung. Der Geist unseres Geschlechts wollte sich nicht mehr in jene wunderartige Geistesgeschichte des Anfangs finden.

Ich glaube, wir sind ihr jetzt wieder näher gerückt. Wir haben erlebt, wie ein Geist der Tiefe, ein verworrender, franker, vernichtender Geist auf einmal die Menschheit übernehmen konnte, so daß sie nicht mehr sie selbst war, nein, wie von fremder Ein-

wohnung gequält, besessen schien. Da brach das fragen auf: ob nicht, wie der Geist der Tiefe, einmal der Geist der Höhe von unserer armen Menschheit Besitz ergreifen und sie verwandeln und beherrschen könnte. Wir haben erlebt, wie keiner mehr die GeistesSprache des andern verstand, und da erwachte die Sehnsucht, daß einmal wieder eine große Weltenstunde kommen möchte, da Ferne, fremdgewordene sich wieder in einer LiebesSprache finden, die jeder begreift und die jeden segnet. Es ist möglich, daß diese Hoffnung, dies Verlangen immer dringlicher wird, ja, es ist möglich, daß einmal gerade das unverstandene Pfingstfest zum großen Fest der Sehnsucht wird, zur Zeit der allerdrängendsten Gebete, des innigsten Flehens für eine neue Durchgeistung, für neue Himmelstaten. Mir ist, wir seien unterwegs zu solcher Zeit.

Auf jeden Fall sind jetzt vereinzelte unter uns, von denen ich gewiß bin, daß ihnen die Geschichte von einer Geistesausgießung von Jahr zu Jahr immer näher gerückt und das Erlebnis der Pfingstjünger immer sehnsuchtwckender und größer worden ist.

Nicht wahr, mein Freund, du kennst sie auch, die geradezu unwiderstehliche Sehnsucht, einmal ganz und gar, einmal für immer von einem Geist ergriffen und dauernd geleitet zu werden, der fortan deinem Wesen Richtung, und zwar eine heilige Richtung gäbe, aus der du nicht mehr herausgerissen werden kannst, kennst die Sehnsucht der Stunden, da das Innere förmlich schreit: „O, daß einmal ein Feuer führe auch in mich, das wegzehrt, was ich immer vergeblich aus meinem Innern zu bannen suchte, daß einmal ein Windstoß der Unwiderstehlichkeit die trägen Räder meines Wesens packte und sie in lebensstarke Bewegung stieße, daß einmal all die sich widersprechenden, verworrenen Geister meines Inneren verdrängt wür-

den von einem einzigen, allbestimmenden, klaren, ziel-sicherer Geist, daß einmal meine Stimme leiten, helfen könnte, müßte, weil aus ihr mit unmifverständlicher, klarer Kraft ein Geist spricht, der nicht von dieser Welt." Kennst du sie nicht auch, diese Sehnsucht? Dann schüttelst du nicht mehr in Ueberlegenheit den Kopf, auch wenn Menschen mit seltsamer Gebärde und Sprache den Geist der Pfingsten herabflehen. Du weißt dann, wie und warum solch Flehen aufbricht.

Freunde, sie fangen wieder nach dem Geist zu fragen an, die Menschen. Sie sind der dumpfen Sprache des Stoffes müde. Die drückenden Wuchten und die dunklen Orgien des Fleisches fangen viele zu ekeln an. Sie schauen empor aus Sorge und Sünde nach etwas, das rein und frei über dem Erdenhaften webt. Es ist begreiflich, daß sie den Geist zuerst draußen suchen, unter dem weiten Himmel. Sie finden ihn nicht im Staub und Geklingel der Straße, sie finden ihn nicht vor den grellen, dreisten Lichtern der Schaufenster und nicht im Farbenrausch der Menschenkleider. Sie wollen ihn in der Stille suchen. Und manchmal ist es ihnen, als sei er da, es ist ihnen, als fögen sie ihn aus Wind und Wolken, als ströme er aus Sonnenwegen und aus Sternenaugen nieder, als ob alles um uns durchgeistet sei. O, wirklich kann es einem manchmal sein, als ob man vom Geruch der warmen Frühlingserde, vom Duft der Matten, vom Hauch der Rosen wie vom Geist umfangen werde. Da fühlt man sich selbst wie ein Blatt am großen, grünen Weltenbaum, fühlt sich als Ton im großen Weltenlied und glaubt, befreit im Geist zu stehen, von einem Geist von oben getragen zu sein. — Aber der Geist, den wir brauchen, ist ein anderer Geist. Es gibt Menschen und Völker, die ganz in der Stille der Felder gelebt und dennoch ganz und gar unerlöst geblieben sind. Der Geist, den

die Jünger empfingen, ist nicht aus dampfenden Feldern zu ihnen emporgestiegen, nein, er stieg herab, von oben stieg er. Iwar höre ich sagen: „Schmäh' mir die Erde nicht und ihren Geist, bleib' nur diesen Geistern gehorsam und treu, wahrhaftig, sie sind rein genug, was willst du Höheres?“ Und doch, freunde, sagen wir: Den Geist, den wir brauchen, erwarten wir nicht aus Wind und Wolken, aus Sonnenglanz und wogenden feldern. Als vor den suchenden Faust der Erdgeist trat, da rief Faust wohl begeistert aus:

Du Geist der Erde bist mir näher,
schon fühl' ich meine Kräfte höher,
schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
mit Stürmen mich herumzuschlagen
und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Aber schon als sein trockener Diener in seine Stube trat, war dieser Geist von ihm gewichen, er hatte ihn nicht für das Leben zu fesseln und ihn zu heiligen vermocht; er hatte ihn sehnfützig und arm zurückgelassen. Und immer wieder erleben wir, wie Menschen das Lied der Natur in hinreißenden Tönen zu singen verstehen und zugleich innerlich gebundene, unerlöste Menschen sein können. —

Es suchen jetzt viele den Geist in der Welt der Kunst. Sie sagen: dort spricht er ja unmittelbar. Denn was die Hand dieser Künstler schuf, ist Frucht besonderer Begnadigung durch den Geist. Aber vor vielen Bildern spüren wir, daß alles andre eher als Geist von oben an ihnen schöpferisch war. Die dunklen Untergründe führen in vielen Werken gerade gegenwärtiger Kunst die Sprache. Wie viele Werke sind wie ein Ruf nach Befreiung, nach wahrer Begeistung, nach reiner Kraft. Und wie viele, die im Gruß des

Genius' ihres Lebens Inhalt suchten und zu finden glaubten, haben uns durch die armen Gebundenheiten ihres Lebens, die schwere Sprache der Schuld wehtuend wissen lassen, daß die Genien den Geist von oben nie ersetzen.

Ich staune manchmal auch darüber, wie wenig selbst der Geist, der aus der hohen Gabe der Musik spricht, zu reinigen und zu verwandeln vermag. Begreiflich ist es ja wohl ganz und gar, wenn Menschen, die die harte Täglichkeit müde gemacht, die das Leben bestaubt hat, rufen: „Wir brauchen Hände, die nach oben ziehen; Dank euch, ihr Geister der Musik, daß ihr uns emporhebt in eine reinere Welt, daß wir durch eure Töne gelöst und hinübergetragen werden in heiliges Land.“ Aber, wie befremdend und umfasslich, daß dieser Geist so eilig aus den Höhen herniederstürzen läßt! Da singen sie von tiefsten Gottgeheimnissen, singen vom Mysterium des Erlöserstrebens in feierlicher Messmusik, können die Hörer mit sich bis Golgatha führen — und wenige Stunden nachher sammeln sich die, deren Geistesschritt eben noch zu höchstem Heiligtum gewandelt, zu fröhlichem Tanz, und denen, in deren Ohr vielleicht noch die heiligen Klänge eines Requiem liegen, ist der Klang der Tanzgeige gut genug.

Freunde, es lebt ja wohl in dem allem Geist. Aber etwas fehlt: der Hauch, der Klang, auf den alles ankommt.

Es war in einer großen Stunde großer Vergangenheit, als einer im Tempel von Jerusalem eine erhabene Erscheinung Gottes sah. Er sah den Herrn auf hohem Thron, sah seines Kleides Saum den Tempel füllen, sah geheimnisvolle Gestalten über ihm, mit Flügeln, die zum Zeichen tiefer Ehrfurcht die Augen und die Füße deckten. Da wurden des Propheten Au-

gen brennend von dem Anblick, seine Lippen glühten, ein Wehgefühl wie von Schuld durchdrang ihn. Er hatte einen Ruf vernommen, der ergreifend bestätigte, was seine Augen und seine Seele fühlten: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr!“ Erst als eine dieser Seraphengestalten mit reiner Kohle vom Altar seine Lippen entföhnte, war seine Seele frei und bereit zu Gottes Dienst. Fortan war er zum höchsten Beruf begnadigt, denn was nun in ihm war, war anders als jeder Geist, der sonst auf ihn gewirkt, ein Geist, der das Innerste heiligte und weihte, war Geist des Heiligsten, war heiligender Geist. — Das war es, was die Menschen vor allem in Jesu Nähe fühlten.

Wo Gerhart Hauptmann in Sanneles Himmelfahrt den „Fremden“, der kein anderer als Jesus ist, milde und still zum armen, sterbenden Mädchen treten läßt, läßt er ihn zu dem Kinde sagen: „Wer bin ich? Du! Wenn' meinen Namen!“ Und ehrfürchtig zitternd haucht sie: „Heilig! Heilig! Dein Kleid ist makellos, ich bin voll Schmach.“ Nun aber kann er zu ihr sagen: „So nehme ich alle Niedrigkeit von dir, so bedecke ich deine Augen mit ewigem Licht. Fasset in euch den ewigen Tag! So beschenke ich dein Ohr, so löse ich deine stammelnde Zunge.“

Ja, Freunde, so sind in seinen Tagen in seiner Nähe die Schleier gefallen, mit denen Menschen ihre Gebrechen verbargen, sind Masken gesunken, ist Täuschung und Trug in vielen Seelen gewichen. Sie spürten in ihm einen Geist, der vollkommen anders als der ihre war. Die Geistesfunken, die von seinen Lippen sprühten, die Geistesstrahlen, die aus seinen Augen glühten, die ganze Weihe seines Lebens ließ sie rufen: „Du bist der Heilige Gottes.“ Und es kam vor, daß sie sein Nahsein nicht aushielten und flehten: „Geh' von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.“

Es geschah, daß der Widerstand immer eiliger seine Heerschar rüstete, weil er das Gericht dieses Geistes nicht ertrug.

Und doch war es gerade dieser Geist, dieser herbe, allenthüllende und allverandelnde, den die Apostel am sehnlichsten begehrten, was sie als höchste Gabe Tag und Nacht erflehten. Und als er über sie kam, da spürten sie, daß nun etwas in ihnen wohne, was sie vorher nicht besessen. Es waren nicht schöne Stimmungen, die aus ihren Seelengründen wie Düfte aus stillen Blumenbeeten aufstiegen, nein, es war eine starke, kraftvolle Realität von oben her, als die dieser Geist über sie gekommen. Es war auch nicht eine gesteigerte Stimmung, Begeisterung, es war auch nicht ein Aufklingen lang verstumpter Lieder in ihrer Tiefe, nein, eine neue Beschenkung, eine neue, hohe Gabe. Drum ward der Geist früh als „creator“, als Schöpfergeist gepriesen. Sie spürten dies in tiefer Demut, verspürten es als hohe Verantwortung, sie fühlten es als heiligen Drang. Sie wußten: es war etwas von oben her in ihnen geboren worden und erkannten, daß erst ist Geist. Darum sind sie nicht als schöne Geister und nicht vor allem als kluge Geister und nicht als weise Organisatorengeister in die Welt hinausgegangen, sondern als Geheiligte, als Werkzeuge des heiligen Geistes, und haben als solche die Welt erneut.

Es meinen heute viele, wenn sie vom heiligen Geiste hören, als handle es sich um etwas seltsam Erdenfremdes, mit dem das ganze wirre Gebiet der Schwärmerei in leidvoll naher Beziehung stehe. In Wirklichkeit bedeutet der heilige Geist das gerade Gegen teil davon. Hört, wie lichtvoll und klar der Apostel von ihm spricht: „Es ist der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht.“ Ja, etwas Urgesundes ist die-

ser Geist, kein trüber Dunst, der aus sumpfigen Gründen steigt, nein, mit dem Wind vergleicht ihn einmal der Herr, und das Feuer ist sein Sinnbild, Elemente gesündestrer Stärke. Er rüttelt wie nichts anderes auf aus aller trägen Sentimentalität, er treibt zum Kampf und wird ein Schwert genannt, ein Schwert, das alle unlauteren Verbindungen in uns zerschneidet, er lässt nichts Moderndes in uns zu, denn er ist der Geist, der lebendig macht. Er treibt zu Taten und tut selber an uns die beste Tat, er macht uns stark am inwendigen Menschen, tut es als ruhig stetiges Werk, nicht überstürzt und ungeduldig, denn er ist Geist vom ewigen Geist, der Zeit hat.

Wo dieser Geist ein Herz erfasst hat, da erst ist es zur rechten Liebe erwacht. Von Anfang an hat der Geist Getrenntes zusammengeführt und hemmende Schranken aufgehoben. Wundersam war sein Eingungswerk vom ersten Pfingstag. Erst von der Zeit an, da der heilige Geist uns leitet, geben wir uns klare Rechenschaft, wie weit wir auf unsern Liebeswegen, in unsern Liebeswerken noch uns selbst lieben oder die andern, ob unser Tun aus der Gewohnheit lebt oder aus göttlichem Antrieb, ob es von Menschenantwort abhängig ist oder einzlig vom reinen Geistesantrieb Jesu. Der heilige Geist erst weckt jene Liebe, die frei ist von aller Verschwommenheit und Gefühligkeit, die vielleicht zuweilen Schmerz bereiten muss, um höherer Ziele willen, und dennoch eine Trösterin ist, eine Liebe, die einzlig wirklich hilft, weil sie selbst ganz erlöst ist.

Vor allem aber ist der heilige Geist ein Geist der Zucht. Er ist der eigentliche, große Erzieher. Er zieht heraus aus Fesselungen der Unwahrheit, er zieht uns zurück, wo gefährliche Luft unser wartet. Er zieht hinein in seine Wahrheit, er zieht empor in die Gemüthsstimmung Jesu. Immer wieder heißt es von ihm: „Er

wehrte es ihnen, er ließ es nicht zu.“ Er ist der große Bewahrer, der Schützer unseres Gewissens und Lebens. Die Schrift vergleicht ihn mit der Taube, er ist der Geist argloser Reinheit, von himmlischer Art. Wie anders würde die Gemeinschaft zwischen den Menschen, wie anders vor allem die Gemeinschaft zwischen den Geschlechtern, wenn der heilige Geist die Herzen regierte. Es geht durch unsere Zeit ein Versuch zu neuer Gemeinschaft zwischen Mann und Weib, schon zwischen Jüngling und Mädchen, einer Gemeinschaft, die sich über die Gedanken und Auffassungen der Vergangenheit überlegen und geringschätzig hinwegsetzt. Mir ist es immer bange, wenn ich so vornehm sicher von diesen neuen Freundschaftsweisen höre. Nichts Widerlicheres, als hohe Worte und ein schwüles Herz! Ich weiß nur eines, das da wirklich hütet und beschützt, — denn Poesie und Romantik, Natur und Kunst lassen da ganz im Stich, — da hilft nur eines: der heilige Geist. „Was vom Geist geboren, nur das ist göttlicher Geist.“ Er nimmt Freundschaft und Liebe in seinen Schutz, bewahrt in seiner Zucht Blick, Wort und Hand.

Betrübet nicht den heiligen Geist, indem ihr euch seinem heiligen Schutz entzieht, ihr tätet's zu eurem eigenen tiefsten Schaden.

Ja, wir brauchen den Geist, für alle Tage, alle Dinge brauchen wir ihn. Wir haben ihn in dem Maß, als wir Jesum haben, denn sein Geist ist der heilige Geist. „Das Wort muß man erst hören,“ sagt Luther „durch das Wort wirkt der heilige Geist, bei wem und wann er will. Ohne das mündliche Wort wirkt der heilige Geist nicht.“

Ja, Freunde, nur dort ist der heilige Geist, wo Jesu Art ist. Es berufe sich keiner auf Geistes Auftrag und Stimme, der im Widerspruch zu Jesu Leben

steht. „Von dem Meinen wird er's nehmen,” sagt Jesus vom Geist. Bitte Christus, zu dir zu kommen, und der Geist naht dir. Sei Christus gehorsam, und der Geist wird dich immer spürbarer bewegen. Halt innig dankbar fest, was seine Gnade dir schon gewährt hat, und du wirst immer reicher vom Geist erfüllt.

O, laßt uns in diesen Tagen innig zu ihm bitten:
„Kommst du nicht auch zu mir...? Gewiß, du kommst zu mir!”

Amen.

Ueberwundene Furcht.

5. Moses 5, 5: Ihr fürchtetet euch vor dem Feuer und ginget nicht auf den Berg.

„Drei Viertel alles Bösen, das in der Welt getan wird, geschieht aus Furchtsamkeit.“ So schrieb vor Jahren einer der eigenartigsten, schonungslosen und tiefsten Denker seiner Zeit. Erschreckend hell zündet das Wort in eine Not hinab, die auf uns allen lastet und die wir in ihrer verhängnisvollen Schwere viel zu wenig durchschaut haben. Zwar hat es einer geschrieben, der seinen Worten gerne eine besonders scharfe, verwirrlich spitze Form gegeben: Es ist ein Nietzschewort. Aber Herzenskenner werden seine Wahrheit nicht bestreiten. Ja, der größte Herzenskünder, der Herzensforscher der Ewigkeit, Gott selbst, hat immer wieder den Blick auf diese heimliche Quelle der Sünde gelenkt. Es ist kein Zufall, daß keine Bitte so oft durch die heilige Schrift Klingt, wie diese eine: „Fürchte dich nicht,“ daß sie bei hundert Malen dort die Seele mahnt. Und du und ich, müssen wir, wenn wir unsere Erfahrung prüfen, nicht in Klarheit gestehen, daß, wenn wir unsren schönsten Sehnsuchtszielen so fern geblieben sind, eine der ersten und leidvollsten Hemmungen darin bestand, daß uns die Furcht in ihren Bann geschlagen, daß wir Sklaven der Furcht geblieben sind?

Was breitet sie für Schatten schon ins Kindheitsland! Damals, ihr Mütter, als euer Kind die erste be-

wußte Lüge sprach und euer Herz in Leid erzitterte ob diesem ersten unbestreitbaren Sieg der Sünde, da suchtet ihr die Schuld zu lindern, indem ihr sagtet: „Es war die Furcht, die diese Lüge formte. Der innern Not und der Beklommenheit ist sie entglitten.“ Aber ihr wußtet: Sünde ist es doch; und ach! was wird dieser ersten Lüge noch für ein dunkles Gefolge durchs Leben nachschreiten! Ihr hört euer Kind, das sich unleidlich glaubt, mit andern Kindern sprechen und seid erstaunt ob seiner übertrieben wichtigtuenden, unwahren Art der Rede. Und wieder wißt ihr: Es ist die Furcht, die es so reden heißt; ohne die Not der Einschüchterung durch die großen Worte der andern spräche es nicht so. Wie doch die Furcht entstellt! Ihr begegnet eurem Jungen, der, umrahmt von seinen Spielgefährten, aus der Schule heimkehrt und schon von weitem spürt ihr, daß er nun mit dem Ausdruck höchster Verlegenheit an seiner Mutter vorübergehen wird und ihr am liebsten ausweichen möchte. Die traute Zärtlichkeit von daheim versinkt vor den andern in peinlichster Furchtsamkeit. Und wenn ihr euren Jungen später einst im Kleide des Soldaten oder in der Mütze des Gymnasiasten oder Studenten am Tisch mit andern sehen könntet, so würdet ihr mit Schmerz wahrnehmen, daß er sich Worte und Lieder um sich herum gefallen läßt, ohne sie mit wuchtigem Protest verstummen zu lassen, obwohl er sie im Grunde nicht verträgt. Und nicht ohne tiefes Bangen würdet ihr euch sagen: O, wenn er so ängstlich schweigt, nur weil er das kleine Feuerwerk des Spottes seiner Gefährten scheut, wie wird er einst bestehen, wenn die Feuer der viel heißen Versuchungen nahen?

Sie lähmt die Wahrheit und die Treue, diese Furcht, die einen Großteil der Sünden auf dem Gewissen hat; sie hat unzählige Male auch unsere Liebe ge-

lähmt. Du wolltest einen Menschen im Kreise anderer mit einer Aufmerksamkeit erfreuen, aber deine Füße und Hände waren wie von Ketten gebunden, nur weil du die Blicke der andern wie Feuer fürchtetest. Du wolltest einem Menschen etwas schreiben, wozu dein Herz dich unmittelbar drängte, und die Feder brannte förmlich in deiner Hand in der Furcht, deine warmen Worte könnten missverstanden werden. Du wolltest für einen Angegriffenen mit lebendiger Teilnahme und Ritterlichkeit eintreten, und schwiegst, weil du fürchtestest, daß deine Verteidigung ein heimliches Fischen höhnischen Feuers wachrufen könnte. Und Furcht ist's wieder, die unsern Glauben tötet. Mit Gott wollten wir Taten tun und traten davon zurück, weil wir uns auf einmal vor dem Ernst der Forderungen Gottes fürchteten, vor Einsamkeiten erschraken, die sich auf seinen Wegen auftun könnten, vor Misserfolgen und vor dem Missverständen der andern. Ja, von den meisten gilt das Dichterwort:

Sie möchten frei sein und sich selbst beraten —
und tun geduckt nur anderer Leute Taten.
Anstatt zu gehn, wohin sie selbst beschließen,
ist's doch nur so, daß sie sich stoßen ließen.
Anstatt auf Bergen lüftekühn zu thronen,
sieht man sie feig in dumpfen Hütten wohnen.
Sie möchten sich im Sturm des Himmels biegen,
die hilflos jedem Erdensurm erliegen;
auf Flügeln schwimmen, Wolken zu beschreiten —
und fürchten sich so sehr vor allen Weiten.

Darum hat es gerade in unserer Zeit mehr als einen Schriftsteller gelockt, einmal einen Menschen zu schildern, der ohne diese dämonischen Fesseln der Furchtsamkeit durchs Leben schreitet, der frei und hemmungslos sein innerstes Wollen verströmen läßt, der ganz seinen eigensten Antrieben folgt, der so spricht

und wirkt wie es sein Wesen will, ohne Furcht vor dem Urteil der andern, ohne ängstliches Abwägen der menschlichen Folgen seines Handelns, ohne ob den spöttischen Feuern der Welt mit der Wimper zu zücken, immer sich selber treu, immer derselbe, echt, quellend, unbefangen, kindlich im reichsten, göttlichen Sinn des Wortes. Aber immer, wenn wir solche Bücher auf die Seite legten, taten wir es mit dem Eindruck: so ist in Wahrheit niemand; wir alle sind Gebundene, sind Menschen der Niederung, bestimmt vom Geist, der um uns ist, statt vom besten Geiste tief in uns, abwärts gezogen von falscher, kleinlicher Rücksichtnahme, geduckt von der Nebellust der Nutzlosigkeit, unruhig um uns blickend, wie die, die durch die Straßen unruhiger Städte gehen und überall Gefahren wittern, — statt daß wir Wanderer auf herrlich freien Höhenpfaden sind!

Warum sind wir solche Menschen nicht? Gibt's eine Möglichkeit, diesem Ziele näher zu kommen? Als Moses zu seinem Volke seine Abschiedsworte sprach, erinnerte er sie an die große Stunde, da sie am Sinai gestanden, da unter majestatischen Feuerzeichen Gott zu reden begonnen hatte. Von jener Stunde heißt es: „Da fürchteten sich die Leute, erschraken und hielten sich fern und sprachen zu Moses: Wenn du mit uns redest, so wollen wir gerne hören, aber Gott soll nicht mit uns reden, damit wir nicht sterben. Da blieben sie ferne stehen, während Moses sich dem Dunkel näherte, in dem Gott war.“ Daran erinnernd, rief der Scheidegende ihnen zu: „Ihr fürchtetet euch vor dem Feuer und ginget nicht auf den Berg.“

Auch wir fürchten das Feuer; darum erleben wir das Nahen Gottes nicht, die unmittelbare Gemeinschaft mit ihm. Darum werden wir nicht Menschen der Höhe. „Ihr fürchtetet euch vor dem Feuer und

ginget nicht auf den Berg.“ Das gilt auch uns. Ja, heute noch gilt, daß, wer in die Höhe will, wo man von Angesicht zu Angesicht mit Gott redet und lebt, durch ein Feuer hindurch muß, durch das Feuer der Reinigung unter den Augen Gottes. Und das fürchten wir; denn dieses Feuer zündet tief hinab. Taghell geht dem, der vor die Augen Gottes tritt, der wahre Grund seines Fürchtens auf. Diese Wahrheit ist brennend, denn sie läßt uns wissen: Du willst vor allem dich, du lebst für dich, gehorchst deinem Willen, fürchtest für dich und eigentlich nur immer für dich und dein Allernächstes. So lange du für dich fürchtest, fürchtest du Gott nicht, so lange bleibst du ein Knecht leidvoller Erdenfurcht. Diese enge, ängstliche Eigenfurcht ist deine eigentliche Sünde. Sie muß verzehrt werden, sonst wirst du nie frei. Wohl ist es schmerzvoll, wenn dein Eigenes brennt, wenn vom Gebäude deines Selbstbewußtseins und deiner Eigensucht eine Wand nach der andern in Flammen gerät und niederstürzt, und der Bau prasselnd zusammensinkt. Dann aber bist du frei, emporzusteigen, dann spricht Gott selbst in dein entleertes Innere hinein und baut wieder auf. Er läßt dein Innerstes wissen: „Dass mein Name geheiligt werde, mein Reich komme, mein Wille geschehe, das ist das einzige, was der Sorge wert ist.“ Wenn das nun dein Anliegen, deine sehnfùchtige Sorge und deine sorgende Sehnsucht ist, bist du nicht mehr ein im Kleinen herumgetriebener Knecht. Diese eine große, heilige Sorge besiegt dein ängstlich armes, sorgendes Fürchten. Diese heiligste Furcht überwindet die Menschenfurcht.

Es ist Großes, was in solchen Stunden erlebt wird. Der Herd der Furcht wird offenbar und alle Einwände werden besiegt. Was aber in der Stille erlebt wird, das muß erprobt werden draußen. Furcht-

losigkeit reift nicht in einsamen Kammern aus; hier wird sie wohl geboren, aber Entfaltung erlebt sie in der bewegten Welt. Ach, wir alle kennen die rührenden Anläufe zu furchtlos freiem, tapferem Wesen, die wir daheim genommen, die frisch natürlichen, ungehemmten Reden und Gespräche, die wir daheim vor uns hingespochen, die da so leicht und sicher dahinglitten, und dann unter Herzklöpfen und Seelendruck vor den Menschen ängstlich erstarben. Wir alle wissen, wie tapfere Pläne sich in der Stille bauen lassen, und wie sie zitternd vergehen, wenn die Feuer der kritischen Blicke auf sie fallen.

Hinein ins Leben muß, wer von der Furcht befreit sein will, hinein in die Forderungen, die dein Herz dir stellt, hinein ins Werk, hinein in die Glüten der Kritik:

Was kehrst du dich vom Leben fort
und bündelst dich in dich hinein?
Wo Leben siedet, ist dein Ort,
mittan im Kampfe mußt du sein.
Und wenn dich eine Kralle schlägt,
verbeiß den Schmerz, verbirg dein Blut:
Es wird bezahlt! Wer Wunden trägt,
wird siegend in der Wunden Glut.

Wer Furcht überwinden will, der darf den Feuern menschlichen Urteils nicht entfliehen, aber auch nicht den Feuern göttlichen Rufes, der darf vor allem eines nicht: fliehen, wo Feuer drohen. Wer mit der Gebärde ängstlicher Abwehr den Nöten drohender Krankheit entgegeingeht, den Einsamkeiten, die seiner harren, den Widerständen und Beleidigungen, — wird nie von Furcht genesen, und hätte er sein Herz mit herrlichsten Vorsätzen der Tapferkeit gefüllt. „Man muß es nötig haben, stark zu sein, sonst wird man's nie.“ So schrieb ein Großer, Tapferer einst. O, daß er

es uns ins Innerste schriebe! Ja, sie müssen kommen, die Glüten solcher Prüfung, wir müssen in sie hinein, durch sie hindurch, bewußt und wollend; ohne ihre heiße Schule erstarkt man nie. Und wer durch diese Feuer geht, ersteigt den Berg wahren und freien Menschenwesens. Es ist so, wie Dante in seinem hohen Gesange sagt:

Wer diesen Berg zu steigen unternommen,
trifft große Schwierigkeit an seinem Fuß,
die kleiner wird, je mehr man aufgeklossen;
drum, wird dir erst die Mühe zum Genuss,
erscheint's dir dann so leicht emporzusteigen,
als ging's im Bahn hinab den schnellsten Fluß.

Ja, wer vor den Feuern nicht erzittert, die den Berg der Vollkommenheit umglühen, und sie durchschreitet, wird ergriffen erleben, daß auch an ihm das Wort der Verheißung sich erfüllt: „Wenn du durchs Feuer gehst, sollst du nicht brennen und die Flamme soll dich nicht versengen;“ auch an ihm geschieht, wie es vom Propheten Daniel und seinen Gefährten heißt: „das Feuer hatte keine Macht am Leib dieser Männer bewiesen;“ auch er erlebt — wie vom sterbenden Johannesjünger Polykarp in Smyrna berichtet wird — daß die Feuerflammen wie eines Schiffes Segel von ihm wegdrängen und ihn nicht verzehren.

Ja, mitten in den Feuern, gerade in ihnen, geschieht es solchen Menschen, daß sich die Feuer der Prüfung zur Glut spürbar reichster Gottesliebe wandeln. Tausende haben es erlebt, daß ihnen gerade in den schwülen Nöten des Lebens die herrlichsten Offenbarungen der ewigen Liebe aufgetan wurden. Wer das erlebt, der wird vom Fürchten frei. Immer, wenn Kälte mich frösteln macht, geht mir das Wort des Franciscus durch den Sinn: „Wenn die Flamme aus

der obren Welt in uns brennte, so würden wir die Kälte überhaupt nicht spüren.“ Ich glaube, wir dürfen mit gleichem Rechte sagen: Wenn die Flamme aus der obren Welt in uns brennte, so würden wir die Feuer der Erde nicht mehr spüren, alle die quälenden Feuer der Kritik, des Misstrauens, der Sorge; sie würden überwunden durch das Feuer der Gottesliebe. Wir erlebten urpersönlich das wunderbare Johanneswort: „Wer sich noch fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Denn die völlige Liebe treibt die Furcht aus.“

Menschen, die durch die Liebe diesen höchsten Sieg erlebten, das sind die Menschen nach dem Herzen Gottes. Sind's nicht auch die nach unserm Herzen, die unsere reinste Vision vom Menschen erfüllen? Ja, darum schaut die Menschheit immer wieder empor zu jenem Einen, Einzigen, der ganz auf diesem Berge der Vollendung schritt. O, auch er musste durch Feuer, die seiner geharrt, er hatte auch durch Glut der Versuchung, der Menschentorheit, tiefsten Leides hindurchschreiten müssen, durch tiefere, als jeder andere. Aber in allen Feuern redete mit ihm der Vater. Wie hätte er auch nur einen Schritt rückwärts getan, wo Feuer drohten. Die Leidensflammen schlugten sich um ihn wie Vaterarme. Und Geist von diesem Geist hat immer gelebt, wo wahre Christusjünger waren; und wo er geherrscht, hat er auch Entfremdete ergriffen.

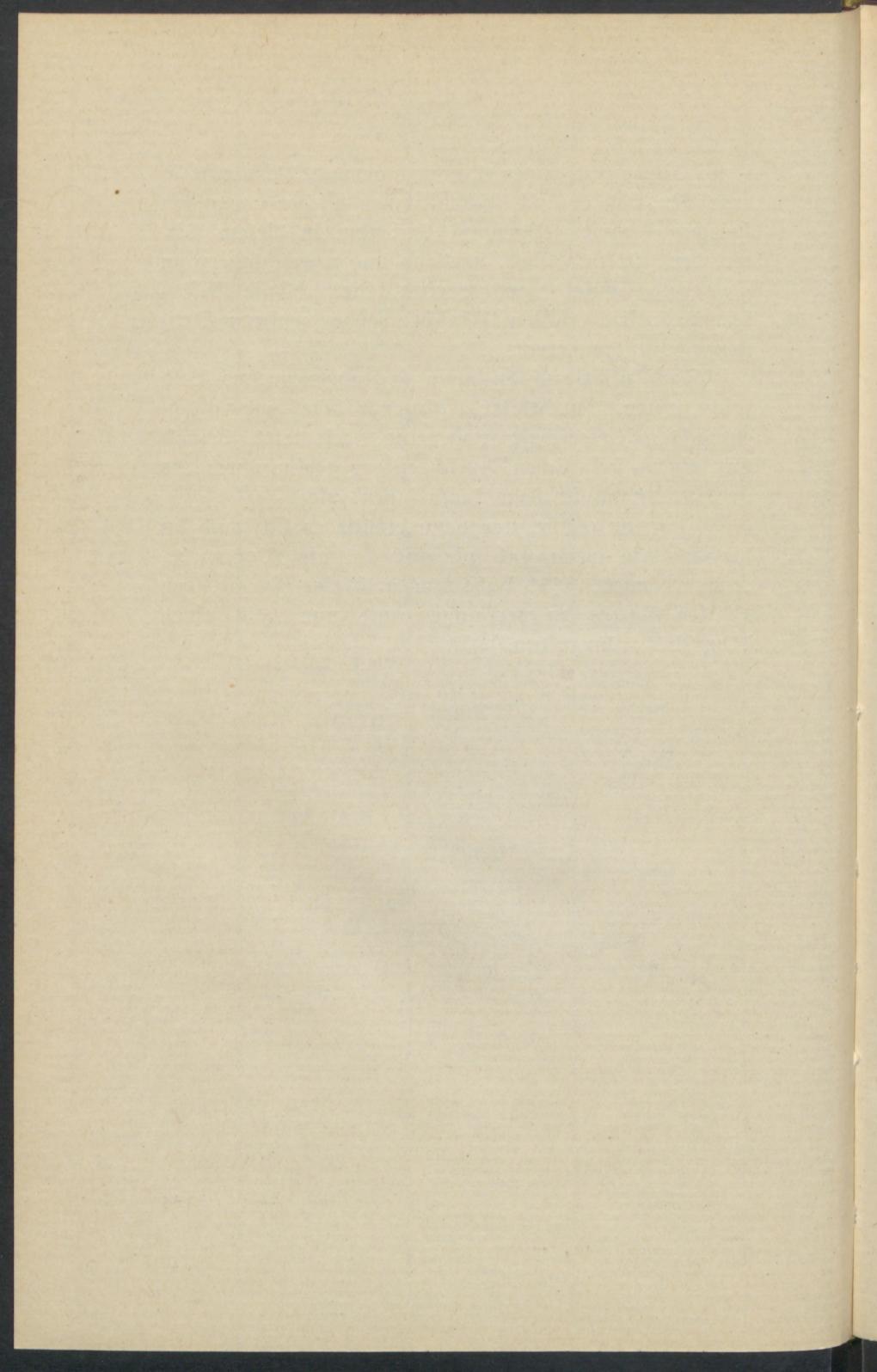
Der Mann, mit dessen Wort von der Sünde der Furchtsamkeit wir die Predigt begonnen, Friedrich Nietzsche, schrieb einst aus Basel: „Ein hiesiger Patrizier hat mir ein bedeutendes Geschenk in einem echten Dürerschen Blatte gemacht; selten habe ich Vergnügen an einer bildnerischen Darstellung. Aber dieses Bild, „Ritter, Tod und Teufel“, steht mir nahe, ich kann kaum sagen, wie.“ Warum hat ihn, auf den

sonst Bilder fast keinen Eindruck gemacht, dies eine so ergriffen, daß er auch später immer wieder darauf zu sprechen kommt? Warum? Weil ihm in diesem Ritter, der still und stark, gradaus und unerschüttert an Tod und Teufel vorüberreitet, die schönste Offenbarung freien, erlösten Menschenwesens, wahren Christentums entgegengrat.

Sagst nicht auch du, mein Freund, wenn das Bild solch freier, furchtloser, gluterprobter und staubentrückter Ritterschaft vor deine Seele tritt, beinah mit einem heimlichen Aufrschrei der Sehnsucht: „Es steht mir nahe, ich kann kaum sagen, wie?“

Nun, du weißt, nur dann erfüllt es sich auch an dir und mir, wenn auch wir mit Tolstois Worten bekennen können: „Ich habe nur noch eine Furcht, den Willen Gottes zu versäumen und nur noch einen Wunsch, — ihn zu tun.“

Amen.



Wen suchest du?

I. Moses 37, 15 und 16: Wen suchest du?
Er antwortete: Ich suche meine Brüder.

Nun zieht's euch wieder mit lockender Macht auf Höhen der Einsamkeit, in Täler der Ruhe. Der Mensch der Gegenwart und der der Zukunft wird immer unwidersprechlicher spüren, daß er als tiefe, zwingende Notwendigkeit Zeiten braucht, da er, vom alltäglichen Tage gelöst, seine Seele sucht, um sich selber wiederzufinden.

Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, schrieb Nietzsche an seinen Freund Rhode: „Unsere ganze fadenscheinige Kultur stürzt dem entsetzlichen Dämon an die Brust. Was werden wir erleben! Was sind all unsere Ziele! Wir können bereits am Anfang vom Ende sein! Welche Wüstenei! Wir werden wieder Klöster brauchen. Und wir werden die ersten fratres sein.“

Wenn damals schon jäh die Erkenntnis aufgeleuchtet ist, daß, wenn die Menschheit von ihrer inneren Krankheit, ihrer Zerrissenheit, ihrer Zielverlorenheit, ihrer Verblendung genesen wolle, sie wieder Einsamkeiten brauche, tiefe, heilende, — wie viel drängender ist diese Notwendigkeit heute, da noch ein ganz anderes Chaos, viel grausere, trostlose Wüstenei uns umfängt. —

Wir alle sind in der Gefahr, uns zu verlieren, wir alle müssen uns immer von neuem suchen. Das können wir nur in der Stille tun, und es ist unaus-

weichlich nötig, daß wir die kurzen Tage des Jahres, die uns zur Freiheit und Ruhe geschenkt sind, ausnützen, um unserm Innersten zu begegnen, ihm suchend, fragend in die Augen zu schauen und es zur Verantwortung zu ziehen. In dem Maß, als wir uns selbst gefunden, fängt stets ein anderes Suchen an, das Suchen nach den Quellen des Lebens, den Heimatquellen unserer Seele. In der Stille werden viele wieder das Rauschen hören, das sie nicht mehr vernommen. Immer besser wird man den Ruf verstehen: „Wir werden wieder Klöster brauchen!“ Ein unaufhaltsames Verlangen wird wieder in die Stille treiben, weil ohne die Quellen, die in jener Stille rauschen, die Seele verdurstet.

Aber das darf nicht mehr geschehen, daß Menschen, die sich selbst und ihren Gott in der Stille wieder gefunden haben, sich Klöster bauen, um in ihnen zu bleiben. Weh, wenn das Suchen bei uns selber stehen bleibt! Wohl wird stets wieder über Müde und Enttäuschte das tiefe Verlangen kommen, sich einmal völlig lösen zu können von den Menschen, die so müde machen; es kennt so mancher die wehe Klage:

daß ich trag' Todeswunden,
das ist der Menschen Tun.
Natur ließ' mich gesunden, —
sie lassen mich nicht ruh'n.

Und darum klingt aus so mancher Seele die bange Frage: „Warum denn wieder hinein in all die Not, die so wund macht?“ Aber die Menschheit wird nie wieder das Bild vergessen können, wie Christus, nach seiner Verklärung, von seiner heiligen Bergeinsamkeit beim Vater herniederstieg zu seinen Brüdern, sie suchend, suchend, bis in die letzte Stunde hinein, wiewohl er droben das heiligste Leben atmete, und unten bei den Brüdern der grause Tod ihm wartete. Nur dann sind

auch unsere Einsamkeiten, unsere Ruhezeiten gesegnet und haben ihre Bestimmung erfüllt, wenn wir, nachdem wir uns selber wieder gefunden und dem Vater begegnet sind, hinabsteigen, um mit neuer Sehnsucht und Liebe den Bruder zu suchen; denn sonst ist all unser Suchen und Finden ohne Wert.

Wen suchest du? Es spricht aus vielen Augen, denen wir begegnen, ein rastlos Suchen; ganze Seelen- und Sehnsuchtsgeschichten könnte man aus vielen lesen. Aber die meisten Augen verraten, daß das Suchen immer wieder nach dem nämlichen Ziele drängt, daß diese Suchenden, wenn sie die Wahrheit sprechen lassen, antworten müßten: „Mich selber suche ich.“ Ja, drückend deutlich ist im Blick und Wesen Tausender zu lesen, wie all ihr Hasten, all ihr Schaffen, all ihr Wollen und Verlangen nur sich selber sucht. Kalt sind die Züge von diesem Sich-selber-Suchen geworden, sie können es nicht mehr verhüllen. Und wenn sie es auch versuchen, immer wieder wird es offenbar, wie ihre Worte zuletzt stets zu sich selber zurückkehren, alle ihre Wege bei ihnen selber münden, all ihre Flüge beim alten Landungsplatz ihrer Eitelkeit enden, und all ihre Fahrten zum Gestade ihrer Selbstsucht steuern. Man braucht sie nicht zu fragen: „Wen suchest du?“ Ihr Wesen gibt die Antwort jeden Tag.

Aber man tue uns nicht Unrecht, höre ich sagen. Es wacht doch in unserer Zeit viel Suchen nach ewigen Gütern auf. So viele, die es vorher nicht getan, schauen verlangend nach lockenden Fernen der Erkenntnis, durch manche Seele klingt's im Blick auf höchste, letzte Ziele:

Dorthin will ich! Und ich traue
mir fortan und meinem Griff;
offen liegt das Meer; ins Blaue
treibt mein Genueser Schiff.

Ja, sie reden wohl heute viel vom heiligen Gral, den sie suchen wollen, vom Erleben Gottes, Schauen Gottes und von dem Frieden, den ihre Seele erdürstet. Aber warum sollten sie auch nicht? Das kann ja alles schön, fromm und voll Verheißung klingen und doch im Grunde — nur sich selber suchen. Es ist doch sprechend, daß diejenigen Sekten heute am meisten Anhänger finden, die entweder neue Kräfte und Geschenke der Gesundheit und des Lebenserfolges versprechen, oder die, die in handgreiflich grellen Farben wunderbare Vollendungseligkeiten für ihre Getreuen ausmalen, oder, die das Schauen geheimnisvoller Gesichte versprechen.

Ja, selbst mitten in allem frommen Sehnen, Suchen, Beten kann man im letzten Grund doch nur sich selber suchen; man kann es sogar im ruhelosen Liebesdienste an den andern tun! Nur die heiligen Augen Gottes, die wie Feuerflammen sind, wissen, wie viel Suchen nach inneren Befriedigungen, nach den Süßigkeiten des Dankes und der Anerkennung, nach Ablenkung von inneren Unruhen, nach Steigerung seiner Persönlichkeit auch in die besten Werke der Liebe sich hineinverirren, wie sehr wir in Gefahr sind, in allen Bächen, die durch unser Leben fließen, unser eigen Bild zu suchen, wie viele ihrem Tun allen Segen rauhen, weil sie sich, wenn auch in bescheidenstem Kostüm, doch immer gleichsam auf den Brettern der Schaubühne fühlen und nach Parkett und Logen lauern, ob und wie stark der Beifall rausche.

Freunde, es können geradezu erschütternde Offenbarungen sein, die uns aufgehen, wenn wir einmal in aller Dringlichkeit, Wahrheit und herben Klarheit der Frage folgen: „Wen suchest du?“ und unserer Sehnsucht nachgehen bis zu ihrem eigentlichsten Ziel, unsere Gedanken zu ihrem Ausgang und ihrem Ende verfolgen, unsfern Willensregungen bis auf den heimlichsten

Grund nachspüren, so daß es uns dann aufgeht, wie in all unser Sehnen, Suchen, Wollen und Handeln das heimliche Suchen nach uns selber sich hineinverirrt, und darum unser ganzes Tun vom unausdenkbar ernsten Wort der Schrift gerichtet wird: „Die Liebe sucht nicht das Ihre,“ — „und hätt' ich der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Wer unter den Augen Jesu stehen bleibt, lange und prüfend, und unter diesem Feuerblicke fragt: „Wen suchest du?“ — dem fällt die Binde des Selbstbetruges von den Augen, der erlebt ein Gericht über sein selbstbefangenes Suchen, und sein Suchen erlebt eine Erlösung.

Da haben einmal über der Erde Augen geleuchtet, die, völlig frei von eigenem Verlangen, nur die andern gesucht. „Zu suchen,“ war ja seine Sehnsucht vom ersten Tage seines Kommens an. „Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen,“ das war sein Lebensplan und Lebenswille. Er hat gesucht in den Kerken der Schuld, hat vor Kerkertüren sein heiliges Lied von der Freiheit angestimmt, er hat gesucht in den Wogen der Welt und den Tiefen der Sünde, der große Menschenfischer. Sein brechendes Auge noch hat um sich geblickt, um neben sich eine Seele zu suchen, die nach Befreiung begehrte. Wie wird die Menschheit diesen Retterblick ganz vergessen können!

Durch ihn ist den Menschen Kundgetan worden, daß so wie die Augen des Sohnes, die Augen des Vaters suchen. Denn der Sohn tut nichts, als was er den Vater tun sieht. Ja, wo Christus eine Seele erfaßt, da geht es ihr auf einmal auf, wie sie gesucht worden ist ihr Leben lang, auf allen Wegen, mit allen Weisen, allen Mitteln, gesucht von der ewigen Liebe. Dann lernt man dieses Suchen Gottes in allen Freuden, allen Behütungen erleben, spürt es in Schmerzen und in

Prüfungen selbst, im Gotteswort, in Menschenbegegnungen, erlebt es im Innern, erlebt es draußen in der Natur und begreift, wenn ein Dichter unserer Tage sagt:

Hinter des Waldes hochstämmigen Buchen
kam ein leuchtend Auge hervor,
groß, am Abend, und wollt' etwas suchen. —
Die Menschen sagen: Der Mond stieg empor
über dem Meer. — Der Wald aber leis
schüttelt das Haupt: Der Mond ist es nicht, —
Gottes Auge. — Suchte das Auge den Wald? —
Mit mir das Auge den Wald verläßt;
frei umfaßt's mich, heilig und fest,
Auge in Auge. Sein Leuchten spricht:
Dich suchte Gottes Augenlicht,
Sein Kind!

Gesucht und gefunden von oben her, sangen wir dann selber zu suchen an, als Menschen, die auf die Frage: „Wen suchest du?“ antworten dürfen: „Ich suche meine Brüder.“ Werden wir es dann noch über uns bringen zu sagen: „Was soll ich Menschen suchen? Ich habe schon genug an dem zu tragen, was ungesucht an Menschlichem in mein Leben eintritt?“ Nie mehr wird einer, der zu Christus auffchaut, zu dem, der die Menschen gesucht bis in die Kreuzestunde trotz all der schwärzesten Wellen der Menschenniedrigkeit und Bosheit, die zu ihm fluteten, nie wird er von Enttäuschung zu reden wagen, die ihm unmöglich machen, weiter zu suchen. Nie wird er sagen können: „Sie wollen ja gar nicht gesucht und gefunden werden, die Menschen.“ Warum hieß es denn in den Jesustagen: „Alles Volk sucht dich?“ Weil hier hungernde Herzen auf einmal Augen fanden, in denen sie eine wahre Leidenschaft zu suchen und zu finden lesen konnten. Und wo man solche Augen findet, da drängen auch heut noch die Seelen hin.

Schon wenn wir in den äusseren Menschenzügen suchend lesen würden, könnten wir erstaunlich vieles lesen, was unsere kalte Gleichgültigkeit überwinden müsste. Größeres erlebt, wer auch zu hören versteht, wer die so seltene Geduld besitzt, zuhören zu können; noch Größeres, wer durch die Worte der anderen hindurchzulauschen versteht bis auf das Leben und die Not im Innersten des andern. Er lernt immer besser das Wort eines berühmten Denkers jüngster Vergangenheit begreifen und glauben:

Ich machte auf der Erde meine Runde,
ich bin durch vieler Herren Land gezogen:
Ich sah nur stets die große Menschheitswunde.

Ja, Wunden findet er in Herzenstiefen, mehr als er nur geahnt, Wunden, die Welt und Schicksal geschlagen, Wunden, die von andern Menschen röhren, Wunden, die eigene Schuld blutend gemacht hat. Schon diese innere Not verbindet. Aber je tiefer man hinabdringt, suchend, suchend, um so vertrauter wird, was unser Suchen findet: Ein gleiches Verlangen nach Liebe, das auch in uns lebt, die gleiche Sehnsucht nach Befreiung, das gleiche verborgene Dürsten nach Erlössein. Ein unerwartetes inneres Verwandtsein geht uns auf; wir spüren, da rinnt ja gleiches Blut, da klingt ein gleiches Lied, da zittert ein verborgener Strahl vom gleichen, ewigen Licht, das jedem etwas von seiner Helligkeit gegeben. Da erlebt man mit einem Mal als Wirklichkeit das Wort, das einem früher nur Wort gewesen: „Bruder“. Ja, man erlebt es, wenn man mit Augen, die Jesus das Suchen gelehrt hat, in die Seelen der anderen hinabgedrungen ist.

Konrad Ferdinand Meyer erzählt einmal von einer Sarazenenin, die von Palästina bis nach England den Weg gefunden zu einem Menschen, den sie gesucht, wiewohl sie nur zwei für die andern verständliche

Worte sprechen konnte: Ort und Namen. O, freunde, auch wir finden uns hin ins Seelenland der Menschen, auch zu den fremdesten, wenn wir vom Sonnenlande Jesu her, in seinem Geist, mit den zwei Worten suchen: „Mein Bruder“.

Es ist so entwertet worden, das selige Wort „Bruder“, das einen so wunderreichen Klang hat für den, der das Glück hat, im wahren Sinn ein Bruder sein zu dürfen. Als einst das Wort von der Gleichheit und Brüderlichkeit laut durch die Welt ging, da ist es gleich durchs Blut gezogen worden, und wie hat man seither das Brüderwort in allen faden Wassern blößer Redensart gebleicht. Wer es in seinem tiefen Sinne braucht, weiß, daß es hohe Verantwortung bedeutet; er hört den Ruf, den Goethe einmal die Quellen rufen läßt, hört ihn aus Menschenseelen:

Bruder, nimm die Brüder von der Eb'ne,
nimm die Brüder von den Bergen
mit, zu deinem Vater mit!

Ja, Brüder gehören zum Vater. Und immer, wo Menschen der wahren Bruderschaft der Menschen bewußt geworden, da ist auch die Sehnsucht erwacht, daß alle, alle den Vater finden. O, es ist nicht Beklehrungswut, es ist nicht Religionsfanatismus, was Apostel und Heilige, was Missionare und schlichteste Gläubige unter uns getrieben hat, Menschen zu Gott zu führen, es ist ihnen ursprüngliche innere Nötigung. Wen es nicht drängt, seine Brüder zum Vater zu führen, der hat das Wort „Bruder“ in seiner Tiefe und Verantwortung noch nicht erfaßt.

Wen suchest du? Was offenbaren deine suchenden Augen? Eine Dichterin unserer Tage schildert in einem ihrer Bücher, wie einer nach Jahren eine Gespielin seiner Jugendjahre wiederfindet. Er sieht sie unter der Türe ihres Hauses, und es fröstelt ihn leise, als er

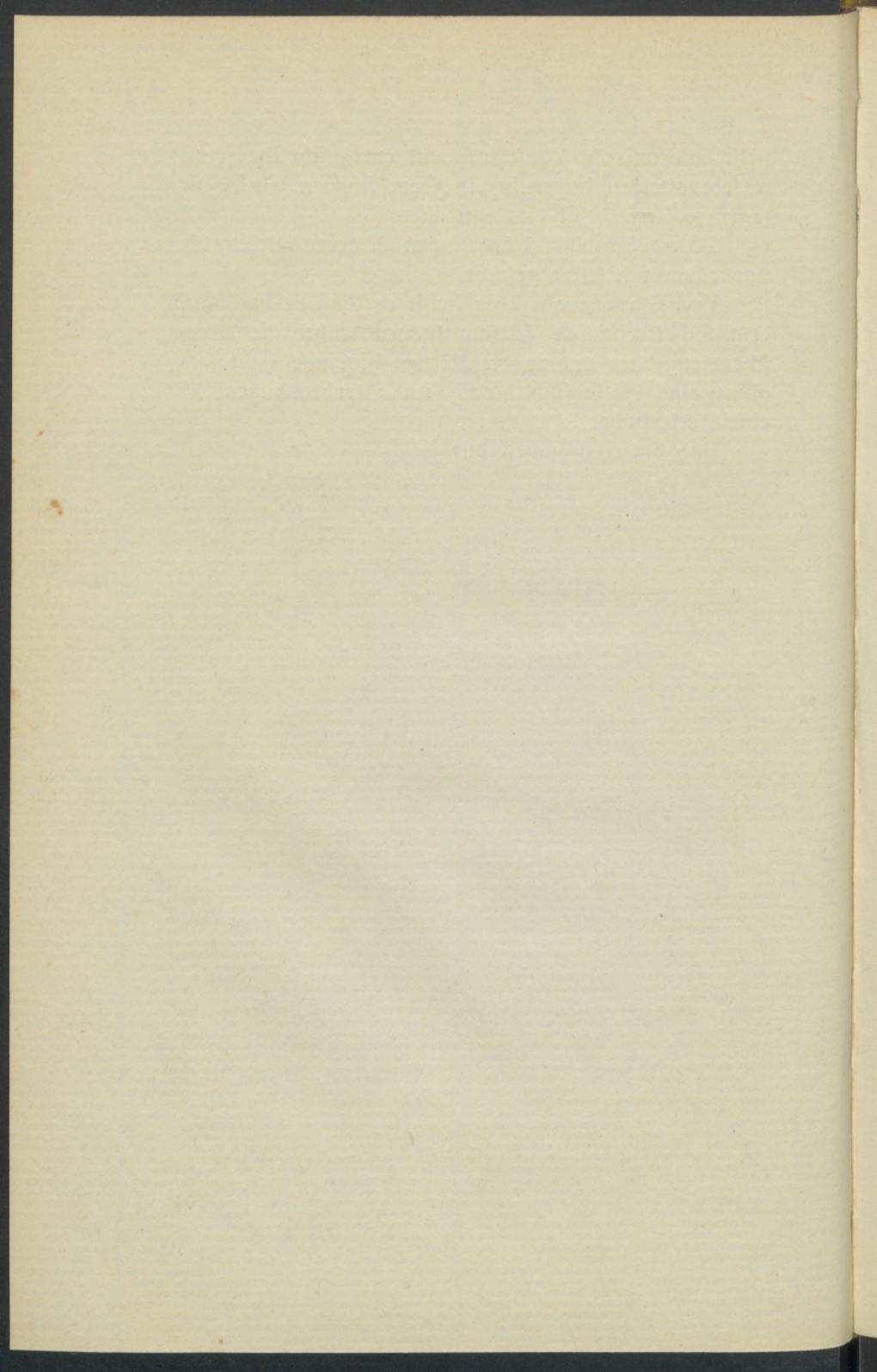
sieht, wie unfroh, sehnfütig und enttäuscht ihre einst so lebensheißen Augen in die Ferne schauen, als ob sie sagen wollten: „Ist das nun alles?“

So werden einmal die Augen all derer blicken, die vor allem sich selbst gesucht.

Von Savonarola aber heißt es, daß er noch auf dem Scheiterhaufen seltsam spähend über die Menschenmenge hin und in die Menge hineingeschaut, als ob er eine Seele suche, noch im Sterbensaugenblick eine Seele suche.

Und du, wen suchest du?

Amen.



Das Diadem des Protestantismus.

(Reformationsfest.)

Jeremias 5, 3: Herr, deine Augen sehen
nach dem Glauben.

„Ein Weltumsegler unseres Innern“ so las ich jüngst, „wird wohl auch noch einmal die Rundung unserer Seele entdecken, und daß man notwendig auf denselben Punkt der Ausfahrt zurückkommen muß, wenn man sich gar zu weit davon entfernen will.“ Die Worte stehen in einem gedankenfeinen Buch, das den Geistesströmungen nachgeht, die vor etwas mehr als hundert Jahren führende Denker und Dichter trieben. Jene Zeit hatte erstaunliche Aehnlichkeit mit der, in der wir stehen. Es war auch eine Zeit der großen Schüttungen, die auf gewaltige Kämpfe, tiefe Nöte, auf Schutt und Trümmer zurückzuschauen mußte. Und aus den Trümmern schauten Augen in die Weite; ein Vieues ward gesucht. Führende Geister lösten sich von allem Alten, sprengten mit Freiheitswonne die Ketten der Tradition und Sitte, bauten im Geist Entdecker-schiffe, mit denen sie Neuland finden wollten für Sitte und Seele, und landeten schließlich am alten Gestade, ja, gaben am Ende Suchen und Drängen, Sehnen und Forschen so völlig auf, daß sie, die von den Ufern des Protestantismus ausgegangen, mit dem Uebertritt in die katholische Kirche die Fahrt beendeten.

Ich kann mich des Eindrückes nicht erwehren, daß unser Geschlecht einem ähnlichen Weg und Schicksal

entgegentreibt. Mit wahrer Zerstörerwut wird jetzt gegen alles geeisert, das den Stempel des Althergebrachten, von früher Ueberliefertem an sich trägt. Es wird alles geprüft, bis auf die Fundamente untersucht und das meiste verworfen. Nach neuen, nie gesehenen Gestaden treiben die weißen Segel unserer Sucherschiffe; aber schon ahnen wir, ja, mehr, schon sehen wir, wie viele dieser Schiffe gleich jenen, die vor hundert Jahren in neue Fernen drängten, müde und still zurückkehren in den weitgeöffneten Hafen der Katholischen Kirche. Sie wächst und weitet sich in geradezu beunruhigenden Mäzen, diese Kirche. Sie ist voll Zuversicht und Hoffnung. Ihre großen Tagungen sind Neußerungen eines mächtigen Kraftbewußtseins; ihre Organe reden mit der Stimme triumphierender Sicherheit. Und in unsfern Kreisen kommt dieser Stimmung ein überraschendes Wohlgefallen an Katholischem Wesen und Zauber entgegen. Es fällt mir in letzter Zeit immer neu auf, wie viele, viele mit einer Stimmung wahren Heimwehs, ja, heimlichen Neides hinüberblicken zu jener Kirche, aus deren Tempeln einst die Reformatoren um Jesu willen herausgetreten sind. „Sie schenkt nun einmal so viel Schönes, Poetieverklärtes, Stimmungszartes, die Kirche der Katholischen“ so höre ich sagen, „gibt dem Gemüt viel Innigeres, als ihre kalte, ernste evangelische Schwester. O, diese weißen Kapellen auf herrlichen Höhen, die frommen Stationen und die Kreuze, die wie heilige Wegweiser hinleiten zum andachtsstillen Gnadenort! Und drinnen im Gotteshause der strahlende Altar, mit Blumen geschmückt, die fromme Hände hingelegt, darüber der Zauberschimmer des ewigen Lichtes! Das Läuten des Glöckleins, die hehre Musik, der innige Gesang, der auch die kleinste Bergkapelle beim Messopfer durchrauscht, die Sprache, die aus fernen

Jahrhunderten unverwandelt hinüberströmt, die milde Heiligen, deren Bilder an den Wänden zur Nachahmung rufen, die sanfte Gottesmutter, die so müitterlich weit und güttig versteht! Sogar der kleine Raum, der uns am fremdesten anmutet und der am wenigsten zierte, die Stätte, wo man beichtend niederkniet, begreifen wir mehr und mehr, weil es auch uns zuweilen drängt abzulegen, wegzuerwerfen, loszuwerden von so vielem, was Seele und Gewissen bedrückt und freudlos macht. Und überall die gleiche Botschaft, auf gleichem Glaubensfundament begründet, im hohen Norden und im fernen Süden, wo immer eine katholische Kirche steht, die eine Lehre, so daß nicht erst des Predigers Richtung herausgestöbert zu werden braucht. Eine majestätische Einheit, die nichts von unserer kläglichen Zersplitterung, Zersprengtheit und Zerrissenheit weiß; denn da ist mitten in allem Sturm und Aufruhr eine leitende, lehrende und sammelnde Autorität, ein Fels im Meer."

Und manch einer mag in großem Begreifen mit seinem Haupte nicken, wenn er es über das Buch einer bekannten Dichterin unseres Landes neigt, die in der poetisch verklärten Geschichte ihres Lebens die Worte schreibt:

„Was langsam nahte, auf dem Pfade der Berge, woher uns die Hilfe kommt, hat sich an mir erfüllt: ich bin zu meinem Volk zurückgekehrt und Katholikin geworden. Ganz still, wie es sich ziemt, wenn die Tochter nach langem Irren in fremden Gegenden wieder hungrig zur Mutter kehrt mit der biblischen Bitte: Nimm mich auf, ich bin hinfert nicht mehr wert, deine Tochter zu heißen . . . ; ganz still, wie es sich ziemt, wenn der Hirte nach langem Suchen durch die Täler und Triften sein verlorenes Schäflein findet. Ich kniete nieder auf den Betstuhl am berühmten Wallfahrtsort

und sprach zu dem alten Benediktiner: „So lehret mich,
mein Vater.“ Und er antwortete: „Fasse Mut, meine
Tochter!“ Da entlastete sich mein Herz von allem. Ich
wollte nicht mehr verneinen, was ich noch nicht fassen
konnte, sondern beugte mich in Demut. Der Benedik-
tiner aber machte das Zeichen der Absolution über
meiner Stirn und sprach: „Mein Kind, ich bin ein grö-
ßerer Sünder als Sie, und die Engel im Himmel ju-
beln über Ihre Bekehrung.“ Nein, kein Bekehren, nur
ein Heimkehren! Als ich hinaustrat in den strahlenden
Morgen, hatte ich ein blendendes Gefühl, als sei ich
weiß wie Schnee und schneeweiss gewandet.“

Freunde, denkt nicht, daß wir das alles nicht ver-
stehen oder es gar mit heimlicher Ironie nachsprechen.
Ich begreife in hohem Maß den Zauber, den die Katho-
lische Kirche zumal auf Empfindungsmenschen und
sonderlich auf Frauenseelen ausübt. Aber daß viele um
dieser Zauber willen mit Enttäuschung, ja mit Arg-
wohn auf unsere evangelische Kirche blicken, von der
sie ihr Innerstes stiefmütterlich behandelt meinen, ist
ein bedenkliches Zeichen der Erkrankung unseres Glau-
bens und Glaubenslebens; ein wehtuender Beweis da-
für, daß wir den Sinn für die Hauptsache verloren,
daß unser Organ zum Erfassen der Wahrheit und
Wirklichkeit beängstigend verkümmert ist; wir wissen
nicht mehr, wonach der Herr vor allen andern Dingen
fragt, nach was, um mit unserm Text zu reden, „die
Augen Gottes schauen“, was das Entscheidende ist.

O, gewiß ist es etwas Schönes und Erhebendes
um stimmungsvolle, feierliche Gotteshäuser und Got-
tesdienste. Sie sind wohl gar asketisch streng verfah-
ren, zumal unsere Schweizerreformatoren, als sie aus
unsern Kirchen und Andachten allen Schmuck und alle
äußere Kunst verbanneten. Aber sie wußten wohl,
warum sie es taten. Es war in ihrer Absicht und in

ihrer Tat Geist des Propheten, der zu Israel sprach:
„Ich bin gram euren Feiertagen, mag eure Versammlungen nicht riechen. Tue nur weg von dir das Geplärr deiner Lieder, ich mag dein Psalterspiel nicht hören. Es soll aber das Recht geoffenbart werden wie Wasser, und Gerechtigkeit wie ein starker Strom.“ Sie wußten, daß schöne Kirchenstimmung ferne von Glauben und von wahrem Leben sein kann. Sie wußten, daß einer vor höchsten Kunstgebilden leben, von einer Andachtsstätte zur andern eilen und dennoch ein der Sünde verknechteter Gottfremder bleiben kann. Einer jener Sucher und Dränger und geistigen Weltumsegler vor hundert Jahren hat das mit dem erschütternden Bekenntnis gestanden:

Vergebens, — wen die Schuld verstockt,
der wird zum Abgrund hingelockt
selbst durch der Schönheit Strahlen!
Kunst, Andacht reizten mein Gelüst,
durch Romas Tempel rannt' ich wüst
Genüssen nach und Qualen.

Wir begreifen auch in weitem Maße, wie beruhigend es wirken mag, wenn man beichtend ablegen kann, was das Gewissen ängstigt, und mit dem Trost der Absolution heimkehren darf, wir begreifen, daß die zur katholischen Kirche Uebergetretenen gerade von dieser Befreiung immer besonders beglückt gesprochen haben. Ja, es hat etwas Entlastendes, sich eines Tages einer geistlichen Leitung anzuvertrauen, so daß man fortan nicht mehr selber denken und forschen und ringen muß, sondern sich wie ein Kind leiten und führen lassen darf, sich mit dem Ruhegedanken stillen kann: „Die Kirche denkt für dich, sie glaubt, sie kämpft für dich; geh' auf ihr sicheres Schiff, es führt dich sicher zum wahren, ewigen Ziel!“ Das ist so recht der Ton und Trost für ein altgewordenes Geschlecht, das

an all das Geschrei von Neuland und neuen Zeiten und Zielen nicht mehr glaubt, ein müdes Geschlecht, in dem die Kämpferglut weithin erloschen ist. Aber es ist bitter, wenn wir aus fläglicher Müdigkeit heraus gerade den Adel des Protestantismus preisgeben: daß jede Seele das Recht hat, selbständig, ohne Zwischeninstanzen, zu Gott selber treten zu dürfen, sich von ihm selber durchleuchten, richten, aufrichten und leiten zu lassen. Und unverständlich ist es, daß wir immer noch die große Einheit der römischen Kirche bewundern können, ohne zu bedenken, um welchen Preis solche Einheit errungen ist, ohne zu erzittern im Gedanken an all die ungezählten Geistes- und Gewissensopfer, mit denen diese Einigkeit gewonnen worden ist, an all die Geist- und Seelennöte, die im Verborgenen gelitten worden sind. Seit wann ist Zahl und Maß Beweis der Wahrheit? Ahnen wir den hohen Ernst des Goethewortes nicht: „Ach, da ich irrte, — hatt' ich viel Gespielen, nun ich die Wahrheit fand, bin ich allein!“

Ja, der heiligste Weg, der Weg zu Rettung und Licht muß in der Tat allein gegangen werden; da hat es die Seele nur mit ihrem Herrn zu tun. Aber Gott sei gedankt, daß sie allein und einsam zu ihm gehen kann ohne die dem Geiste und Gewissen unerträgliche Last der starren Kirchenlehre und zentnerschweren Tradition. Die darauf aus sind, uns leise wieder in solches Joch zurückzuführen, die wissen wirklich nicht, was sie tun.

Was aber ist es denn, worauf alles ankommt, das, wonach die Augen Gottes schauen? Luther hat es einmal in das lichtklare, unzweideutige Wort gefaßt: „In meinem Herzen herrscht nur jener eine Artikel, nämlich der Glaube an Christum, von welchem, durch welchen und aus welchem all' meine theologischen Gedanken bei Tag und Nacht ein- und ausgehen.“ Zu

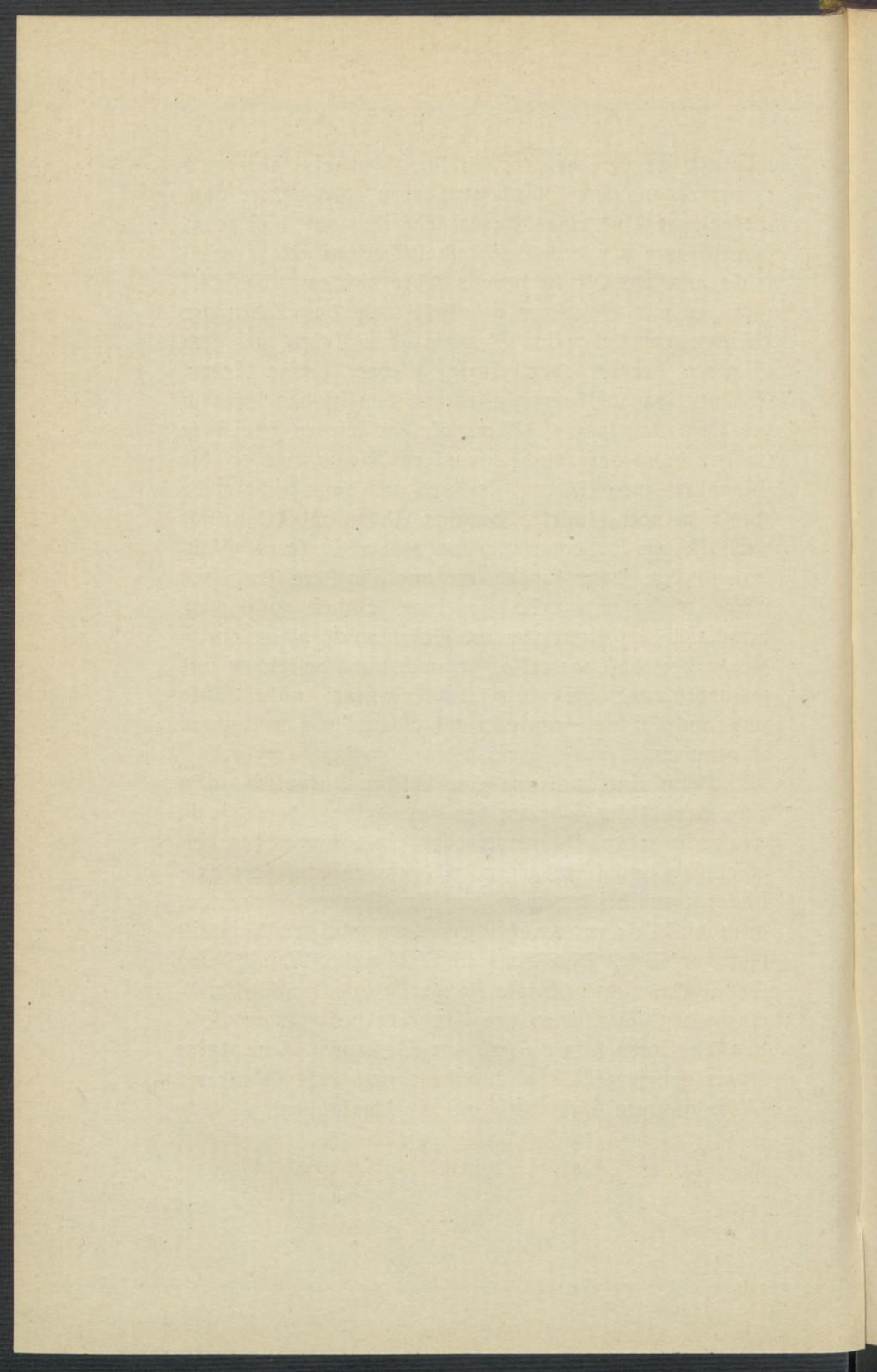
diesem Glauben, der seines Lebens Grund und Seele geworden, war er aus großen Nöten heraus, aus innerstem Zusammenbruch, aus Angst und Schmerz gekommen. Immer noch bleibt es etwas heilig Ernstes und Einschneidendes um das Erlebnis, daß einer zum Glauben kommt, zum Glauben, der einzig dieses Namens wert ist. Es flüchten viele liebäugelnd zu katholischem Wesen, weil sie sich fürchten, mit dem Glauben Ernst zu machen. Denn die heilige Autorität, die zum evangelischen Glauben leitet, die nimmt das Denken und das Kämpfen nicht ab, nein, führt in den Entscheidungskampf hinein. „Es kommt der Glaube aus der Predigt“, sagt der Apostel, „die Predigt aber durch das Wort Gottes“. Nicht auf dem Weg der Stimmungen und Gefühle, nicht auf dem Pfad der Schönheit und Ästhetik kommt man zum Glauben und seinen Gnaden, sondern indem man sich weit und willig dem Worte unterstellt und seiner Geistesleitung folgt, dem Wort, das Fleisch geworden ist. Dies Wort aber beweist sich an jedem, der aus der Wahrheit ist, als ewig geltende Autorität und Wahrheit, indem es das Tiefste, Stärkste in uns trifft und festhält, das innerste Heiligtum gewinnt, unser Gewissen, jenen Kronzeugen der Wahrheit, der in Luther eine ganz neue Weihe, ja förmlich eine Auferstehung erlebt hat, dem er sich so verpflichtet hielt, daß er ausrief: „Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen und wenn sie noch voll Teufel wäre und wenn mein Leib darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern ginge.“ Gottes Wort offenbart Menschenziel und Menschenart, Menschenbestimmung und Menschensünde, Menschenadel und Menschenfall, es spricht das Urteil über alles Menschenwesen. Wo es die innersten Gewissenstiefen trifft, da weiß der Mensch, daß ihm nur eine Rettung bleibt, Wegkehr vom alten Wesen,

„Buße“, wie es die Schrift nennt. Darum war das erste Wort, das Luther in entscheidungsgrößter Stunde in die Welt hineinrief, ein Wort von der Buße. Aber die Abkehr vom Alten ist wertlos, wenn sie nicht Hinkehr zu neuem Wesen ist, die Buße töte t ohne den lebenweckenden Glauben. „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben,“ das gilt noch jetzt, davon hängt noch jetzt alles ab. Aber wir hören von allen Seiten rufen: „Nein, eben nicht ‚glauben‘, unser Geschlecht will mehr, will anderes, will: schauen, wissen, tun.“ Nun, dann verleugnet ihr den Grund, aus dem die Reformation herorgegangen! „Es ist uns auch nicht um die Reformation zu tun,“ antworten sie, „um etwas Echteres und Ursprünglicheres“. Nun denn, so schöpfet aus den Quellen, aus denen die Reformation ihr Leben gewann, aus Geist und Wort des Apostels Paulus, ihr findet nichts Echteres und Ursprünglicheres. „Es ist uns nicht um Paulus zu tun, um Christus selber.“ Aber ihr findet bei ihm ja immer und immer wieder das Wort vom Glauben! „Glaubt an das Evangelium,“ „wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben,“ „selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Hört ihr denn nicht aus seinem Liebesrufe Gottes eigene Stimme, spürt ihr in seiner Gegenwart nicht Gottes eigene Nähe, erlebt euer Herz in ihm nicht volle Gotteswirklichkeit? Ihr müsst sie spüren und erleben! O, nehmt sie an, vertrauet ihr! Wendet die Blicke weg von Welt und Schein, von euch und von den Menschen nur auf ihn, fragt immer wieder, was er will, traut nicht euren Neigungen und Gefühlen, folgt nicht der Stimmung und der eigenen Willensregung. Gebt immer wieder ihm recht und euch unrecht, stellt immer wieder auf seinem ewigen Grunde ab in jeder Entscheidung, zu jeder Stunde! Es kann Jahre gehen, bis man das gelernt hat. Es kann einer

in guten Treuen meinen, ein Christ zu sein, aber was es heißt, aus dem Glauben zu leben, das hat er noch nie gelernt. Und eines Tages geht ihm auf, daß er eigentlich nur aus der Gewohnheit heraus gelebt, vielleicht aus der Pflicht heraus, aber daß es etwas viel Höheres und Seligeres gibt selbst als das Leben der Pflicht: das Leben im Glauben, das Leben aus dem Glauben heraus, das einzig wahre, selige Leben. Freunde, darauf kommt alles an, das ist das Diadem des Protestantismus. Wenn wir das wieder gewonnen haben, dann darf auch in unsere Kirche wieder die Schönheit zurückkehren, sie wird uns dann nicht mehr zum trügenden Schleier, der uns Wesen und Wahrheit verbüllt, sie ist dann Dankesausdruck unseres Glaubensglückes. Dann fänden wir uns aus Zerrissenheiten wieder mehr und mehr zu einer Einheit zusammen, denn viel Zersplitterung und Sektiererei kommt einzig davon her, daß das eitle Ich noch nicht gestrichen und gestorben, und wir durch Reizerei nicht fähig sind, auch an die Sehnsucht und Gottesliebe der andern zu glauben.

Dann eint auch uns eine heilige Autorität, nicht eine menschliche, — nein, der Herr selber, dem einzig wir recht geben. Dann wird, wo einer danach begeht, er auch bei uns Seelen finden, denen er sein Herz ausschütten und bei denen er sein Gewissen entlasten kann; denn die Gefahr menschlicher Herzensbeherrschung ist dann vorüber. Das alles schaffen nicht Wunsch und Sehnsucht, nicht religiöse Kongresse und Beschlüsse, — einzig der Glaube, das Hingeben des Ich an Gott, das Verlieren seiner Seele an Christus. „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben, nach dem Glauben.“ „Wir glauben, Herr, hilf unserm Unglauben!“

Amen.



Irdische und himmlische Legionen.

Markus 5, 9: Legion heiße ich, denn unser ist viel.

Als Jesus auf den Höhen der Gadarener den irren, geistverwirrten Menschen sah, der erschüttert vor ihm niederfiel und schrie: „Was willst du von mir, Jesu?“ da fragte ihn der Heiland, wie man ein Kind fragt, das sich im dunkeln Wald verirrt hat: „Wie heisst du?“ Eine unerwartete, seltsame Antwort ward ihm zuteil. Der Kranke mag sich dabei zu kühner Haltung und Gebärde wie ein Feldherr emporgerichtet haben, während er mit einem Ausdruck, gemischt aus Großartigkeit und tiefer Beklommenheit, ausrief: „Ich heiße Legion, denn unser sind viele.“

Es ist die Antwort eines kranken Menschen, der vor Jahrtausenden im Morgenland herumgeirrt ist, und doch kommt sie mir vor wie eine Stimme, ja, wie der Ruf aus unserer Zeit. So haben in den Jahren, die hinter uns liegen, die Führer der Völker unaufhörlich gerufen. In immer neuen Tönen haben es die Kanzler und Ministerpräsidenten der kämpfenden Nationen in die Lande gerufen, damit es alle hören: „Unser ist viel, wir brauchen nichts zu fürchten. Wir haben Verbündete, und zwar immer mehr, unsere Regimenter sind fast unerschöpflich, unaufhörlich mehren sich unsere Waffen, unsere Schiffe und unsere Siege. Wir heißen Legion.“ Und blindlings haben es die meisten geglaubt, denn dieser Ton der Großartigkeit kam ganz

dem Geist der Allgemeinheit entgegen. — Die Stimme ist weithin verklungen; die Enthüllung der Wirklichkeit und die Enttäuschung ist zu schrecklich gewesen. — Jetzt ist es wieder die Sprache, die die Parteien sprechen; wie klingt sie wieder aus allen Lagern an unser Ohr: „Unser ist die Zukunft! Unserm Programm gehört der Sieg! Unsere Reihen wachsen, unsere Bedeutung steigt, die Front marschiert! Wir heißen Legion!“

Es ist der Ton, der mehr und mehr all unsere Veranstaltungen beherrscht. Springt's euch nicht auch so peinlich in die Augen, wenn ihr die Inserate unserer Blätter lest? Es ist alles auf den Ton der Größe gestimmt: Großes Konzert und großer Basar, große Versammlung und Riesenprogramm! Es ist der Geist, der das Geschäftsleben beherrscht. Es müssen große Zahlen ausgerechnet werden, wenn ein Unternehmen auf Erfolg rechnen will, pomöse Namen wollen gefunden sein, wie jener kranke Mann von Gadara sie liebte. Der klingende Titel, der strahlende Prospekt ist wichtiger als das solide Fundament. Der Geist der Reklame schafft Zahlen, Namen und Gebärden, die etwas Fieberkrankes haben. Die Konkurrenten jagen einander, daß ihnen der Atem ausgeht. Und dieser Geist macht so unfroh, müde und gequält.

Es ist möglich, daß schon jener Kranke, der mit dem Herrn zusammentraf, zuweilen aus seiner Höhenstimmung jäh in die Tiefe sank. Es heißt von ihm, daß er „bei Tag und Nacht auf den Bergen und in den Gräbern war“. Vielleicht kam er sich oft am hellen Tag, wenn er die Höhen aufwärts stieg, wie ein Führer vor, der römische Legionen kommandierte. Doch wenn die Nacht sich um ihn hüllte, dann trug er geängstet seine Träume in die grause Schlaftätte, die er in offenen Gräbern suchte, und dann wütete er gegen

sich selber, wütete bis zur Selbstvernichtung und suchte seinen Herzensjammer zu vertreiben, indem er sich mit Steinen blutig schlug.

Das ist in den meisten Fällen die trübe Gegenstimmung, die nächtliche Nachwirkung alles Scheins, aller Unwahrhaftigkeit, alles Aufputzes, jeder großen Gebärde, die nur erkünstelt ist. Und weil Unzählige mit Scheingebärden das Gefühl einjagen: „Unser ist viel“, während sie ja selber genau wissen, wie unwahr das ist, wie elend sie in Wirklichkeit sind, kommt dann zuweilen die Gegenwirkung geradezu erschütternd über sie. Wer nur ein wenig die Menschen kennt, der lässt sich immer weniger von ihrem äusseren Auftreten bestimmen. Der hört aus den Worten und Reden selbstsicherster Menschen, die mit ihrer Ueberlegenheit geradezu verwirren können, die tiefe, innere Unsicherheit heraus, der sieht förmlich, wie der gleiche Bühne, der durch die Menschenreihen schreitet, als wollte er jedem sagen: „Ich heiße Legion“, daß der gleiche, wenn er allein ist, zuweilen sich wie jener Gardener verkriechen möchte, ja, zuweilen durch Stimmungen wahrer Selbstzerstörung hindurch muß; der weiß, wie schnell ein großartiger Aufschwung von tiefsten Niedergeschlagenheiten abgelöst wird; der hört im Geiste die, die tagsüber zu rufen scheinen: „Unser ist viel“, des Nachts in ihrer Kammer vor sich herseufzen: „Nein, unser ist nicht viel! Warum sind wir so einsam, so unsäglich einsam?“

In Wirklichkeit war der Zustand jenes Mannes, der seinen Namen „Legion“ genannt, voll tiefen Jammers. Ein fremder Geist hatte von ihm Besitz genommen, der nicht sein wahres Wesen war. Und im Grunde muß es ein schauerliches Gefühl gewesen sein, wenn es ihn übernahm, als habe eine Legion von Geistern in ihm Wohnung genommen. Das war der Aus-

druck offenkundiger Krankheit. Aber wer ist unter uns, der nie unter dem tiefbeklemmenden Eindruck gestanden, als ob auch in ihn Geister gedrungen seien, die seinem wahren, innersten Wesen fremd sind und dennoch, wie die Herren, sich in ihm gebärdenz? Wer wüßte nichts von den Innennöten, die Augustin in die klassischen Worte fasste: „Mein Wollen hielt der Feind gefangen und von ihm aus hatte er mir eine Kette geschmiedet und mich umschlungen. Nur aus dem verkehrten Willen geht die böse Lust hervor, und wer ihr dient, dem wird sie zur Gewohnheit, und wer der Gewohnheit nicht Widerstand leistet, dem wird sie zur Notwendigkeit. In dieser Kette war ich gefesselt in harter Sklaverei.“

Freunde, es gibt eine Zeit, da der Trinker, wenn er im Wirtshaus auf den Tisch geschlagen, als hätte er mit seinem Kraftbewußtsein von Legionen die ganze Welt zertrümmern wollen, am andern Tag sich dieser Geister schämt, die ihn beherrscht und seine Gedanken verwirrt hatten; aber es kommt eine Zeit für ihn, da diese Geister der Selbstbelügung ihn so völlig besitzen, daß er unfähig wird, sein eigentliches Wesen zu erkennen.

Es gibt Stunden, da das junge Mädchen, das dem Modeteufel zum Opfer gefallen, die Unstimmigkeit erkennt, die zwischen seinem schlchten Heim und seinem feingebauten Kleid besteht, und sich gestehen muß, daß auch es eigentlich, wie jener Gadarener, sozusagen unter falschem Namen lebt; aber es kommt ein Tag, da sein ganzes Leben zu solcher Lüge geworden, und es zur Gebundenen ihres Scheins geworden ist.

Es mag für den Mann, der in seinen Vermögensverhältnissen vorwärts kommt, zuerst eine harmlose Freude sein, wenn er im Blick auf seine Ersparnisse vergnüglich lächelt: „Ich heiße Legion, denn unser ist

viel;" aber ohne daß er es merkt, binden ihn die Geister der Geldliebe, und er wird so gründlich zu ihrem Sklaven, daß er seines Sklavendienstes gar nicht mehr bewußt wird.

Vielleicht sind manche unter uns viel tiefer, als sie ahnen, in Abhängigkeiten hineingesunken, die leidvoll an Michelangelos' Wort erinnern:

Der Sklave, der im öden Kerker schmachtet,
in Ketten, unauflösliche, geschlagen,
weiß so, nach langem Brauch, sein Leid zu tragen,
daß er am Ende kaum nach Freiheit trachtet.

Und doch, wer ist unter uns, der nicht wenigstens von Stunden wüßte, da er mit tiefem Schmerze lagte: „Warum kann ich nicht sein, wie ich sein möchte, warum bin ich von Gestern eingeschnürt, die mich nicht so sein und reden und handeln lassen, wie ich so unendlich gerne möchte? Warum? Warum diese elende, unabtreibliche Einquartierung in meinem Innern, deren Treiben so müde, müde macht, die mein Wesen besetzt hält, daß ich wie mein eigener Gefangener darin lebe?

Ja, Freunde, es ist etwas Bejammernswertes um die Legionen dieser Welt.

In der Stunde, da Jesus gefangen genommen wurde und einer seiner Jünger sich mit dem Schwert dagegen wehren wollte, da verbot es ihm Christus, indem er das hoheitsvolle Wort sprach: „Meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir schicke mehr denn zwölf Legionen Engel?“ Sein Auge sah in die Himmel hinein und schaute dort oben den Vater, umringt von der endlosen Schar seiner vollendeten Diener. Das waren die Legionen, an die er glaubte. Darum übten die irdischen Legionen keinen Zauber auf ihn aus, nicht der Glanz der römischen Scharen, nicht der Prunk des Gefolges eines Herodes,

kein Machtwort weltlichen Reichtums, irdischer Gewalt. Er rechnete mit den Legionen der Ewigkeit; wenn er seine Hände auf sieche Leiber legte und sie von neuer Kraft durchströmen ließ, so wußte er, daß diese Stärke ihm aus dem Reichtum himmlischer Kraft herkam; wenn er die Zentnerlasten menschlicher Sünde mit seinen Hohepriesterhänden in stiller Nacht emportrug und ihm die Lasten abgenommen wurden, so wußte er, daß Himmelskräfte sie ihm abnahmen; und die Sterne, die über ihm wachten in den Stunden seines einsamen Gebets, die waren ihm Abglanz jener unsichtbaren Heerscharen droben im ewigen Glanz. Ja, in der Stunde seines erschütterndsten Kampfes, dort in Gethsemane, da spürte er, daß einer aus den himmlischen Legionen geradezu fühlbar um ihn war: „Es erschien ihm ein Engel vom Himmel und stärkte ihn.“ Und weil seine Seele so ganz daheim war bei den Heerscharen droben, war ihm nichts unverständlicher als der Stolz, die Selbstüberhebung, die Eitelkeit, das Scheinwesen der Menschen. Durch all sein Tun, durch all sein Reden und sein Lehren ging darum immer wieder das eine Sehnen und Wollen, die Menschen aus der Eitelkeit und der unwahren Gebärde: „Ich heiße Legion,“ zu demütiger Singabe an die heiligen Legionen Gottes, an die ewige Kraft zu rufen, weil Demut und Wahrhaftigkeit die Vorbedingungen aller Segnungen und Gnaden sind. Darum war in ihm diese heilige Kraft, diese tiefe Ruhe, dieser göttliche Friede, diese vollendete Freiheit.

Darum, Freunde, bejammern wir keinen, der durch Demütigungen hindurch muß und aus dem Reich der Täuschungen flüchtend zu Gott getrieben wird. Jetzt erst sind seine Hände bereit, die wahre Kraft in Empfang zu nehmen. Raum etwas ist unserm Geschlecht so notwendig, als daß es die Sehnsucht lerne:

„Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre“ die Demut und Wahrhaftigkeit, die von den Scheinmächten der Erde hinaufzublicken und mit dem Heiland zu sprechen gelernt hat: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit!“ Es ist ja so wahr, was der Dichter sagt:

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher denkt;
wie sinkt es, wenn es auf sich herunterschaut;
Elend schaut's wehklagend dann und Nacht
und Tod!

Allein du rufst mich aus meiner Nacht . . .

Ja, alles Blicken und Pochen auf unsere Menschenkraft endet in Schwachheit und Nichtigkeit. Stark wird man nur im Anschluß an die ewigen Legionen.

Einzig von dort kommt auch die Hilfe gegen all den zermürbenden Zwiespalt, die Unsicherheit und Zerrissenheit, die tausend Herzen zerstört. Wie still, wie ruhevoll ist jener Kranke auf einmal geworden, als er der Lebensmacht Jesu begegnete und gehorchte! Fortan war er nicht mehr des Tages auf den Höhen frankhafter Ueberhebung und nachts in den Gräbern des Elends und der Selbstzerstörung, nun war nicht mehr das fürchterliche Wogen in seiner Brust. Der Glaube war in ihm erwacht und machte seine Seele zuversichtlich.

In dem Maß, als wir durch Jesus glauben lernen an die ewige Kraft, die Kraft zum Heil, kommt auch in unser Geschlecht wieder die lang vermisste Ruhe, heilige Sicherheit und Klarheit nach all der bitteren Verworrenheit. Wir lernen glauben an Heilung des Gewissens, an göttliche Leitung, an väterliche Erziehung, an Vollendung, und es kehrt in unsere unkindlichen Herzen etwas von dem ruhevollen Frieden zurück, den das Kindlein umfängt, nachdem

des Abends seine Mutter mit ihm gebetet, daß der Herr seiner Engel Wacht um das Bett des Kindes stellen möge, und es einschläft, wie von himmlischen Legionen umhütet.

Ja, wer an die Macht der göttlichen Heerscharen glaubt, an die Legion der ewigen Liebe, der glaubt auch, wenn er die Welt noch so sehr im Argen sieht, daß eine Befreiung möglich ist von den Geistern, die sie zu ihrem Verderben in Besitz genommen und Welt und Menschheit elend machen. Der gleiche Herr, der die Geister des Gadareners vertrieben, der kann auch die Qualgeister unserer Zeit und unseres Herzens vertreiben und auch uns erleben lassen, was der heilige Augustin erlebte, der nach seiner Begegnung mit Jesus frohlockte:

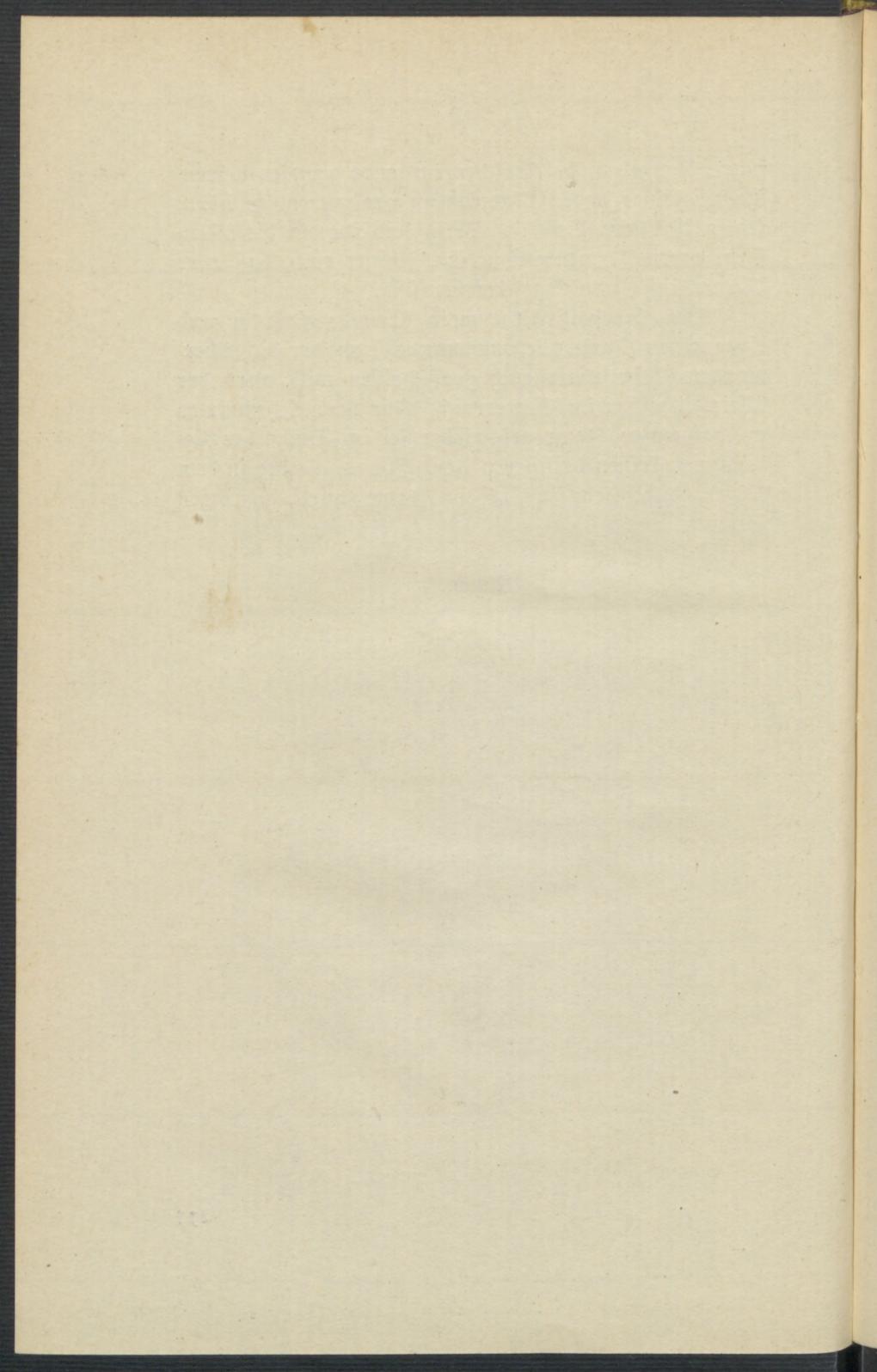
„O Herr, ich bin dein Knecht, du hast meine Bande gelöst! Dir will ich Dank opfern und des Herrn Namens verkündigen! Es soll dich loben mein Herz, preisen soll dich meine Zunge und alle meine Gebeine müssen sagen: Herr, wer ist dir gleich? Wer bin ich und was bin ich? Gibt es ein Böses, das ich nicht getan, oder, wenn ich es nicht getan, so doch geredet, so doch gewollt habe? Du aber, o Herr, bist barmherzig und schöpftest mit deiner Rechten bis auf den Grund meines Herzens die Tiefe des Verderbens aus. Und dadurch wollte ich nicht mehr nach meinem, sondern nur noch nach deinem Willen. — Jesus Christus, mein Helfer und mein Versöhnner!!“

Freunde, wenn nach seiner Begegnung mit Jesus der Gadarener noch einmal gefragt worden wäre: „Wie heißtest du?“ so hätte er nicht mehr geantwortet: „Ich heiße Legion.“ Er hörte fortan, wo er ging, über seinem Haupte selig flüstern: „Sie sollen Gottes Kinder heißen!“ Ja, er hatte einen neuen Namen bekommen, nach dem, der ihn besiegt, der ihn überwunden

hatte. Und ob auch Menschen imstande gewesen wären, ihn ob seines neuen Namens zu verspotten, er hörte seines Meisters Trost: „Selig seid ihr, so die Menschen euren Namen verwerfen. Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.“

Wie aber heißtest du, mein Freund? Hast du auch einen neuen Namen bekommen nach dem, der dich überwunden? Wer unter euch groß heißen will, wird der Kleinste heißen im Gottesreich. Nur darauf kommt es an, daß unser Name geschrieben sei im Buche des Lebens, und keinen heiligeren Adel gibt es, als der in dem Wort beschlossen ist: „Sein Name wird an ihren Stirnen sein.“

Amen.



Der Weg zur Ruhe.

Hebräer 4, 3: Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe.

Sie war zwar früher schon eine Blume, die nicht in jedem Garten wuchs, die Ruhe der Seele, jetzt aber hat die lastende Atmosphäre der Ungewissheit, der Angst, die ganze Kompliziertheit des neuen Lebensbetriebes letzter Jahre ihr weithin das Leben getötet.

Aber sie sind nicht froh, die Menschen, die das Gut heiliger Herzensruhe verloren haben oder nie besessen. Nicht wahr, ihr seht euch danach, leidet unter dem Verzicht? So sehnen sich jetzt Unzählige.

„Die Zeit, in der ich stehe, stehen muß,“ sagst du, „ist jeder Ruhe Feind. Ich träume von einer anderen Zeit, die diese Jahre der Not ablöst und die beklemmende Unraust zur Ruhe kommen läßt. Dann blüht auch mir wieder die Blume der Seelenstille. Vorher erwarte ich sie nicht“. Aber es ist nicht klug, mein Freund, von der Zeit eine Neuerquickung deiner Seele, ein inneres Gut zu erwarten. Weißt du es denn, wenn einmal die Unraust der sturm bewegten Gegenwart ein Ende nimmt? Weißt du, ob du bis dahin nicht dich so müde gesorgt und geängstet hast, daß du zu müde wärest, sie noch aufzunehmen, wenn sie überhaupt von außen her über dich kommen würdest — Vielleicht sagst du: „Ich kenne einen hehren Ort, an dem ich Ruhe finde; im Menschentreiben finde ich sie nicht, ist sie mir fern; doch wo mich die Natur in ihre Arme fasst, da werde ich still und ruheüberströmt.“

O, lieber Freund, ich weiß es auch, was die Natur vermag. Ich kenne den unnennbaren Ruhezauber, wenn Morgenschimmer wie ein Traum auf See und grünen Wiesen ruht, und wenn der Abend seinen Friedenshauch um Leib und Seele breitet; ich kenne die Seelenseligkeit, wenn sich die Sternennacht hier oben über einsame Wege wölbt und segnend sich wie Mutterhände einem aufs Haupt legt. Aber es ist sprechend, daß einer, der die Natur wie wenige gekannt, wie wenige geliebt, daß Goethe eins seiner herrlichsten Lieder von der Ruhe der Natur, das mit dem Wort beginnt:

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh',
in allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch . . .

mit dem wehmütig traurigen Worte schließt:

Warte nur, balde
ruhest du auch;

und daß das andere „Wand'fers Nachtlied“ in die Sehnsuchtsbitte ausklingt:

Süßer Friede,
Komm, ach, Komm in meine Brust!

Es ist nicht gut, von einem Ort die Ruhe zu erwarten und sie von ihm abhängig zu machen. Denn bist du diesem Orte fern, verläßt dich auch die Ruhe. Es ist kein Weg zur Heilung, wenn du sagst: „Soll mir mein Herz zur Ruhe kommen, so muß ich fort aus dem Kreis jener Menschen, an denen ich mich täglich reibe, die keine Rücksicht auf meine Seelenruhe nehmen, die mir das Gutsein so erschweren und meine Liebe so kärglich erwidern, ich muß hinaus aus des Alltags zermürbenden Konflikten.“ Das ist nichts anderes als ein geistiges Desertieren und rächt sich, indem es dir wie Deserteuren geht, die, fern vom Kampf und von Konflikten, doch innerlich nicht zur Ruhe kommen

und wissen, daß sie, wenn sie wieder zurückkehren dort hin, wo sie waren, erst recht in Peinlichkeit und Herzleid stürzen.

Seht, wenn wir sie draußen zu suchen beginnen, die Ruhe für unsere Seele, irgendwo und irgendwann, dann müssen wir sie schließlich immer ferner suchen, weil wir überall etwas finden, das uns die Ruhe verdribt, dann suchen wir sie schließlich in Wolkenträumen und fragen, wie der Dichter Uhland fragt:

Wann im letzten Abendstrahl
gold'ne Wolkenberge steigen
und wie Alpen sich erzeigen,
frag' ich oft mit Tränen:
liegt wohl zwischen jenen
mein ersehntes Ruhetal?

Oder dann kommen wir eines Tages dahin, die Ruhe als ein Gut zu erklären, das unser Erdenleben ewig meidet, Ruhe erst von Tod und Grab zu fordern, und so mit Hiob flagend zu träumen:

Warum starb ich nicht, . . . kaum geboren? . . .
Dann lög' ich jetzt und hätte Ruh',
ich schliefe, wie wär' mir so wohl! . . .
Dort wo die Lauten stille werden
und alle Lebensmüden ruh'n,
Wo die Gefang'nen sorglos geh'n,
von keines Treibers Ruf erschreckt;
vornehm und nieder ist hier gleich,
der Knecht ist frei von seinem Herrn . . . —

Viein, wenn unser unruhezitterndes Herz zur Ruhe genesen soll, dann muß die Gesundung von innen her geschehen. Und die Heilkraft heißt:

„Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe.“

Du lösest dein Herz für immer von der Ruhe, wenn du die Gemeinschaft mit Gott gelöst hast. Du

führst es in die Ruhe zurück in dem Maß, als du in ganzem Ernst mit der Nähe und Wirklichkeit jenes Gottes rechnest, von dem die Offenbarung sagt: „Der Herr, der da war, der da ist und der da kommt.“

Viel Unruhe trägt dir die Erinnerung zu, deine Vergangenheit. Wer ist, dem keine Bilder, Namen, Stimmen aus der Zeit, die hinter ihm liegt, Stunden heimlichen Leids, ja, vielleicht zehrender Qual bereiten? Die Unterlassungen, die auf all unsern Wegen ruhen, drücken uns, die ziellos verworrenen Wege, die wir oft und lang geschritten sind, die Sünden, mit denen wir uns belastet haben. Kein Fliehen hilft da, kein Ohverschließen, kein Versinken in irgend ein stilles Ruhetal. Nur die Gewissheit: Er, von dem die Schrift sagt: „Gott, der da war“, er, der unsere Vergangenheit bis in die letzten Falten kennt, weil er immer war, er hilft gegen die Unruhen, die aus unserer Vergangenheit stammen. Die Gewissheit, daß er unsere Unterlassungen, die ungezählt auf unserm Weg liegen geblieben, gleichsam vom Wege aufgehoben und uns als neue Gelegenheiten zur Liebe schenkt, daß er immer wieder unsere ziellosen Wege einem ewigen Ziele zuzuwenden gesucht, aus den verworrenen Linien unseres Lebens einen neuen Plan gebaut, ja, daß er aus den wirren Fäden noch ein feines Gewebe stricken, selbst unsere Sünden noch in Gewinn umwandeln wird, wenn wir sie uns vergeben lassen, das läßt die Stimmen der Unruhe aus unserer Vergangenheit still werden.

Und sprudelt denn nicht eine Quelle von Ruhetrost in der Gewissheit, daß er ist? Muß uns nicht Ruhe umfangen, wenn wir am Morgen beim Erwachen uns in den Gedanken hineinhüllen: „Du bist da“; muß nicht inmitten unserer Arbeit diese Gewissheit segnen, muß sie nicht tiefste Einsamkeiten trösten? Kann einen

die Gegenwart noch in innere Unrast stürzen, wenn man mit der Erkenntnis Ernst macht:

Ist es gleich, als wärst du mir nicht nah',
als müßt' ich in Nacht verloren sein, —
du warst nicht gegangen, du bist da, —
Ich nur sah dich nicht — und war allein . . .
Dennoch bleibe ich stets an dir.

Aber vielleicht mehr noch als Gegenwart und als Vergangenheit, schafft uns seltsamen Menschen jenes Land Unruhe, von dem wir gar nicht wissen, ob es uns aufnimmt: das unbestimmte, dunkle Zukunftsland, der kommende Tag. O, wenn wir wirklich glaubten, an den Herrn, der da kommt, wie ruhereich blickten wir der Zukunft entgegen. Ja, er, der da war und der da ist, er ist's, der auch kommt in allem, was uns noch begegnen wird. Er kommt in den Stürmen dieser Zeit, er kommt über die Felder der Not. Er kommt in den Schmerzen, wenn sie deiner harren, in den Enttäuschungen; nie kommen sie, ohne seinen heimlichen Segen im Schoß zu tragen. Er kommt in jedem deiner künftigen Tage, in den Menschen, die deine Wege kreuzen; in den Briefen, die man dir ins Haus bringt — oder nicht bringt, wiewohl du sie sehnlich erwartet hast; er kommt in den Freuden, die dir noch warten, und, — weil er kommt, darfst du voll ruhestiller Hoffnung sein.

O, lasst uns die Liebe, die wir schon von Gott erfahren, unvergänglich festhalten und mit ihrem Erinnerungslicht unsren Weg erhellen! Wie liebe ich die Menschen, die, wenn sie einmal von einem andern Liebe erfahren haben, ihn gegen jeden Tadel, jede Kritik verteidigen. Wie liebe ich die, die, wenn sie einmal Gottes Güte verspürt, sie gegen alle Stimmen des Zweifels und der Anfechtung verteidigen. Lasst uns den Verheißungen Gottes trauen und ihn, wie es die wah-

ren Gottesmenschen aller Zeit getan, kindlich beim Wort nehmen! Laßt uns ihm übergeben Last und Lust, bis er alles hat und nichts mehr unsere Hände müd' und zitternd macht. —

Aber, meine lieben Freunde, ich weiß, wie schwer gerade dieses kindliche Beim-Wort-Nehmen, Vertrauen, Glauben und Uebergeben ist. Wahrhaftig, das Gegenteil von einem Kinderspiel! Da braucht es Hilfe, braucht es einen Retterblick, sonst will es nicht gelingen, einen Aufblick zu dem, von dem der Hebräerbrief sagt, daß er der Anfänger und Vollender unseres Glaubens sei: Christus. Er fängt in einem Herzen den Glauben an, der zur Ruhe führt; er kann es, denn welche Gottesruhe füllte seine Seele! Wohl trat er in die Welt in den Jahren junger Mannesglut, und seine Seele war Feuer; aber sein Auge war still, sein Haupt so friedegekrönt und demutshön, daß der Täufer Johannes, als er ihn zum ersten Male sah, an des Propheten Wort vom dulden, stillen Lamm erinnert wurde: „Siehe da, Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Dann trat er in ein Leben, das alle Leiden fühlte. Er kannte Hunger und Einsamkeit, er kannte Nächte ohne Dach über seinem Haupte, er kannte den Sturm wildester Meereswellen. Doch keine Schauernisse von Not und Nacht und Einsamkeit, von Dunkel und Sturm erschütterten seine Ruhe. Er ging durch Tage jubelnden Erfolges, er schritt durch Scharen, die ihn steinigen und ihn vom Berg herniederstürzen wollten, er hörte aus trauriger Menschenmeute sein Todesurteil kreischen; je tiefer das Leid, um so strahlender sein Friede:

So tat die Welt ihm nichts, die uns so quält,
und wirre Märchen uns ins Ohr erzählt.
Er zagte nicht, da und dorthin zu gehn,
ihm konnte nichts, als nur aus Gott geschehn.

Und als er, wie Johannes vorausgesagt, wirklich geopfert wurde, da feierte die Ruhe seiner Seele den heiligsten Triumph. Es gibt keinen Ort im Himmel und auf Erden, wo man so die Ruhe lernt, wie vor dem Kreuz des Herrn. Hier schaut man hinein in das Geheimnis der wahren Ruhe. Hier gewinnt man die Kraft, den Weg zur Ruhe einzuschlagen. — Ist es denn ein Geheimnis um den Weg zur Ruhe, braucht es denn Kraft, dahin zu kommen? Ja, meine Freunde! Die wahre Ruhe der Seele wird mit Schmerzen geboren. Wenn wir das nicht wissen, so haben wir vom „Weg zur Ruhe“ noch wenig Ahnung. Mit einem frommen Blick zum Kreuz, mit einem stillen Gebet um Ruhe, mit einem sanften Lied von der Gottesruhe ist es nicht getan.

Ich denke an ein Bild, oder vielmehr an drei Bilder, die mir die Natur an einem See enthüllte. Es war ein stiller Abend. In einem kleinen Schiffe ruderten wir in den Feierabend hinaus. Tagsüber war der Himmel von grauen Schleiern überzogen. Auf einmal, dicht vor dem Sinken, trat die scheidende Sonne aus den Wolken und zauberte einen wundersam glitzernden Rosenpfad über den See. Die Ruder entsanken der Hand. Man wurde stille. Einer sagte andächtig: „es sei eine Stimmung, wie die, die über dem Johannesevangelium ruhe.“ Von selber wurden unsere Gedanken zu Gesang, still-leisem Gesang. „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“ so zitterte es wie träumend über den See.

Dann kam die Nacht. Längst war die Mitternacht vorüber, da weckte mich ein ferner Ton: ein Not-signal! Denn über dem See lag glühender Feuerschein; fern brannte es lichterloh. Der glutrote Schein auf den Wellen führte den Blick erschreckt bis in die Brand-stätte hinein. Schaurig klangen die Feuersirenen.

Und wieder vergingen Stunden. Das Feuer erlosch und der Glutstreifen auf den Wogen. Und wo er geglüht, lag wunderklar der Silberstreif des leuchtenden Mondes. Und über den Weg, auf dem des Abends der rosige Sonnenglanz geruht, des Nachts die rote Feuerglut, der nun im Silberschein überirdisch strahlte, stiegen die Gedanken in Ewigkeitssehnsucht bis zum Himmel hinauf und tief in den Himmel hinein.

Freunde, so geht es mit dem Wege, der in die große Ruhe führt. Es gibt Momente, da es uns ist, als habe man nur die Ruder sinken zu lassen und gleite von selber zum goldenen Ruhestrond. Doch wenn man dann Christus näher kommt, dem Bringer der Ruhe, dann kommt die Stunde, da es uns ist, als führe der Weg zu ihm statt in die Ruhe, ins Feuer hinein, daß man erschrickt und sich wehrt und wendet. Da schaut er einen an mit seinen Augen, die da sind wie Feuerflammen; und aus seinem sanften Worte: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele,“ aus seinem fragen: „Wie könnt ihr zum Glauben kommen, die ihr Ehre von einander nehmet?“ da geht uns auf, daß man zur wahren Ruhe kommt, nur wenn man sich selbst aufgibt, bis ins letzte hinein aufgibt, keine Ehre und kein Dienst der andern mehr begehrt, sondern bewußt und beharrlich die Kreuzesstrafe geht, den Weg der Demut, völliger Demut. Doch nachher erlebt man allgemach, daß uns dieser Weg keine Feuerstrafe mehr scheint, daß er sich vielmehr auftut als ein Weg zum Licht, nach oben, in Seligkeit, in den Himmel hinein, wie des Mondes lichtseliger Pfad.

Solange du noch von deinen Stimmungen abhängig bist, solange du dich noch von deinen Nerven beherrschen läßest, solange du dich noch unbehaglich, bedrängt, verschüchtert und unruhig fühlst in einem

Kreis, in dem man dich nicht beachtet, solange dich noch Menschenurteile aus Ruhe und Fassung bringen, so lange du noch an Dingen oder Menschen festhältst, von denen du sagst: „ihren Verlust könnte ich nicht ertragen.“ solange hast du den Glauben noch nicht, der einzig zur Ruhe führt. Denn dieser wahre Glaube ist immer, wie der Urtext des Hebräerbrieves sagt: „Ein Wegblicken auf Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens.“ ein Wegblicken von unserer Person, ihrer Behaglichkeit, ihrer Geehrtheit, ihren Absichten und Plänen, ein Wegblicken auf den Herrn, und zwar den Gekreuzigten und Auferstandenen.

Ja, der nur kommt zur Ruhe, der mit Tersteegen zum Herrn sagen kann:

Ich liebe dich, ich geb' zum Opfer mich
und lasse ewiglich dich mit mir machen.

Noch mußt du und ich in Wahrheit sagen: „ich liebe mich“. Diese Liebe muß verwandelt werden. Statt nach unten, nach oben, nach ganz hinauf müssen wir lieben lernen. Auch wir kommen um das Opfer nicht herum. Allmählich muß alles hingegeben werden, Zeit und Gedanken, Herz und Wille, Vernunft und Sinne, Wünsche und Begierden in Gottes Schoß.

Und wenn wir gar bekennen können: „Ich lasse ewiglich dich mit mir machen,“ ich mache dir keine Pläne, Vorschläge und Vorschriften mehr, setze dir nicht mehr Ziele und Termine, — dann sind wir der großen Ruhe nicht mehr fern.

O selig, wer hienieden schon in die Glaubensruhe, die Gottesruhe eingeht. Wie herzerquickend sind diese Menschen, wie dringend notwendig für unsere Zeit! Sie genießen hier schon den Vorgeschmack der ewigen Sabbatruhe.

Amen.

Gottesführung.

I. Moses 45, 5: Um eures Lebens willen
hat mich Gott vor euch hergesandt.

Es webt ein wundersamer Glanz um die Geschichte vom heimatfernen, aber von Gott erhöhten Joseph in Aegypten. Wie, wenn die Bilder alten Testamenter an Kinderaugen vorüberleuchten, glänzen die Augen so ergriffen, als wenn dies Lebensbild in seinen sprechenden Farben an ihrem Blick vorüberzieht. Aber auch alte Herzen fesselt diese uralte Geschichte immer neu. Ist es der Glanz des Morgenlandes, das Leuchten wogender, fruchtsatter Felder am fernen Nil, ist es der Zauber des Pharaonenhofes? Ist es die erstaunliche, ganz meisterhaft gehandhabte Kunst der Erzählung, höchste Spannung zu wecken und festzuhalten? Ist es das rührend Menschliche in der Geschichte, Verbannung, Heimweh, Erniedrigung, ungerechtes Leiden, Sohnessehnsucht und Vaterschmerz? Ist es das göttlich Tröstende, das über dem Leide glänzt, Aufstieg, Behütung, Segnung und Erhöhung? Das alles wirkt zusammen. Was aber unser Wort so besonders groß und ergreifend macht, das ist der Adel einer wunderbar hohen und heiligen Gesinnung, die daraus spricht, die herrliche Einigung von Glauben und von Liebe, die wie ein vorausfliegender Strahl aus Neuem Testamente wirkt.

Einst, da sie sie als Kinder hörten, hat diese Geschichte alle ergriffen und ihnen geoffenbart, was füh-

rung ist und Glaube an eine ewige Führung. Der Augenblick, da Joseph seinen vom Wiedersehn erschütterten Brüdern sagt: „Bekümmert euch nicht und denkt nicht, daß ich zürne, weil ihr mich nach Aegypten verkauft; Gott hat mich vor euch hergesandt, daß er euer Leben erhalte,“ — der Augenblick war ihnen, war uns allen leuchtende Rundgebung von einer Weisheit, die leitet und auch Dunkel in Licht verwandeln kann. Aber dann sind viele zu wissend und zu klug geworden, als daß sie noch an solche hohe Führung einer himmlischen Liebe glauben könnten und lächeln wohl gar das Lächeln feiner, geistiger Ueberlegenheit über die, die den Weltlauf gelenkt und bestimmt von einer göttlichen Führung glauben.

„Wir stehen,“ sagen sie, „in Gesetzen drin, nach welchen mit unabänderlicher Notwendigkeit eines aus dem andern rinnt; wir haben nicht nach Sinn und Ziel zu fragen, nicht nach dem „Wohin“. Nur das „Woher“ ist zu erforschen, nur nach den Ursachen dürfen wir fragen, alles andere geht über die Grenzen unseres Könnens und Dürfens hinaus. Und wenn auch Dinge eintreten, die scheinbar wie ein Wunder das Geschehene und das Gewollte kreuzen, wir können es doch nur Zufall nennen. Eine wissenschaftliche Betrachtung läßt nicht zu, zu glauben, daß Tränen eines Unglücklichen, die Stoßgebete eines Armen die ehernen Gesetze des Weltgeschehens umbiegen, und diese sich dem kleinen Menschen beugen.“

Ja, manche können geradezu grimmig über solchen Führungsglauben herfahren. „Das Leben führt in Wirklichkeit ganz anders,“ sagen sie, „als es jenen sanften, eitlen Jüngling führte, den seine Brüder schon den Träumer genannt; und Träumer nur können heute noch von himmlischer Liebesführung reden. Wer in unschuldige Kindergesichter geschaut, die von

Geburt an schon vom Zeichen des Siechthums gezeichnet sind, wer das Stöhnen aus Krankensälen, das Schreien aus Zellen der Irrenhäuser gehört und es nicht bewußt immer wieder ins Vergessen gezwungen, wer in seinem eigenem Leben bitter genug erfahren mußte, wie Pläne misslingen, Hoffnungen zerscheitern, Kräfte brechen, wie man umsonst gekämpft, gesehnt, gelitten, — der wird wortkarg, wo andere von ewiger Liebe reden. Wen kümmert's, wenn der Wurm am Boden zertreten wird, wen kümmert's, wenn ein Mensch in seiner Not sich wermgleich windet?"

Doch manchen wäre es wirklich dieses Verlangen, an Führung glauben zu können wie in Kindertagen, und es scheint ihnen Schmerz zu sein, es nicht zu können, „O schöner Glaube,“ sagen sie, „Schutzengel auf seinen Wegen zu wissen, allüberall ein leitend Angesicht vorangehen zu sehen und eine Hand in allen Dingen zu spüren.“ Aber es ist zu schön, um wahr sein zu können. Das Leben ist nun einmal nicht die schöne Geschichte, die man am Sonntagmittag mit heimlicher Spannung liest, da alles sich so fein auflöst und einen wahrhaft „befriedigenden“ Abschluß findet. Es sprechen so viel Verworrenheit, so viel Sünde und menschliche Schuld hinein und weben ihr dunkles Gewebe, wie könnte man all das als göttliches Liebeswerk betrachten?"

Freunde, der Mann unserer Geschichte, der da in Höheit und Machtfülle vor seinen verwirrten Brüdern steht, hat das ganze Dunkel der Zeit durcherlebt, da alles wie eine wüste Sinnlosigkeit erscheinen konnte. Aber einmal ist ihm ein Wort aufgestrahlt, das ihm höchste Hilfe war, vollgenügende Antwort: „Gott“. Ob es ihm schon aufgeleuchtet, als er von den israelitischen Händlern fern von der Heimat weggeführt wurde und er voll Sehnsucht seines Vaters gedachte,

ob da ihm schon aufging: so qualvoll tiefes Leid
kann nur geschehen, wenn eine heilige Absicht hin-
ter allem ruht; — ob ihm das Licht erst aufging, als
er im fremden Land spürbar begnadet von Stufe zu
Stufe stieg? Auf jeden Fall gab's einmal eine lichte
Stelle, wo er hineinsah in einen göttlichen Sinn von
Leben, Leid und Leitung. Es wird nur wenige Men-
schen geben, die nicht in ihrem Leben solch eine helle
Stelle haben, wo Ewigkeit herniederleuchtet und ihnen
sagt: „Mußt du hier nicht einen Willen von oben,
mußt du hier nicht Weisheit und Gnadenführung er-
kennen?“ Mir sind wenige begegnet, die nichts von sol-
chen Erlebnissen wußten und nicht wenigstens einmal
erleben durften:

Als ich gewacht
in schwerer Nacht,
Kamst du mein Herr gegangen.
Durch meine Kammer quoll
dein Frühlingsduft so voll,
aufschrie all mein Verlangen!
Du hast mich ganz gestillt
und mich so tief erfüllt;
an dir hab' ich gehangen,
und all Begehr
hat tief und schwer
Stillung aus dir empfangen.

Oder, wenn du es selber nicht erlebt, wenn es dir
ist, als fändest du diese lichte Stelle in deinem Le-
ben nirgends, so kannst du einen Ort finden, wo es ganz
hell ist, wo dein Innerstes zugeben muß, daß hier in
wundertiefer Weise das, was schreckliches Dunkel
schien, sich nachher als sonnenhellste Gottesweisheit
und Liebesherrlichkeit geoffenbart hat: Es ist das Lei-
den und das Sterben Christi.

Wer aber in der Stunde, da er eine ewig führende Hand umlichtet vor sich sah, sie ergriffen hat, um sie nicht mehr zu lassen, wer sie festgehalten und ihr fortan gefolgt ist, dem haben sich an die eine selige Erfahrung immer neue gefügt, und er ist immer mehr in Gewissheiten hineingereift. Wohl weiß auch er, daß der Gedanke der göttlichen Vorsehung viel Rätsel, Fragen und Probleme in sich trägt, aber sein Leben des Gehorsams gegen die göttliche Leitung gibt ihm Antwort mit der starken felsigen Sprache der Realität. Wohl hört er sagen: „Wie könnte der große Gott des Himmels sich um das Glück und Leid des Erdenstaubes mühen?“ Aber er antwortet mit jenem Denker der Vergangenheit: „Welche Ehre kann man dem schulden, der sich um nichts kümmert, was hat man Verächtlicheres gegen Gott sagen können?“ — Wohl hört er sagen: „Welch eine Eitelkeit des kleinen Menschen, sich einzubilden, daß der Geist der Welt den einzelnen auf Schritt und Tritt mit seinen Seilen der Liebe leite!“ Er antwortet, daß der, der die höchste Erkenntnis von Gottes Größe und Ehre in sich trug, gerade er gesagt hat, daß sich der Vater jeder Blume, jedes armen Vogels annimmt und gerade darin seine Größe überwältigend offenbart.

Ja, wer einmal sich in die Gottesführung hineingegeben, ihr in Gehorsam folgt, der wird immer mehr von der Erkenntnis übernommen, wie unmöglich es ist, in diesen Erfahrungen zwischen Großem und Kleinem zu unterscheiden, weil oft genug im Kleinsten sich die größten Wunder der Weisheit kundtun, und das Leben sich aus einer Reihe kleiner und kleinster Geschehnisse zusammensetzt. Dem geht aber auch auf, wie unmöglich es ist, nur in klaren, durchsichtig hellen, freundlichen Führungen Gott zu schauen, ohne zu erkennen und zu bedenken, wie gerade dunkelste,

schmerzlichste Leitungen zu seligsten Zielen führen können. Als Joseph vor seinen Brüdern stand und die wundersame Möglichkeit erschaute, daß nun gerade er, der einst grausam Verstoßene, den Seinigen zum Retter werden könne, da sah er staunend, wie die göttliche Hand alles, alles, was ihm im Lauf der Jahre geschah, in diesen letzten, fast unbegreiflichen Segen hat zusammenströmen lassen, und seiner Brüder arger Plan, Ihsaelitische Händler, Potiphars ungerechte Strafen, Gefängnis und Träume, alles, alles sich dienend einigen mußte, um ihn zu den Höhen seiner herrlichen Gotteserfahrungen zu führen. Und, als Jahrhunderte nach ihm der Heiligste nach Gerichtssaal und Todesspruch, nach Kreuz und Grab in himmlischen Kräften auferstand, da sahen auch die Seinen, was er selbst schon mitten im Leid gesehen, wie alles, alles, Jüngeruntreue und Priesterfalschheit, Fürstenschwachheit und Volksabfall in Gottes Hand zum höchsten Menschheitsgewinne umgewandelt worden ist, zur Welterlösung.

Wo wir mit unserm begreifenden Blick nur wirre, graue Linien sehen ohne letzten Sinn, da sieht das ewige Auge schon die himmlische Zeichnung. Wir sehen wohl oft genug, gleich wie bei einer Stickerei, nur das Fadengewirre der unteren Seite; das hohe Auge droben aber sieht das sinnvolle, gottgewirkte Bild.

Und die wir immer wieder sagen, wenn Schweres kommt: „Das, was von Gott her kommt, das könnte ich ruhig tragen, aber was von den Menschen bei mir Arges zustoßt, das schafft mir Pein.“ — glauben wir doch, daß der Vater auch Schlingen, die man uns legt, zu Seilen der Liebe verwandelt, Knüppel, die man uns zwischen die Füße wirft, zu Leitersprossen aneinanderfügt, auf denen man aufwärts steigen kann, aus

Steinen, die uns den Weg versperren, Denkmäler
seiner Güte aufbauen kann und will. Ja, nicht nur die
glänzenden Sterne schaffen das wunderherrliche, ruhe-
große Bild des nächtlichen Himmels. Der dunkle, tiefe
Grund gehört auch dazu, so gut wie der Glanz.
Glaubt ihr nicht auch, daß der alte, fromme Doktor
Paul Flemming unendlich mehr als mit allen Mitteln
und Medikamenten der Welt mit jenem einen Wort
geholfen: „Es kann mir nichts geschehen, als was er
hat erleben und was mir selig ist.“ Wer dieses:
„Nichts, nichts als was Gott hat erleben,“ in seiner
Seele birgt, dem ist das tiefe Glück geschenkt; in Al-
lem, Allem Gottesbegegnungen zu erleben; keiner von
uns zweifelt an der Wahrheit des Goethewortes und
möchte ihm nicht ganz bestimmen: „Gott antworten,
wo und wie er ist, das ist die Seligkeit.“

Aber, meine Freunde, das Große, Herrliche jenes
Wortes, das Joseph zu seinen Brüdern sprach, liegt
nicht nur in dem Danke und dem Lobpreis seines Got-
tes, der ihn aus Niederung und Schmerz zu den Hö-
hen geführt, sondern in der heiligen Freude, daß ihm
geschenkt worden ist, durch seine Führung seinen einst
so lieblosen Brüdern zum Helfer zu werden. „Um
eures Lebens willen hat mich Gott vor euch her-
gesandt!“ Als Sendling Gottes weiß er sich mit einer
seligen Mission betraut. Freunde, ein Sendling sein,
ist immer ein Beruf, der durch Kampf und Lebensnöte
geht. Das Leben der Propheten und Apostel zeugt da-
von. Vor allem das Leben des höchsten Gottesgesand-
ten. Aber nichts gibt solche Kraft, wie das, sich dieser
Sendung bewußt zu sein. Das hat Propheten und
Apostel in tiefsten Schmerzenstiegen festgehalten; das
hat sie zu einer Mauer gemacht gegen Welt und Feind.
Und wenn auch die, die eine wahre, große Sendung
gegenüber der Welt und Zeit bedeuten, selten sein mö-

gen, Boten des Herrn sind alle, die sich von seinen Händen leiten und führen lassen. Ein jedes Gotteskind ist ein Gesandter der himmlischen Regierung, dazu geschickt, ihre heiligen, überirdischen Interessen zu wahren. Wer sich von dieser Sendung ausgeschlossen fühlen will, bestimmt damit sein Leben zur Weihelosigkeit und Nichtigkeit. Und immer wieder, wie in Josephs Tagen, sendet Gott Menschen voraus, um anderen die Bahn zu öffnen. All' die schweren Lebenserfahrungen, die Eltern, Erzieher durchzuleiden haben, sie wollen Erfahrungen werden, die ihren Kindern den Weg erhellen sollen. Die Opferwege, die Gelehrte gingen, Heilmittel für die Menschen suchend und an den ersten Experimenten selber sterbend, sie waren Josephswege nach Aegypten für die Brüder. Die Not, die Luther in der Zelle litt, war Sendlingsnot, aus der Unzähligen Befreiung wurde und Lebensfurcht nach dünnen Jahren. Nach Livingstones Tod in tiefster afrikanischer Einsamkeit schrieb Florence Nightingale:

Er klimm hinan, den Himmelspfad, den steilen
durch Schmerzen, Mühen und Gefahr.

O Gott, mög' deine Gnade bei uns weilen,
daß wir ihm folgen immerdar.

Die Schmerzensjahre eines Gandhi im Abendland, die Fußtritte, Schläge, die Gerichtsszenen, die Gefängnisnöte, sie waren die Opfer eines Vorausgesandten, der seine Not zum Leben für sein ganzes Volk verwandelt.

Wie manch ein kleines Kind schon, das krank und niemals völlig lebensfähig durch seine Kinderjahre hinkt und zittert, ist ein vorhergesandter, dunkler Segen, dazu bestimmt, die Eltern den heiligen Ernst des Lebens nie vergessen zu lassen. Wie manch ein Tochter, dessen Sterben unendlich tiefe Wunden schlug, mußte vorausgehen, um zu rufen, zu lösen, aufwärts-

zuziehen. Wie mancher von uns könnte in das Wort Wilhelm v. Humboldts einstimmen: „Es ist eine große Wohltat, welche die Teuren, die wir verlieren, an uns noch im Tode und still in ihrem Grabe ruhend üben, daß sie uns immer mehr dem Hängen an der Welt und dem, was ihr angehört, entziehen.“

Aber sagen wir es uns jetzt schon, uns selber, wenn es scheinbar auf dunklen Wegen aus Heimatglück in ägyptische, ferne Ungewißheit geht, durch Kampf und Leid: „Jetzt wirst auch du, auch du vorhergesandt, um andern segnenden Gewinn zu wirken.“ Wie anders wird da Last und Leid, welch ein Ernst, welch eine Verantwortungs-Erkenntnis strömt da über uns.

„Um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch vorhergesandt,“ so drängt es quellend aus Josephs Seele, nachdem er überwältigt von den Wiedersehenserlebnissen in lautes Weinen ausgebrochen war. Rein Hauch von eitler Ueberlegenheit, von heimlicher Freude, seine einstigen Bedräger zitternd vor sich zu sehen, kein Gedanke an Rache; nur das eine: „um eures Lebens willen.“ Das ist ganz Neues Testament, ganz Evangeliumsgeist. Im höchsten Sinne tritt dieser Geist aus dem Leidens- und Lebensweg Christi uns entgegen. Ja, Leben, neues, immer stärkeres Leben muß das Ziel all unserer Erfahrungen sein. Leben zu wecken, Leben zu erhalten und zu stärken sind wir da.

Ob uns der Herr in freudige, ob er uns in schmerzliche Erlebnisse voraussendet: all unsere Erlebnisse sind dazu da, verwandelt zu werden zu solchem Josephsseggen für die Brüder. Freunde, wie nehmen sich neben diesem Manne des Alten Testamentes die vielen Christen unserer Tage aus, die, wenn sie glauben innerlich höher geführt worden zu sein als die andern, in stärkere Gotterlebnisse und tiefere Gottesnähe, nichts Besseres wissen, als ihre Kirche oder bis-

herige religiöse Gemeinschaft zu verlassen, gar die Abendmahlsgemeinschaft mit andern aufzugeben, statt ihre Erfahrungen in Segen für die Brüder zu verwandeln, die Brot und Frucht brauchen.

Es ist ewiges Leben, ewiges Lieben auch in unsern Führungen. Laßt es uns suchen und segnend weitergeben. Eine feine Dichterin unserer Tage sagt: „Es gibt verschiedenartige Seelen, kühle und verschlossene, schwere, die sich nur schwer in Gottes Atem mischen, und feurig lebendige, die Gott überall treffen und eins mit ihm werden.“ Möchten immer mehr unter uns zu diesen lebendigen Seelen gehören.

Entomophaga 1993, 38(4), 339-345.

Amen.

Der Seele Führerstimme.

2. Chronika 20, 12: Wir wissen nicht, was wir tun sollen, aber unsere Augen sehen nach dir.

184 Es stößt bei vielen unserer Tage auf Unbegreifliches, auf gereizten Widerspruch, wenn sie von Menschen das Bekenntnis hören: „Wir wissen nicht, was wir tun sollen; wir sind im Zweifel über Weg und Pflicht und spüren stark und zwingend, daß wir Richtung und Ziel nicht finden, wenn nicht ein Licht aus der ewigen Welt den Weg uns weist, wenn nicht ein Führer unsere Hand ergreift.“ — „Wir wissen es“, so halten viele ihnen entgegen, „ein jeder kann es wissen.“ „Ich spüre immer klarer“, so sagte gerade in diesen Tagen ein kluger, ernster Mann zu mir, „daß das Verantwortlichkeitsgefühl in mir Stern meines Lebens ist, der sicher leitet.“ „Folgt eurer Gewissensstimme“, rufen andere, „und ihr wisst Pflicht und Weg!“

185 „Nennst es Gewissen, nennst es, wie ihr wollt“, sagt ein dritter, „ich spüre in mir ein lichtklares Gefühl, das mir untrüglich sagt, was recht, was schlecht ist.“ „Und was mich leitet“, sagt ein vierter, „ist der Geist, den ich als Segnung der Erziehung, des reinigenden, starken Einflusses guter Menschen, die in mein Leben eingetreten sind, fast unbewußt eingesogen habe“. — „Wir wissen, was wir tun sollen“, so tönt es pflichtbewußt und stark. „Es braucht kein Ruf von außen her zu mahnen und zu leiten, wir tragen in uns selbst Gesetz und Licht.“

Es ist wahr, Freunde, es klingt gut und stark, und wir begreifen, daß manche sich durch solche Sprache, solche Selbstzeugnisse innerer Sicherheit, Selbstständigkeit und Pflichtbewußtheit Eindruck machen lassen. Uns freilich fesseln sie nicht mehr, immer eindrucksloser klingen sie uns, immer hohler und unwahrer. Und niemals könnte ich einen Menschen, für den ich von Herzen begehrte, daß sein Leben ein Hineinreisen in immer vollendetere Reinheit, Wahrheit, Geradheit, in immer vollkommenere Liebesfähigkeit und Treue wäre, mit dem Rat aussteuern und in die Welt hinausziehen lassen, in welchem manche höchste und letzte Erzieherweisheit glauben: „Folg' deinem Gewissen, laß' dich leiten von deinen guten Gefühlen, die dich nicht in der Irre lassen über das, was Pflicht und Recht ist, und vergiß die guten Grundsätze nicht, die edle Menschen in dir pflanzen wollten.“

Wir wissen, und zwar mit einer inneren Entschiedenheit, die niemand zu erschüttern vermag, daß das Gewissen eines Menschen bis zu einem unheimlich weiten Grade in des Menschen eigener Hand und Macht liegt, daß er es zu einer Unempfindlichkeit erziehen kann, die schließlich alles erlaubt. Wir wissen, daß in dem sogenannten inneren Gefühl und Spürsinn für das, was gut und das was niedrig ist, sich bis zu überraschendstem Grad die Meinung und Stimmung der Mitwelt wiederspiegelt und unwillkürlich sich den Wandlungen fügt, die diese in ihren Ansichten und Begriffen durchmacht. Wir wissen, daß es Lebensmomente gibt und schwere innere Konflikte, in denen auch die Ratschläge und Grundsätze geliebter Menschen versagen.

Gerade bei Menschen der Gegenwart, in der ja eigentlich alle Fundamente aufgeweicht werden und ins Wanken gekommen sind, können wir es fast eher

als einen Beweis innerer Reife betrachten, wenn sie bekennen: „Wir wissen nicht, was wir tun sollen,” als wenn sie mit naiver Selbstzuversicht versichern, daß sie in ganzer Klarheit zu jeder Stunde sich dessen bewußt sein werden, was gut und wahr und pflichtentsprechend ist.

Wir werden nicht müde werden, vor solchen Täuschungen zu warnen und denen, die sich so hartnäckig wehren, auf eine Führerstimme außer und über ihnen zu lauschen, und Licht und Kraft in sich zu tragen glauben, zuzurufen: Ihr braucht ein Licht, das heller ist und reiner, als das, das in euch ist, braucht eine Richtschnur, die stärker ist als euer inneres, sittliches Empfinden, braucht einen Maßstab, der unverrückbar ist, unwandelbar, von Menschenmeinung unabhängig, sonst werdet ihr auf dem Wege zur Vollkommenheit wenig Stufen steigen, sonst wandelt ihr Durchschnittspfade recht und schlecht, und bleibt dem Ziele der Vollendung immer fern.

Ich sage noch einmal, daß ich keinen Menschen mit Zuversicht und Ruhe ins Leben hinaustreten hieße, von dem ich nicht wüßte, daß er so weit sei, in Momenten innerer Unsicherheit sich immer wieder zu erinnern: „Meine Augen sehen nach dir.“ Und der, nach welchem die Augen hinblicken, müßte der sein, der das Wort gesprochen: „Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet!“ und der damit sich selbst gemeint hat.

Wer sich bemüht hat, anzufangen, sein Leben nach Jesu Geist zu gestalten, von ihm sich Ziel und Richtung geben zu lassen, von ihm sich Weisung zu erfragen in allen Zweifelsaugenblicken, der kann gar nicht begreifen, wie man überhaupt die Frage noch besprechen kann, ob dieses Licht Notwendigkeit sei; der wüßte etwas zu erzählen von dem wunderbar klä-

renden, rettenden und immer gleichen Lichte, das in einen Menschen sich ergießt; dessen Augen in allen Unsicherheiten und Wirrnissen sich zu dem Angesichte flüchten, aus dessen offener, heiliger Klarheit untrügliche Antwort spricht.

Ihr wißt doch alle von Momenten, immer wiederkehrenden, da auch die, die in sich selbst Antwort und Richtung für ihr Dürfen und Sollen zu tragen glauben, in Ungewissheiten herumtasten, und zögernd schwanken, und nur die zu rechter Klarheit kommen, die sich zu dem Entschluß retten: „Meine Augen, Herr Jesu, sehen nach dir.“ Ihr habt sie alle schon gehört, und werdet sie noch manchmal rufen hören, die Stimmen, die uns locken: „Kommt näher den scherzenden, heitern Freuden des Lebens, das Dasein ist herb, bringt Last und Leid in bitterer Fülle, ihr wißt nicht, was euer noch alles wartet; ihr braucht auch Hilfe gegen die Qual! Nur nicht zu zaghaft, nicht zu ängstlich, es ist nicht alles so gefahr voll, nicht alles Sünde, was graue Tugendwächter, was engherzige Gottesleute als Sünde schelten und verdammten. Und — übrigens, verbotene Früchte wären ja vor allen andern süß!“ — O, was doch diese Stimmen immer wieder vermögen, unheimlich ist ihre berauschkende Macht! Die Töne: „Freude, Jugend, Leben,“ berücken und bezaubern rätselhaft und vermögen völlig aus dem Geleise zu werfen. Und immer wieder werden sie in Herzen hinein die verwirrte Frage treiben: „Was sollen wir? Wir wissen nicht, was wir tun sollen!“ O, fahret dann fort: „Aber unsere Augen sehen nach dir!“ Ja, lenkt sie auf das Angesicht dessen, der immer Antwort hat. Er wird dir sagen: „Glaub' mir, die Stimmen haben auch mich umtönt! Meinst du, sie hätten nicht auch mir zugeraunt: mach' dir den Pfad nur nicht zu herb! — du kannst noch lange wirken; — denk'

auch an dich! — Nur nicht zu ernst! Nur nicht so rastlos unermüdlich. — Aber ich habe diesen Stimmen antworten müssen: Das Leben kann kürzer sein, als wir ahnen: Die Frist muß genutzt werden. Wovon ich weiß, daß es mich hemmt, in meiner Bahn mich aufhält; den Blick für meine Pflicht mir trübt, auf jeden Fall mir keine Hilfe ist nach vorwärts, das muß ich meiner Seele fernhalten! Es drängen sich sonst schon von allen Seiten Geheimnisse genug in meinen Weg, ich darf sie nicht noch selber suchen. Und erst früchte genießen, die zu Kosten mir mein Inneres verbietet, wie könnte ich das? Die Frucht wird niemals Süßigkeit sein; — und schiene sie es auch im Moment des Gemüses, der Nachgeschmack wird bitter sein!"

Freunde, es ist begreiflich, daß manche sich hüten, Christus zu fragen über das, was sie dürfen und nicht dürfen; sie fürchten, die Antwort tönte vielleicht nicht wie gewollt; manche von denen, die so bereitwillig und gern von ihrem Pflichtbewußtsein sprechen, würden erkennen, daß es augenscheinlich noch höhere und heilige Pflichtbegriffe gibt, als sie sie kannten. Wer in den Augenblicken, da die Lockrufe der eitlen Weltseligkeit in Zwiespalt und innere Unsicherheit hineintreiben, die Augen auf Christus richtet, dem wird auf jeden Fall eine Weisheit enthüllt, die Richtung gebend und klar genug ist: daß man das Leben nicht ernst genug, nicht ernst genug nehmen kann, und daß wir eigentlich immer noch nur auf der Oberfläche spielen, selbst wenn wir uns lange schon um unseres Ernstes, unserer Entzägungen und Aufopferungen willen bemitleiden und beseuzen.

Aber es kommen Stunden, da wir mit der Frage nach unseren Liebespflichten gegen die Brüder die gleiche Not der inneren Ungewißheit leiden. Denn jedem Liebeswillen warten Geheimnisse, ernste Proben.

„O, ich weiß, wie bald eine Seele zu sprechen bereit ist:
„Muß sie denn eigentlich immer missbraucht werden,
die Liebe? Ja, wirklich, die Menschen können zu viel
Liebe nicht ertragen, — sie müssen sie doch immer
wieder ausnützen, immer übervorteilen und können
sich mit einer Selbstverständlichkeit daran gewöhnen,
daß sie sie gar nicht mehr ahnen und erkennen. Warum
soll ich denn in Liebe ausharren, wenn doch die an-
dern es nicht tun? Ja, diese Kalten, Zurückhaltenden,
Vornehmen und Unnahbaren, die gelten doch viel
mehr und machen viel stärkeren Eindruck; man macht
sich viel mehr aus ihrer Zuld, rechnet ihnen die ge-
ringste herablassende Freundlichkeit so groß und feier-
lich an, viel mehr, als wenn sie aus den Tiefen einer
unwandelbar gleichen Güte strömt. Die Welt will
sich nicht lieben, sie will sich imponieren lassen.“

Der du so überlegst und sprichst, lenke in solchen
Momenten mit zielbewusster Geradheit den Blick auf
den, der einzige Klarheit und Richtung gibt in den
Wirrnissen, in die solche Stimmen hineintreiben
können und fülle dann deine Augen mit Jesu Licht.
Er wird dir sagen: „Höre nie auf die, die dir zuflüs-
tern: „Läß es genug sein mit Liebesüben, — die mei-
sten sind ihrer doch nicht wert; — sei dir zu gut, um
dich als Tor ausbeuten zu lassen; ich rate dir auch im
Ausgeben von Liebe etwas Sparsamkeit an!“ „O,
glaube mir,“ wird er sagen, „jede wahre, große Liebe
wird missverstanden und missbraucht, von vielen als
Unklugheit, als Torheit eingeschätzt. Aber weißt du
denn nicht, daß erst die Liebe echt ist, die leiden kann,
Enttäuschung um Enttäuschung erfährt und doch im
Grunde unenttäuschbar bleibt, die immer neu an-
kämpft und glaubt und hofft und gibt, die nicht von
der Antwort und Gegenliebe des andern lebt, die da-
von unabhängig aus unversieglichen Quellen fließt.“

Und glaube nie, daß du einmal zu viel tust, zu viel liebst, es ist immer noch zu wenig, immer noch viel zu wenig."

Ja, Freunde, es gibt nur eines, das in solchen Momenten der Ungewißheit, da wir bekennen: "Wir wüßten nicht, was wir tun sollen," uns über unsere Liebespflichten Klarheit gibt und Hilfe: Der Anblick der bis ans Kreuz unerschütterten Heilandsliebe.

O, saget euren Augen auch: "Sehet nach ihm, nach ihm," wenn Stimmen noch so gescheit und weltgewandt reden, daß sie euch fast betören, und ihr wieder sprechen möchtet: "Wir wissen nicht, was wir tun sollen"; Stimmen, die die Klugheit höher preisen — als die Wahrheit, die uns versichern wollen, daß man in dieser Welt mit bedingungsloser Wahrhaftigkeit nicht durchkommt, daß es Notumstände gebe, die auch Notauswege fordern, daß man sich, — was man ja freilich lieber nicht täte, — leider zu mancher Lüge bequemen müsse in dieser unvollkommenen, unwahren Welt. — Seht dann auf ihn, er wird euch nicht im Zweifel lassen, er wird euch sagen: "Gewiß ist es zuweilen herb, den Weg unbeugsamer Wahrheit zu gehen, er kann unsäglich unbequem, undankbar und einsam sein. Mein Leben wäre anders geworden, wenn ich die Klugheit höher geschätzt hätte als die Wahrheit; es hätte nicht in Schmerz und Blut geendet, es hätte ein Pfad voll Jubel und Triumph sein können; — doch wäre es dann auch nicht für die Ewigkeiten Heil und Hilfe geworden!"

Aber was es auch sein mag, das dich vor die Frage führt: "Was ist nun Weg und Pflicht?" sag' immer wieder: "Meine Augen sehen nach dir, dem wahren Licht!" Je treuer du dich mit deinen Fragen an ihn wendest, um so klarer gibt er Bescheid. Das ängstlich unsichere Tasten wird ein Ende nehmen, du

kannst Erfahrungen machen, wie sie ein großer Geist unserer Zeit auf der Höhe seines Lebens ausgesprochen hat: „Seit mehr als einem Vierteljahrhundert bin ich, einem innern Drang folgend, in all meinen Anliegen zu Jesus Christus gegangen, um mir von ihm Maßstab und Richtschnur geben zu lassen. Ich habe in allen Dingen und zuletzt fast unwillkürlich gesucht in die Nähe Jesu zu kommen. Da scheint es fast selbstverständlich zu sein, daß von diesem Heilandsblicke ein Einfluß ausging, der mir in allen Stücken das Rechte zeigte, bei Hemmung der Leidenschaften, bei Bezahlung des Hochmuts, beim Herrwerden über die Selbstsucht. Christus ist Anfang und Ende meines wahren Lebens; ihm habe ich alles entnommen, was mir als Bild des Sittlich-Schönen vor Augen steht.“

Wenn wir mit solcher Treue in allen Stunden die vor innere Entscheidung führen, sein Angesicht suchen und demütig fragen, dann hilft er uns auch durch die Lebensdunkelheiten hindurch, jene Lebensnächte des Leides, da die Seele klagt: „Ich weiß nicht, was ich tun soll, nicht, wie ich mir helfen soll; ich weiß nicht ein noch aus!“ Ja, blicke dann nach ihm, es wird dir wie dem sinkenden Petrus gehen, du wirst, von ihm an der Hand erfaßt, auf Wogen gehen wie auf sicherem Land, er wird dich ans Ufer führen, ans feste, rettende Gestade.

Er wird dir anders raten, als die Menschen, er wird nicht sagen: „Such' zu vergessen, was dich peinigt;“ — wird nicht sagen: „Wirf ab von deinem Herzen, was quälend darauf lastet;“ wird auch nicht trösten: „Sei ruhig, denn alles geht vorüber;“ — aber das wird er sagen, was einzig rettend ist: „Trag' deine Last, wie ich, zu Gott; bring' sie in deinen Gebeten vor sein Liebesangesicht, bis er dir die Gewißheit gibt, daß es sein Wille ist, daß du sie trägst, und

dass, was er will, immer Hilfe ist, immer Heil, das dir frommen muß, wenn du's aus Vaterhänden entgegennimmst."

Aber wenn vielleicht Stunden kommen, da du fragst: Es könne dir nicht Heilung deines Leides werden, dein Leid sei schwer und unerträglich, weil dir der Glaube fehle an den lebendigen Gott, — sag' auch in diesen Stunden zu deinen Augen: „Geht hin zu ihm, geht hin zu Jesus Christus!“ Suchet ihn immer wieder in diesen Zweifelsaugenblicken, und zwar mit einem Blick, der Leben ist, mit einem Blick, der verlangend und voll Ergebenheit fragt: „Was ist dein Wille, was muß ich tun?“ O, glaube, so mußt du schließlich zu Gott kommen! Das ist das Anklopfen, dem man aufstut, das Bitten, dem gegeben wird, das wahre Suchen, das mit seligem Finden den belohnt, der ausgeharrt hat im Dienste dieser unermüdlichen Treue.

Und noch ein letztes Mal sagen wir: Such' ihn, wenn Zweifelsfinsternisse dich umdunkeln im Blick auf dein zukünftiges, ewiges Geschick, wenn du bekennen mußt: „Ich weiß nun zwar, wer mein Leben leitet, und weiß, daß er es gut und gnädig führt, aber der Glaube an ein ewiges Leben macht mir noch Not, das kann ich noch nicht fassen, noch sind meine Gedanken im himmlischen Vaterhause nicht heimisch,“ — o, bitte ihn dann:

Las' mich deine Hände fassen
und dann eilen, geisterstill,
weil ich aus den trüben Gassen
heute noch nach Hause will.

Und es wird ein Tag kommen, da du an seiner Hand sprechen kannst:

Eh' der Tag hinabgeglommen
sind wir schon nach Haus gekommen.

Es ist ein Rat voll tiefster Schlichtheit, den wir heute in Seelen hineinrufen wollten, der Rat: „Sagt euren Augen, sie sollen nach ihm, nach ihm hinsehen, der allein untrügliches Licht ist: Jesus Christus!“ Aber hoch und heilig ist der Segen, der sich auf die legt, die diesem Rat gehorchen. Seht, wer sich daran gewöhnt, immer wieder seine Augen nach ihm zu lenken, dem wird er allmählich so teuer, daß er ihm schon aus Liebe gehorcht; und wenn alle andern Stimmen von draußen und aus eigener Brust ihm andern Rat geben wollen, er sagt: „Ich folge ihnen nicht, um deinetwillen, Herr Jesu, um deinetwillen!“

Man sieht es solchen Menschen schließlich an, daß sie bei ihm ununterbrochen sich Richtung und Weisung holen: ihr ruhig klarer, fester und zielsicherer Blick ist wie ein Licht, nach dem sich irrende, unsichere Seele mit stiller Sehnsucht ausstrecken, ein Licht, das vielen den Weg weist und erleuchtet.

Und warum wollen wir denn unsere Augen nicht mit dem seligsten und reinsten Lichte füllen, das es gibt, wenn wir es doch dürfen und können?

Wir wollen dieses Licht doch bitten:

O, führe du uns, ew'ges Licht,
denn, wen du führst, der irret nicht,
der muß in Sonne kommen;
dem wird die Erde Ernteland,
wen du, Herr Christ, an deine Hand,
an deine Hand genommen.

Amen.

Die Freude des Vereinsamten.

Lukas 10, 21 und 22: In der Stunde frohlockte Jesus in seinem Geiste und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir. Es ist mir alles übergeben von meinem Vater, und niemand weiß, wer der Sohn sei, denn nur der Vater, noch wer der Vater sei denn nur der Sohn und welchem es der Sohn will offenbaren.

Nur selten wird von den Evangelisten der Schleier gelüftet, der über den geheimnisvollen, höchsten freuden gebreitet liegt, die Jesu Herz durchleuchtet haben, aber um so verlangender, um so gespannter blicken unsere Augen, wo ihnen in diese heiligsten Jesusfreuden hineinzuschauen vergönnt wird. Und einmal wenigstens können wir Zeugen der jubelnden Seligkeiten im Herzen des Heilandes sein, die sonst meist unausgesprochen geblieben sind. „In dieser Stunde frohlockte Jesus in seinem Geiste.“ tönt es einmal bewegend und unvergeßlich eindrücksvoll an unser Ohr, und dann vernehmen wir einen Lobpreis Gottes, der wie ein begeisterter und jauchzender Gesang ertönt: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde.“ Wann aber ist Jesus zu solchem Jubelgefühl durchfeuert worden? War es in einer Stunde, da die Scharen sich zu ihm drängten, ihm die Hände zu fassen und zu drücken für seine Taten

heilender Liebe, in einer Stunde, da ihn selbst ein Staunen übernahm ob den Wundern, die Gott ihn wirken ließ, in einem Augenblicke, da ein unabsehbares Volk zu seinen Füßen ruhte, seinen Lebensworten aufgetan?

Uns kamen solche Momente als höchste Herzenseeligkeiten vor. Aber in einer ganz andern Lebensstunde ist Jesu Mund der große Freudenruf entströmt.

Er hatte eben vernommen, daß der Täuf er an ihm irre geworden sei; es war ihm gerade mit schmerzender Wucht zum Bewußtsein gekommen, daß das Volk, wie es von Johannes abgefallen, sich auch mit der ganz andern Art des Menschenlohnes nicht befreunden könne; er hatte gerade seine herzerschütternden Weherufe über die Städte am See Genezareth verklingen lassen; er kam gerade von einer tiefen und qualvollen Enttäuschung her, von der Erfahrung der Wirkungslosigkeit seiner Worte und Taten an seinem Volk, der großen Unergriffenheit und der ihn immer völliger umspannenden Einsamkeit, — und nun geschieht das fast Unbegreifliche und Rätselhafte, daß sich sein erschütterndes Leid zu starkem Gefaßsein wandelt, sich höher hinauf bis zu innigbegeistertem Jubel verklärt.

Ja, es will uns nicht leicht werden, solche Herzenswunder zu verstehen! Wir denken an die Hoffnungen, die Jesu Seele durchzittert haben, als er vor sein Volk trat, an seine unausdenkbare Freude, die himmlische Botschaft bringen zu dürfen, die seine Brust durchglühete, an die Stunden, da er im Geiste die Menschen kommen sah, das Heil zu ergreifen, den Frieden zu finden. Wir denken an die Jahre der Vorbereitung zu seinem Beruf mit all ihren stillen, beseligenden Erwartungen; wir denken an die Nächte auf den Bergen mit ihren großen Gotteshoffnungen,

an die Morgenhelle der Anfangszeit, da ihm das Volk bis in seine Einsamkeit hinein entgegendorängte.

Es braucht nicht viel Fähigkeit des Nachempfindens, um Jesu Schmerzen zu verstehen, als merkwürdig frühe schon die große Wandlung eintrat; es scheint alles dazu bestimmt, ihn in eine namenlose Traurigkeit einzuhüllen, — und nun gewährt uns gerade diese Stunde, ihn zu den Höhen leuchtendster Freude hinanstiegen zu sehen!

O, daß dieses Bild sich in unsere Seele prägte, dieses gewaltige Bild mit dem dunklen Schmerzenshintergrunde und der strahlenden Freudengestalt des Herrn! Es wäre Gnade und Hilfe für unser ganzes Leben, wenn dieser unvergleichliche Lobgesang des Herrn unverlierbar und unvergesslich durch Tag und Jahr in unserm Herzen lebte.

Wir wollen und können ja freilich unsere Erlebnisse im Grunde nicht mit denen Jesu vergleichen; die waren so einzigartig, daß jede Vergleichung die Gefahr der Abschwächung in sich trägt. Unsere Schmerzen sind anders als die seinen; es ist ein abgrundtiefer Unterschied zwischen ihm und uns. Aber diese Erkenntnis soll uns nicht dahin führen, seine Erlebnisse, seine Leiden, Kämpfe und Siege in keine Berührung mit den unsern treten zu lassen. Wir kommen ihm nicht näher und tun ihm keinen Dienst und Gefallen, wenn wir nur seine Einzigartigkeit und Unähnlichkeit mit uns betonen, ihn immer mehr in einsame Ferne rücken und uns nicht auch an die Gemeinsamkeiten erinnern. Auch wenn seine Schmerzen und Siege anders waren als die unsern, es schlagen sich dennoch Brücken zwischen ihm und uns, wir wollen ihn trotz seiner heiligen Einzigartigkeit fassen können, er muß uns auch aus unseren Kämpfen und Kummernissen hinausheben durch sein rettendes Vorbild und seine Kraft. Und mir ist,

gerade das Bild, in dem wir ihn in dieser Stunde
sehen, könne uns unendlich hilfreich sein.

Wir alle bringen Hoffnungen dem Leben ent-
gegen, nicht Hoffnungen in der Reinheit und Heil-
keit, wie sie Jesus für die Welt getragen hat, aber auch
Hoffnungen von starken, guten Taten, von frischem
Wirken, gesegneter Arbeit, von frohen Erfolgen, von
Tätigkeiten zur Menschenhilfe. Es schaut ja wohl man-
cher später mit mildem Lächeln auf die Pläne seiner
Kindertage zurück, scherzt vielleicht über seine gro-
ßen Hoffnungen, aber in Wirklichkeit hat jeder sich
nur mit geheimen Schmerzen damit abgefunden, auf
die Erfüllung verzichten zu müssen. Ja, es kann für
Menschen mit starker Phantasie und sehnüchsigem
Herzen geradezu bitter werden, mit jedem Jahr un-
widersprechlicher zu erleben, wie die Talente, die sie
einst in ihren Händen leuchteten sahen, immer mehr an
Glanz verlieren, bis sie selbst schließlich nicht mehr
daran glauben.

Wie manchem ist es ein jahreslanges, stilles Leid,
sich mit einem Wirkungskreis begnügen zu müssen,
der seinen einstigen Hoffnungen auch nicht annähernd
entspricht, wie mancher kommt von einem Wehgefühl
nicht los, wenn er sich vergegenwärtigt, wie klein sein
Lebenserfolg ist im Vergleich zu den Erwartungen
seiner früheren Tage. — Ich denke an die stillen Seuf-
zer eines alten Lehrers, den ich so oft mit freudigem
Interesse und doch wieder mit geheimem Leid habe
erzählen hören, wie manche der Genossen seiner Stu-
dentenzeit in die Laufbahn großer Männer getreten
seien, während er immer am gleichen Ort, in gleicher
Stelle habe verharren müssen, sein äußeres Leben
kein „Höher hinauf“ gewesen sei. Ich sehe noch vor
mir das müde, enttäuschte Gesicht einer Pfarrfrau,
die mir einst erzählte, wie sie jeder Gemeinde, in der

sie eingezogen sei, eine große, neue Hoffnung entgegengetragen; nun möge sie nicht mehr hoffen, denn das Geträumte und Gehoffte werde sie doch nirgends finden. Ich denke an die Träume von Arbeitsfrüchten und Erfolgen ungezählter Reichsgottesarbeiter.

Die Menschen pflegen ja in der Regel nicht bereitwillig von ihren einstigen, großen Herzenthoffnungen und ihren Enttäuschungen zu sprechen; sie spüren, daß sie damit nur einem geheimen, mitleidigen Lächeln rufen könnten. Aber ich erfahre immer mehr, wie sogar Menschen, von denen man es nie gedacht, sich zuweilen in rührenden Lebensträumen ergangen haben; und darum ist auch so manches Herz und Leben von ungeahnten Enttäuschungen beschattet.

Ich weiß, daß bei uns viel eigene Schuld mitgespricht, wenn unser Leben und seine Wirkung anders wurden, als wir vielleicht gehofft, weiß, daß in solche Enttäuschungsmomente viel persönliche Eitelkeit hineinspielen kann und viel verborgener Neid; aber wahr ist auch, daß es oft gerade die schlichten Menschen sind, die sich hervordrängen konnten, und gerade Menschen, die ernst mit sich und ihren Mängeln zu Gericht gehen, über die dieses Leid am drückendsten kommen will.

O, daß wir in solchen Zeiten unsern Blick emporrichteten zu Jesus, wie wir ihn vor uns sehen in der Stunde, da ihm mit peinigender Wucht zur Gewißheit wurde, daß seines Lebens Wirkung auf die Welt eine ganz andere sei, als er ersehnt, da der Schmerz über die Unergriffenheit seines Volkes ihn bis tief hinein durchschüttelte. Doch sein Blick blieb nicht an dem haften, was nicht geworden war, er blickte darüber hinweg hinauf zu Gott: „Also war es wohlgefällig vor dir! Ja, Vater, so war es dein Wille!“ Und diese Gewißheit, nichts zu erfahren, als was

seines Gottes Wille ist, und imstande zu sein, sich diesem Willen widerspruchslos fügen zu können, bei allem Verzicht doch den Vater zu haben, und ganz und gar in seiner Hand zu sein, erfüllt ihn mit einem unbeschreiblichen Glück. Der Weg des Einsamen, der sich auf einmal vor ihm auftut, leuchtet ihm in beseligendem Glanz, denn er weiß, über ihm glänzt am unverhülltesten die Sonne Gottes.

Wir blicken staunend hinauf zu solcher Höhe des Gehorsams, des Vertrauens und der Liebe; aber wir wollen nicht nur staunen, wir wollen uns mit hinanreissen lassen. In Jubelrufe auszubrechen in Stunden schmerzvoller Enttäuschungen wird uns mühsam gelingen; so wollen wir wenigstens wie Kinder, die von den ersten Enttäuschungen an Welt und Menschen weinend zur Mutter flüchten, mit unsren geheimen Schmerzen uns in Gottes Arme werfen. Man kann nicht lange wirklich an seinem Herzen ruhen, ohne schließlich auch im Blick auf Erlebnisse, die gänzlich wider unsere Hoffnungen waren, sagen zu können: „Ja, Vater, so war es dein Wille.“ und in dieser Willenseinigung, in diesem Verzicht und dieser Hingabe bis zu einer heiligen Freude hinanzusteigen.

Wir reden oft, als ob Jesus sich von vornherein mit dem Gedanken abgefunden, nur von den Unmündigen, Schlichten, Unverbildeten im Volk verstanden zu werden, als ob er auf die Klugen und Gelehrten gar nicht gerechnet habe. O, es meine doch keiner, daß Jesus für diese von Anfang an keine Hoffnungen gehabt, oder daß ihm die Erfahrung ihrer Unempfänglichkeit eine Kleinigkeit gewesen sei.

Er wußte so gut, wie wir es wissen, wieviel der Einfluß der Gebildeten, der Tonangebenden in einem Volke ausmacht, wie sich gewöhnlich von oben her die Meinung bildet und durchsickert bis zu den untersten

Kreisen. Und damals war der Stand der Gelehrten, Geschulten noch ganz anders gewertet und geehrt als jetzt. Was haben in allen Jahrhunderten Vaterlandsfreunde, Dichter, Künstler gelitten, wenn sie von den leitenden Kreisen ihres Volkes nicht begriffen und geliebt wurden, und nur einige wenige der Unmaßgebenden, Einflusslosen sich gläubig zu ihnen bekannten. Aber mit einem glühenden Lobpreis hat Jesus von der Erfahrung des Unbegriffenwerdens durch die Mehrheit seines Volkes weg zu den wenigen geblickt, die ihm geblieben.

Es ist etwas beängstigend, wenn wir auch in bezug auf uns von den Erfahrungen des Unverstandewerdens reden wollen. Wohl sammeln sich auf diesen Ruf immer Scharen von Menschen; aber wenn wir sie uns näher ansähen, die sich unter der Fahne des Unverständseins vereinigen, so entfiele uns der Mut, uns unter ihre Gesellschaft zählen zu lassen. Ja, wir wissen, daß das Gefühl, unbegriffen zu bleiben, zu einer widerwärtigen Krankheit werden kann. Aber es gibt in dieser Hinsicht auch Schmerzen, deren man nicht spotten darf. Es geht niemand den Weg der Einsamen, ohne vorher gelitten zu haben, denn der natürliche Weg ist es nicht. Man kann ja wohl Menschen begegnen, die den Eindruck wecken, als ob es ihrem Herzenswunsch entspräche, einsam, von der Allgemeinheit preisgegeben, ihren Weg zu gehen. Aber glaubt es, auch sie haben einst gemeint und damit gerechnet, daß ihr Weg verstanden und gebilligt werde.

Es gibt ja einen Weg, den die meisten begreifen, über den niemand sich aufhält und den Kopf schüttelt, den Weg gewohnter Alltäglichkeit, den Weg, der Arbeit und Lebensbehaglichkeit miteinander zu verbinden sucht, den Weg ruhiger Rechtschaffenheit, der sich ganz der Gewöhnung und dem Wunsch der Allgemein-

heit anpaßt, durch nichts Aufsehen erregt, von dem man gewiß sein kann, daß er wenig Kritik heraufbeschwört. Aber dieser Weg befriedigt doch einzelne nicht, sie spüren, daß er nicht aufwärts führt, der tiefsten Sehnsucht ihrer Seele nicht entspricht; und sie wissen, daß es nicht der Weg dessen ist, der ihnen nun einmal das Herz ergriffen, nicht der Weg Jesu Christi. Diesem Einen aber müssen einzelne folgen, auch von uns. Und es ist seltsam: auch wenn sie aus vielen Worten der Schrift genau wissen, daß die Allgemeinheit diesen Weg nicht verstehen wird, sie hoffen doch im Verborgenen immer, daß es ihnen schließlich gelingen müsse, auch die Fernstehenden durch ihren Wandel zu gewinnen, auch von ihrem Verständnis umfangen zu werden. Man weiß, daß unsere Zeit dem Christentum fremd gegenübersteht; aber man hat dann doch wieder einen eigenartigen Glauben an sie. Man sagt von ihr, daß sie einen hellen Blick und Sinn für Tatsachen, Wirklichkeiten, für alle Ganzheit und Echtheit habe, daß nur das halbe Christentum ihr zuwider sei, daß sie aber vor dem wahren sich mit aufrichtiger Ehrfurcht beuge; und wahr ist, daß sie sich mit Interesse mit Christus beschäftigt, daß man in vielen — sehr wenig christlichen — Kreisen unserer Tage mit besonderer Liebe die Lebensbeschreibungen mittelalterlicher Heiliger liest, jener, die Nachfolge Jesu bis zu den äußersten Konsequenzen durchsetzenden, glühenden Jesusjünger. Aber lassen wir uns dadurch nicht täuschen! Wenn einer unter uns in diesem Sinne mit der Nachfolge Jesu wahrhaftigen und vollen Ernst machen wollte, dann würden die gleichen Menschen sagen: „Wie töricht, sich in solche Uebertreibungen zu verlieren, so hat es Jesus nicht gemeint; wir leben nicht mehr in Jesu Tagen und in den seltsamen Zeiten der Heiligen!“ — Ja, wenn wir wirklich auf Jesu

Wegen gehen wollen, und zwar so völlig wie möglich, rechnen wir doch nie damit, andere, und zumal die Weisen und die Klugen, die sogenannten „Verständigen“ in der Welt mitzureißen, sie zum Verständnis unserer heiligen Sehnsüchte, zum Begreifen und Nachempfinden unserer inneren, tiefen Freuden zu führen. Es werden immer nur einige wenige der „Unmündigen“ sein, einige wenige begnadete Gemüter, denen Gott die Augen aufgetan und das Herz gefüllt hat, die diesen Weg begreifen werden.

Aber in Jesu Seele hat diese Führung kein biteres Gefühl getragen. Nicht mit mitleidig enttäuschtem Blick schaut er auf das schlichte Häuflein derer, denen allein Gott das Geheimnis Jesu offenbart hat. Er preist Gott inniglich für diese wenigen und gibt sich ihnen hin mit zärtlicher Liebe, lockt sie noch näher zu sich: „Kommet her zu mir!“ O, Freunde, wenn auch unser Kreis enger wird, — und das wird er, wenn wir mit ganzer Entschiedenheit in Jesu Wege treten wollen, — schauen wir nicht auf die, die uns nicht folgen noch verstehen wollen, steigen wir ja nicht um ihretwillen, um sie nicht zu verlieren, von unserm einsamen Höhenweg hinab, danken auch wir Gott für die wenigen, die uns geblieben sind. Es ist schon viel, wenn das Geschenk ihres Verständnisses uns gegeben ist!

Dieser Dank aber soll die Vorstufe sein zum letzten und höchsten. In jener Stunde, da über Jesu Lippen jener wunderbare Jubelruf strömte, da tat er den Schritt in die letzte Einsamkeit hinein. Wohl dankt er Gott, daß er ihm einige gegeben, die sein Geheimnis ahnen, aber er stützt sich auch auf diese nicht: in das große Alleinsein tritt er ein. Selbst seine Getreuen konnten ihn ja nicht ganz erkennen. Und er weiß: niemand wird es gelingen, das Geheimnis seiner Person,

seinen inneren Besitz, seine verborgenste Freude zu erfassen. Nur der Vater kennt ihn, so wie der Sohn allein den Vater kennt und wem der Sohn es offenbaren will. Wir sehen ihn einsam höher und höher hinaufschreiten, bis er auf der höchsten Spitze steht, von blendendem Gottessonnenlicht umstrahlt. —

Es widerstrebt mir fast, von diesem Heilandsleben auf das unsere überzuleiten, denn es ist ja so ganz anders als das unsere. Und doch dürfen wir von diesen Strahlen auch in unser Leben hineinströmen lassen. Es leuchtet uns hier eine Höhe, nach der unzweifelhaft mehr als eines unter uns eine unendliche Sehnsucht verspürt.

Wenn wir uns vielleicht damit abgefunden haben, daß viele unsere Wege nie verstehen werden, um so stärker fühlen wir das Bedürfnis, uns auf die zu stützen, die uns folgen, begleiten und verständniswarm umgeben. O, innig wollen wir Gott für diese danken, aber wir müssen innerlich auch von ihren Tröstungen, Ermutigungen und Aufrichtungen frei zu werden versuchen. Das mag manch einem grenzenlos schwer werden, aber nur auf dem Wege dieser letzten Lösung kommen wir zur befriedigenden Gotteseinigung. Wir wollen ringen, dahin zu kommen, daß auch die Enttäuschungen an Menschen uns nicht niederdrücken, daß wir sie sogar getröstet begrüßen dürfen, weil sie das Größte für uns wollen: uns dahin zu bringen, daß unser Inneres leben kann mit Gott allein, an ihm vollkommen Genüge findet.

Wie bitter ist es für alternde Leute, wenn die Entfremdung von den Menschen immer größer wird, und sie nicht gelernt haben, allein mit Gott zu sein. Wie wunderbar, wenn man auch nach bittersten Enttäuschungen und Entfremdungen sprechen kann, wie die große deutsche Dichterin Annette Droste-Hülshoff,

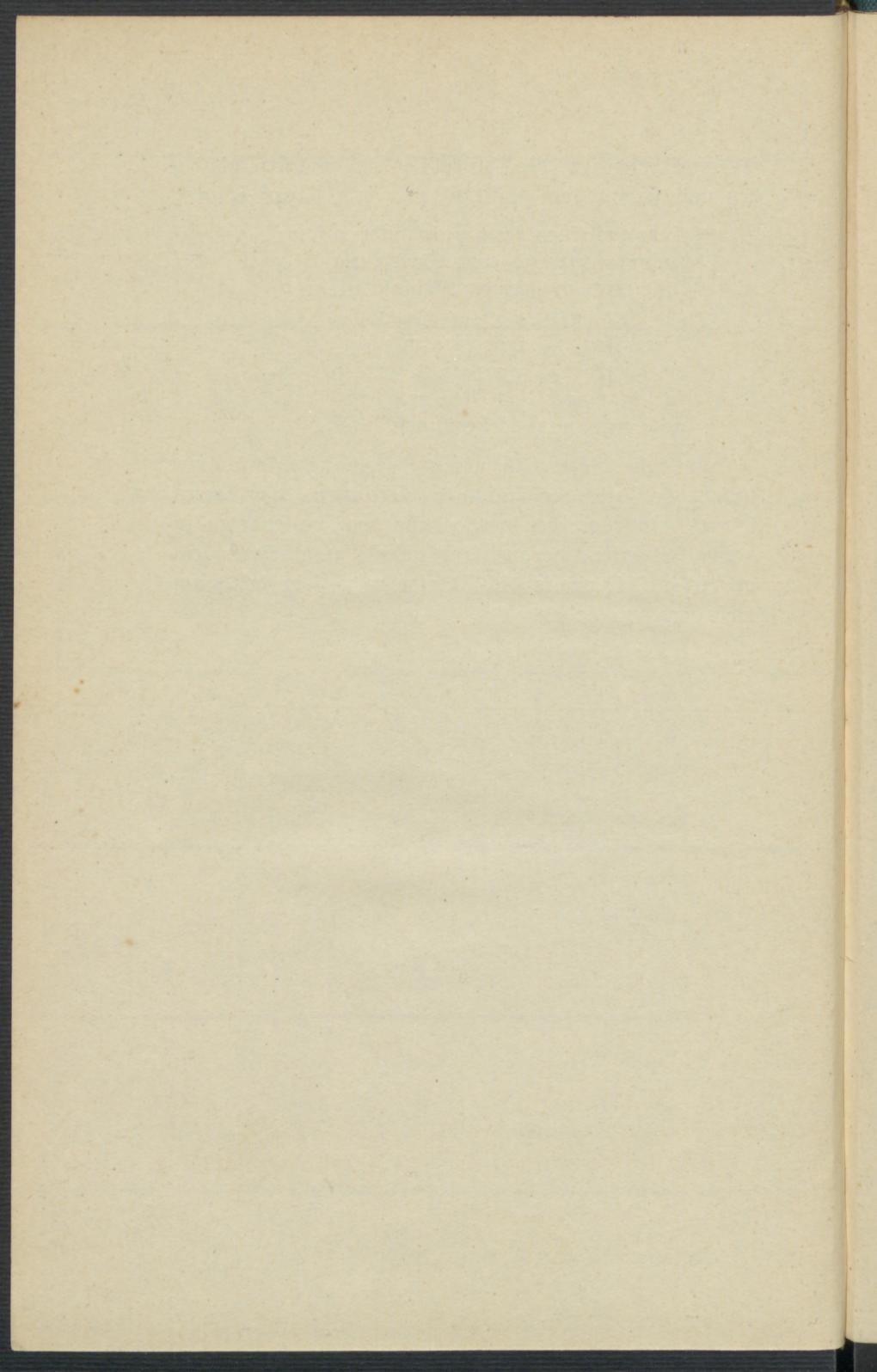
die einst zu denien, die ihr früher am nächsten gestanden und sie nachher qualvoll gekränkt, sagen konnte:

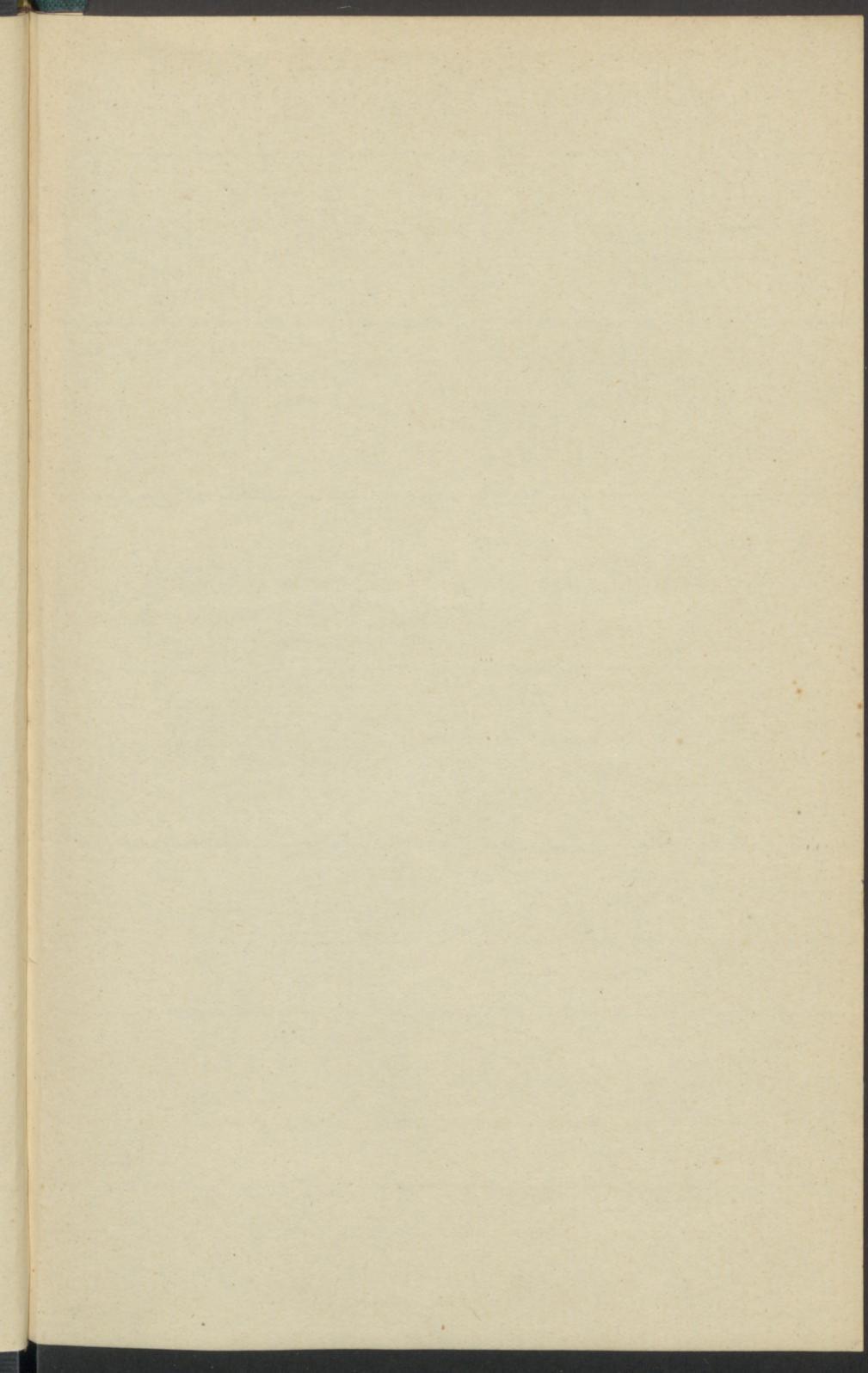
Lebt wohl, es kann nicht anders sein;
spannt flatternd eure Segel aus,
laßt mich in meinem Schloß allein,
im öden, geisterhaften Haus:
Verlassen, — aber einsam nicht, —
erschüttert, — aber nicht zerdrückt, —
so lange noch das heil'ge Licht
auf mich mit Liebesaugen blickt.

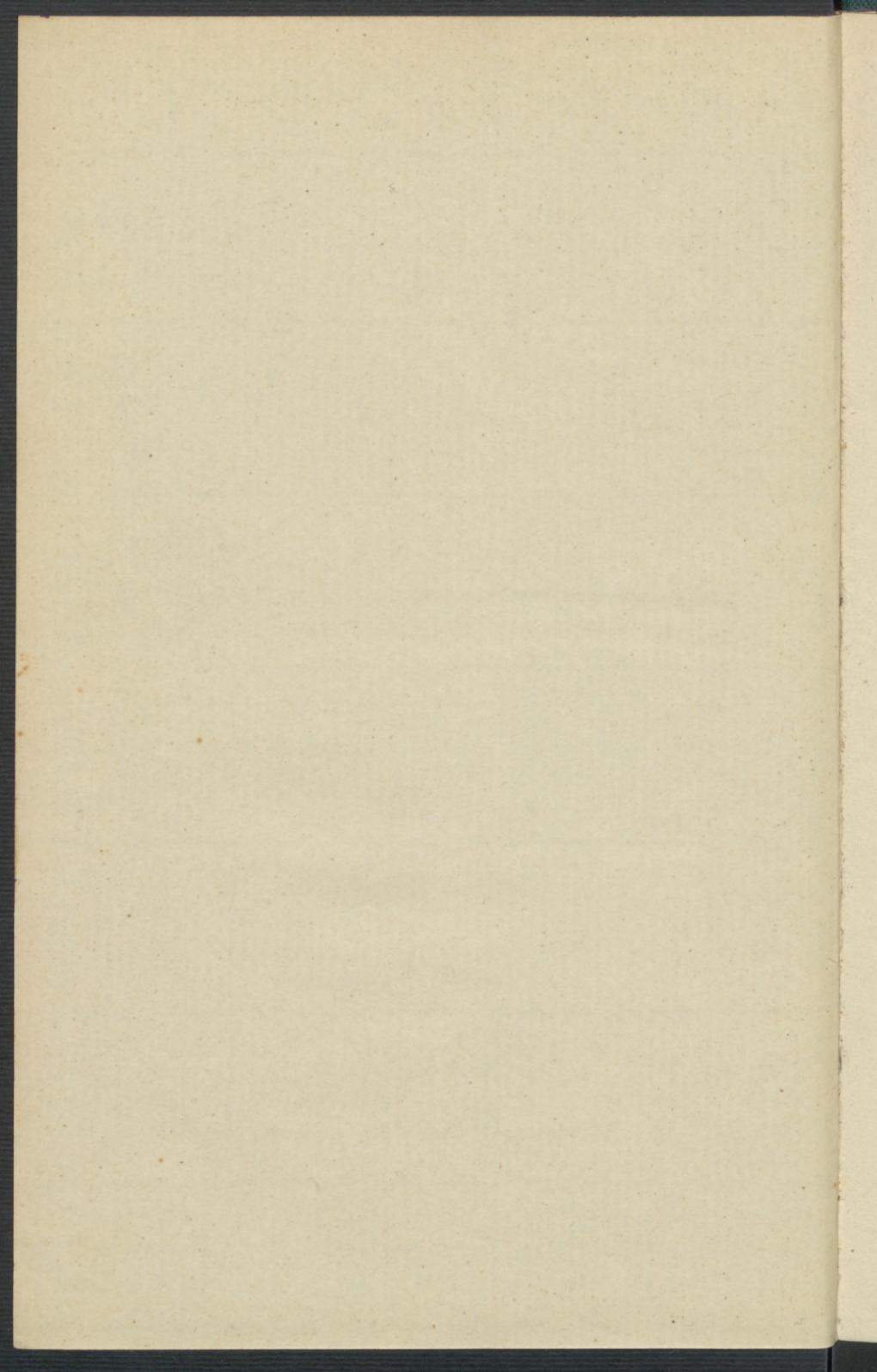
O, gebe Gott, daß unser Seelenauge sich immer tiefer das Bild des einsamen Heiligsten, des Gottessohnes, einpräge, der gerade aus dem vollendeten inneren Alleinsein heraus frohlockend zum Vater emporrief: „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde!“

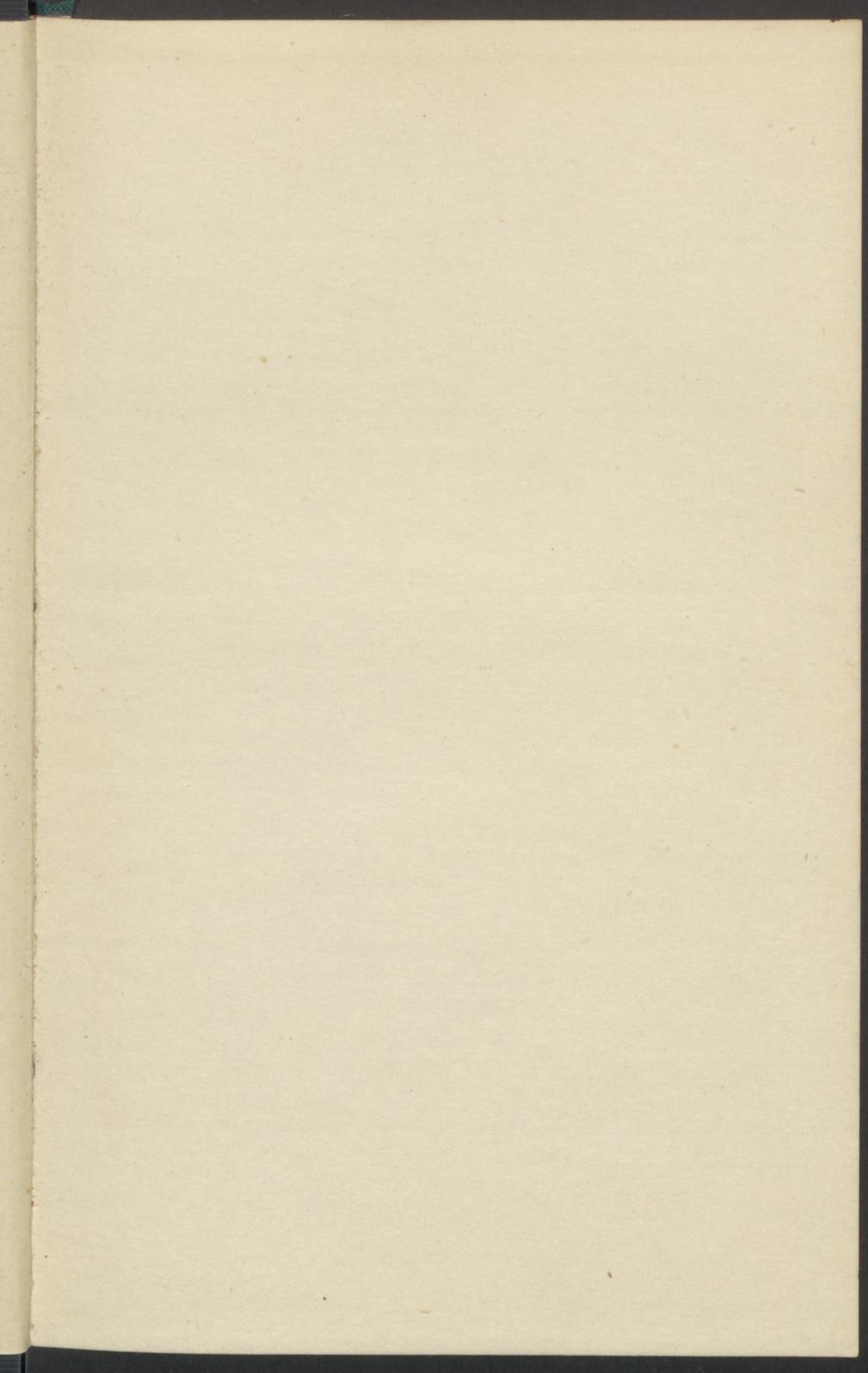
Amen.

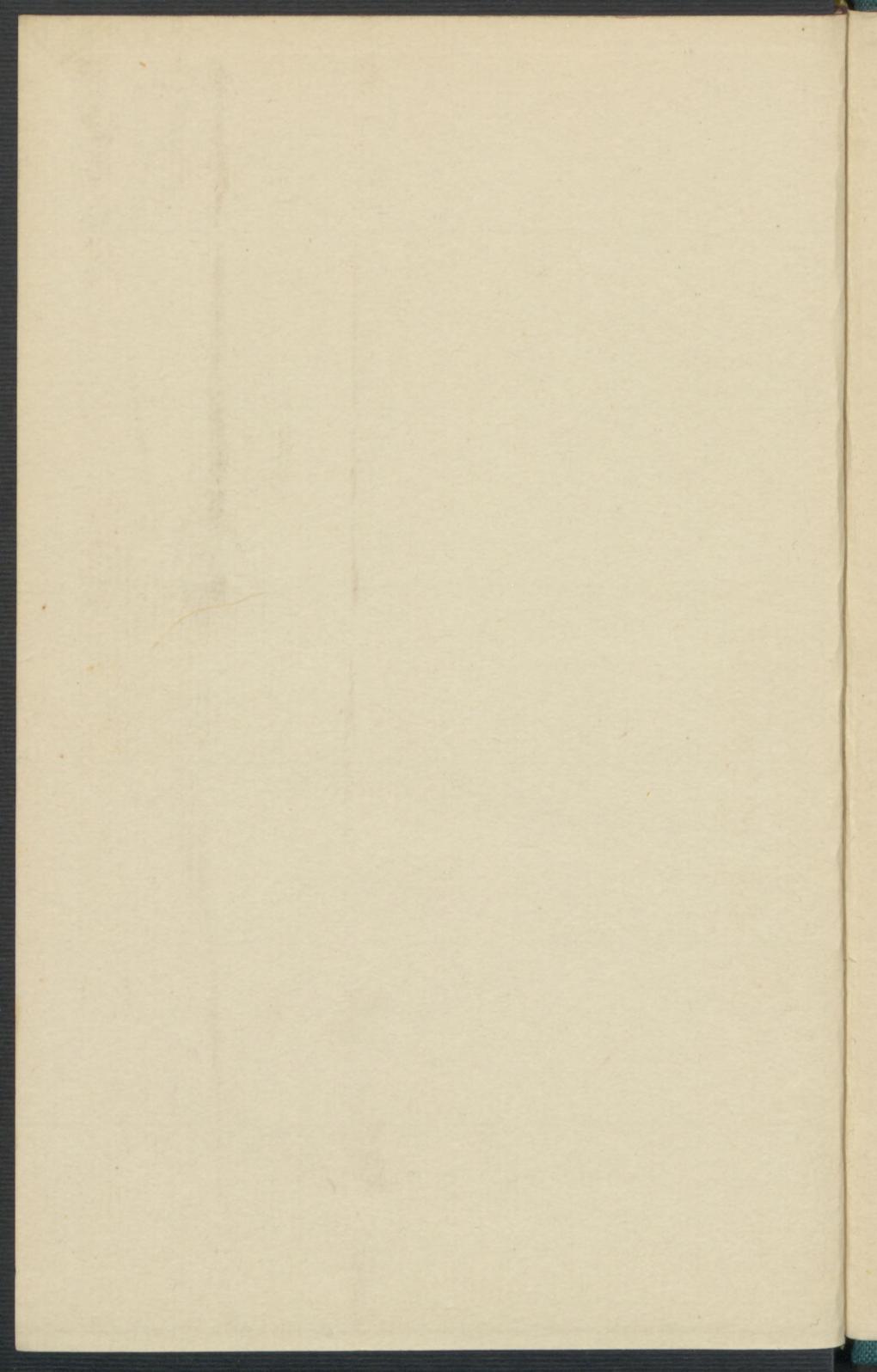












50,-

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-050962